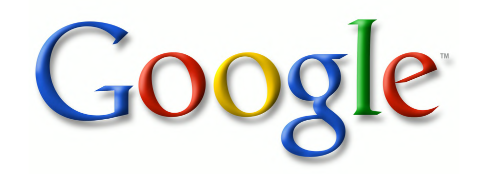
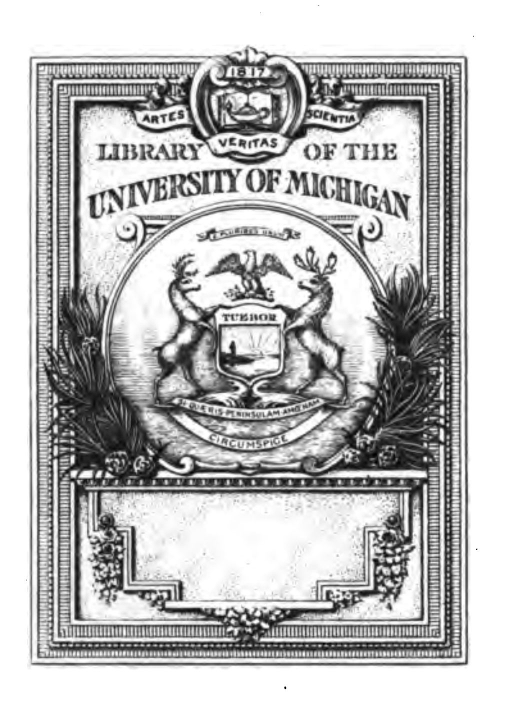




1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE

Europäische Annalen

Jahrgang 1805

Viertes Stük

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1805.

Inhalt.

Europäische Annalen

Jahrgang 1805

Zweiter Band

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1805.



I.

Bemerkungen über das Verfahren mehrerer Reichsfürsten gegen die Reichsritterschaft.

Die Absicht des Verfahrens mehrerer Reichsfürsten gegen die Reichsritterschaft ging offenbar dahin, diese in den Strudel der Landeshoheit zu ziehen. Diese Absicht hat ihre Lobredner und Tadler gefunden, je nachdem man das Interesse der Reichsfürsten oder der Reichsritterschaft umfaßte. Lobredner sowohl als Tadler begiengen aber den Fehler, das, was seiner Natur nach niemals etwas anderes seyn konnte, als ein Act der Politik, als einen Act des Rechts zu nehmen. Daher die Menge der schiefen Urtheile, welche über diese Angelegenheit gefället sind; Urtheile, deren Berichtigung der Zwek des vorliegenden Aufsazes ist.

Was die Reichsfürsten am meisten zu ihrem Verfahren gegen die Reichsritterschaft verführte, war, wenn wir aufrichtig seyn dürfen, das Beispiel, welches das Haus Oesterreich in früheren, das Haus Preussen in späteren Zeiten gegeben hatte. Sie hätten sich aber hierdurch nicht verführen lassen sollen; dasselbe ist nicht Allen erlaubt. Wenn Oesterreich und Preussen die Unmittelbarkeit der Reichsritterschaft in denjenigen Ländern aufhoben, wo sie dieselbe vorfanden; so thaten sie dies nie als Reichsstände, sondern als souveraine Mächte. Als Reichsstände hätten sie die Unmittelbarkeit der Reichsritterschaft respektiren müssen, und wären sie nichts weiter gewesen, denn Reichsstände, so würden sie dieselbe auch respektirt haben. Als souveraine d. h. von allen Reichsbündnissen unabhängige Mächte konnten sie die Unmittelbarkeit der Reichsritterschaft in den ihnen anheim fallenden Reichslanden nicht respektiren, ohne dem größ=

ten Vortheile zu entsagen, welchen der Umfang ihrer Länder und die daraus hervorgehende grössere Macht mit sich führte. Was Oesterreich und Preussen thaten, das konnte also den übrigen Reichsfürsten, insofern sie sich durch die Reichsunmittelbarkeit der Reichsritterschaft in der Ausübung ihrer Landeshoheit beengt fühlten, nur dann zum Muster dienen, wenn sie sich in derselben Lage befanden, welches durchaus nicht der Fall war.

Der deutsche Staatskörper verträgt sich nicht mit der Souverainetät. Man kann dies nicht oft genug wiederholen, da es eine Wahrheit ist, die von den meisten Publizisten verkannt wird. Alles was Souverainetät in Beziehung auf diesen Staatskörper genannt werden kann, ist in der Verfassung enthalten, deren erster und eigenthümlicher Zwek Aufhebung und Vernichtung aller partiellen Souverainetät ist. Vermöge dieser Eigenthümlichkeit des deutschen Staatskörpers nun tritt das Recht immer und ewig an die Stelle der Politik. Nie kann davon die Rede seyn, ob eine andere Verfassung der bestehenden vorzuziehen sey, oder nicht; diese Frage ist durch die Verfassung beseitigt. Nicht die Richtigkeit der Ideen, sondern das Recht soll vorwalten, und jedes Mitglied des Fürstenbundes seine Existenz nur insofern gesichert sehen, als es die Existenz aller übrigen Mitglieder achtet. In wiefern die eigentliche Schwäche des deutschen Reiches hieraus hervorgeht, ist eine Frage, welche längst entschieden seyn sollte, und gewiß auch längst entschieden seyn würde, wenn es einem solchen Staatskörper, wie der deutsche einmal ist, möglich wäre, seine eigene Schwerkraft zu überwinden. Indem man zugleich das Bedürfniß der Souverainetät und die Unmöglichkeit derselben fühlte, suchte man die Einheit der Intelligenz durch die Einheit des Willens zu ersezen; und so entstanden die verschiedenen Ideen von einem Fürstenbund, welche nie realisirt werden konnten, und selbst in dem Gefühl ihrer Verfasser so sehr pia de-

sideria blieben, daß, wenn die Deduktion mit Adam angefangen hatte, das Schlußkapitel mit einem Stoßgebet endigte; Produkte, bei welchen es ungewiß bleibt, ob man sie mehr in ihrer Treuherzigkeit oder in ihrem Unverstande bewundern soll.

Indem nun jede Landeshoheit sich innerhalb der Schranken der Constitution bewegt, versteht es sich ganz von selbst, daß ihr das Recht genommen ist, dasjenige zu verändern, was die Constitution unter ihren Schuz genommen hat. Wie sehr sie auch mit einem oder dem andern Mitstand kollidiren mag, so darf sie sich doch niemals unterfangen, diese Collision aufheben zu wollen; alles, was ihr erlaubt ist, besteht in Ausgleichung und zwar in einer solchen Ausgleichung, daß die Existenz des Mitstandes gesichert bleibt. Will sie über diese Gränze hinaus, so wird sie eine Verrätherin an der Constitution, und ihre eigene Existenz kann nur insofern garantirt bleiben, als sie die Kraft hat, dieselbe gegen die Macht des ganzen Reiches zu vertheidigen. Ich sage hiemit durchaus nicht, daß diese Einrichtung gut und löblich sey, ich sage damit nur, daß diese Einrichtung einmal vorhanden ist, und das Wesen des deutschen Staatskörpers ausmacht. Mag also immerhin die Reichsritterschaft weder gut noch nüzlich seyn, mag ihre Existenz sogar dazu beitragen, daß es im deutschen Reiche um so schlimmer hergeht: dies alles verschlägt nichts, sobald von der Rechtmäßigkeit ihrer Existenz die Rede ist, welche, vermöge der Natur des deutschen Staatskörpers, von allen denjenigen anerkannt werden muß, welche nichts weiter sind, als Mitstände, und folglich nicht das Recht haben, die Existenz eines Mitstandes zu bedrohen. Etwas ganz anderes ist Politik und etwas ganz anderes ist Recht. Die Politik, welche ihrem Wesen nach nichts weiter ist, als die Poesie des Rechts, kann vieles verabscheuen und verdammen, was das Recht achten und erhalten muß; und

da wo der gesellschaftliche Zustand einmal von der Art ist, daß er die Politik ausschließet, giebt es kein anderes Heil, als Unterwerfung unter Verträge, was auch daraus entstehen mag. Dies ist aber durchaus der Fall im deutschen Reiche.

Wenn von dem Verfahren des deutschen Kaisers in Beziehung auf die Reichsritterschaft die Rede ist, so muß man in seiner Person den Souverän sehr wohl von dem Kaiser unterscheiden. Als Souverän muß er auf die Einheit der Regierung dringen; und damit hängt aufs engste zusammen, daß er in seinem Erblande keine andere Souverainetät duldet, sollte sie auch nur in der Reichsunmittelbarkeit bestehen. Als Kaiser bildet er blos eine beschüzende Macht, und damit hängt eben so eng zusammen, daß ihm die Verfassung des Reichs über alles geht. Der Erzherzog von Oesterreich (gegenwärtige östreichische Kaiser) und der deutsche Kaiser sind in einer und derselben Person enthalten; allein die Funktionen dieser Person, insofern sie als Staatschef oder als deutscher Kaiser operirt, sind wesentlich verschieden, ja sie sind einander auf das allerbestimmteste entgegengesezt. Als Staatschef darf sie nicht zugeben, daß sich eine Souverainetät neben der ihrigen constituire, oder, im Fall sie bereits constituirt sey, behaupte; als deutscher Kaiser muß sie aller Souverainetät entgegenwirken, weil die deutsche Kaiserwürde wesentlich darauf beruht, daß es in Deutschland keine Souverainetät gebe, die nicht in der Verfassung enthalten ist. Hieraus erklärt sich das widersprechende Verfahren des östrreichischen Staatschefs in Beziehung auf die Reichsritterschaft in seinen Erblanden und im deutschen Reiche. Im Jahre 1764 wurde die Reichsunmittelbarkeit der Herrschaft Asch aufgehoben, weil sie der Souverainetät des Königs von Böhmen entgegenstrebte. Im Jahr 1804 erschien ein Conservatorium zur Begünstigung der Reichsritterschaft im deutschen Reiche. Hatte der östrreichische Staatschef,

oder vielmehr die österreichische Regierung früheren Maximen entsagt? Keineswegs. Im Jahre 1764 handelt sie dem einen, im Jahre 1804 dem anderen Interesse gemäs, ohne im mindesten mit sich selbst in Widerspruch zu stehen. Verschieden von der Beziehung, worin sie als Regierung gegen Regierte oder Unterthanen stand, war die, worin sie als Beschüzerin gegen die Constitution des deutschen Reiches stand. Das Conservatorium gieng so bestimmt aus dem Wesen eines deutschen Kaisers hervor, daß die österreichische Regierung, wenn sie nicht damit aufgetreten wäre, geradezu der Kaiser-Würde entsagt haben würde. Beschränkte sich die Macht des österreichischen Staats-Chefs auf den Besiz des Erzherzogthums Oesterreich, so würde eine solche Collision nie statt finden; dann aber würde auch der Erzherzog von Oesterreich, (oder der österreichische Kaiser) nicht deutscher Kaiser seyn. Die Collision ist dadurch hervorgebracht, daß der österreichische Staats-Chef zu gleicher Zeit König von Ungarn und Böhmen ist, wodurch er zu gleicher Zeit Souverän und deutscher Kaiser wird.

Auf dieselbe Weise hat Preussen die Unmittelbarkeit der Reichsritterschaft in Franken nicht als Churfürst von Brandenburg, sondern als König von Preussen aufgehoben. In der ersteren Eigenschaft hätte es die Reichsunmittelbarkeit ewig respektiren müssen; in der lezten Eigenschaft konnte es das längere Daseyn der Reichsritterschaft nicht gestatten, ohne an seiner eigenen Macht zum Verräther zu werden. Die Art und Weise, wie es sich bei der Auflösung der Reichsritterschaft in seinem Antheil von Franken genommen hat, ist in jeder Hinsicht so lobenswerth, daß sie in den Annalen der Organisations-Kunst aufbehalten zu werden verdient. Nichts konnte entscheiden als die Gewalt; allein indem die preussische Regierung die Gewalt, einen einzigen Fall ausgenommen, im Hintergrunde erhielt, verwandelte sie das Zerstörungsgeschäft in einen Akt der Ausgleichung, wobei

der ganze Schein des Rechtes beibehalten wurde, und alles ruhig von statten gieng. Wenn damals kein Conservatorium erschien, so lag der Grund theils in dem sehr gemäßigten Verfahren der preussischen Regierung, theils in dem Umstande, daß der König von Preussen die Macht hatte, das einmal angefangene Werk zu vollenden, d. h. darin, daß er das Werk durchaus nicht als Churfürst unternahm. Da alles von der Macht ausgeht, so kann man sich auch nur durch die Macht das Recht erwerben, als Schöpfer zu handeln. Unter einer Constitution befangen, muß man sich den Aussprüchen derselben unterwerfen.

Da das rasche Verfahren so wohl des Churfürsten von Pfalzbaiern als der übrigen Fürsten, welche der Reichs-Ritterschaft den Krieg ankündigten, zu keinem erwünschten Resultate führte, so ist es nicht überflüssig, die Frage aufzuwerfen: Aus welchem Gesichtspunkte die beiden vermittelnden Mächte (Frankreich und Rußland) diese Angelegenheit betrachtet haben müssen?

Der Angriff auf die Reichsritterschaft war eine Folge des Entschädigungswerkes, welches im Jahre 1802 seinen Anfang nahm. Es lag in der Natur der Sache, daß dies Werk nur auf Kosten bedeutender Reichsstände zu Stande gebracht werden konnte; allein, da wir in Zeiten leben, wo die Theokratie überflüssiger zu werden beginnt, so würde jede Begünstigung derselben bei dem Entschädigungswerke unverantwortlich gewesen seyn. Auf Kosten der Kirche sollten also einzelne Reichsfürsten wieder erhalten, was sie auf dem linken Rheinufer durch den Revolutionskrieg verloren hatten. Alles, was nicht zur Kirche gehörte, sollte so viel als möglich unangetastet bleiben; und so lag es durchaus nicht in dem Geiste des Reichsdeputations-Recesses, daß die Reichsritterschaft in ihren Vorrechten gekränkt werden sollte. Sobald demnach einzelne Reichsfürsten diese Kränkung versuchten, mußten die vermittelnden Mächte sich der Reichsritter-

schaft annehmen; denn nie war es die Idee dieser Mächte gewesen, daß der Rechtszustand in Deutschland durch das Entschädigungswerk mehr aufgehoben werden sollte, als gerade nöthig war. Was konnte Deutschland überhaupt durch die Aufhebung der Unmittelbarkeit der Reichsritterschaft gewinnen? Vielleicht das eine und das andere für die Moralität seiner Bewohner durch eine bessere Polizei in dem Innern eines jeden einzelnen Landes; aber durchaus nichts für seine politische Kraft, welche in eben dem Maaße schwächer wurde, als die einzelnen Landeshoheiten sich consolidirten; denn die nothwendige Folge dieser Consolidation mußte immer Trennung des einen Deutschen von dem anderen seyn, und zulezt nothwendig zu Revolutionen in Deutschland führen. Nicht als hätten die vermittelnden Mächte hierüber tiefsinnige Betrachtungen angestellt. Dies war durchaus nicht nöthig, um zu begreifen, daß unstatthafte Eingriffe, so oft sie geschehen, viel weiter führen, als sie anfänglich berechnet waren, die vermittelnden Mächte wollten nur, daß das Entschädigungswerk nicht über die Gränze hinaus getrieben werden sollte, welche einmal gestekt war; oder mit andern Worten, daß der Rechtszustand in Deutschland durch das Entschädigungswerk so wenig als möglich aufgehoben würde. Alles Uebrige stellten sie den beiden grossen Monarchien anheim, zwischen welchen Deutschland eingeklemmt ist. Da diese denjenigen Grad von Macht besizen, welcher zur Politik berechtigt und ein neues Organisationsgeschäft gedeihlich macht, so werden sie von den vermittelnden Mächten, als Garants der gegenwärtigen Verfassung, nie verhindert werden, über die Wohlthätigkeit oder Schädlichkeit der Reichsritterschaft nach eigener Einsicht zu urtheilen und zu verfahren. Dagegen werden die blossen Reichsfürsten nie ihren Zwek erreichen; wenigstens nicht auf dem Wege der Gewalt, weil ihre Macht allzuprecär ist, um einen neuen Rechtszustand zu begründen und zu vertheidigen, als worin das Wesen der

wahren Politik besteht, in sofern sie sich auf innere Verhältnisse bezieht.

II.

Lage von Egypten zu Ende des Septembermonats 1804, mit einer kurzen Darstellung aller, seit der Entfernung der französischen Armee sich in diesem Lande zugetragenen Begebenheiten.

(Aus dem französischen Amtsblatte vom 28sten März 1805, welches diese Darstellung wiederum aus einer unter obigen Titel zu Paris erschienenen Flugschrift entlehnte.)

Die Wichtigkeit Egyptens, das wegen seines hohen Alterthums, wegen der mannigfaltigen Künste, die daselbst geblüht haben, wegen der wunderbaren Eigenschaften des Stromes, dem es sein Daseyn verdankt, und besonders wegen der unsterblichen Unternehmung des Helden unsres Jahrhunderts, so denkwürdig ist, muß nothwendig Europa aufmerksam auf sein gegenwärtiges und neugierig in Hinsicht auf sein künftiges Schiksal machen. Nachdem die französische Armee dessen abscheuliche, aber durch Herkommen geheiligte, Regierung gestürzt hatte, konnte und wollte sie durch Wiederherstellung und Aufklärung dieses schönen Landes sich ein Verdienst erwerben. Indessen wollte ihm das Schiksal den Krieg mit allen seinen Greueln, aber sein Glük blos im Werden, zeigen. Schon begann die französische Armee ihre Zusage gegen Egypten zu erfüllen, als unsre unruhigen und eifersüchtigen Gegner, vom Zufall und ihrer Seemacht begünstigt, alle Hoffnungen des zu einer höhern Bestimmung berufenen Volks scheitern machten. Diese Insulaner, deren Schriften und Reden Philosophie und Menschenliebe athmen, fürchteten für ihren Gewürzhandel, diese ephemere Quelle ihrer Reichthumer. Sie boten ungewöhnliche Mittel auf, um Egypten in das Chaos der Barbarey zurükzustürzen, und durch Verwirrungen und endlose Bürger-

Kriege seinen Ruin zu vollenden. Man darf ohne Scheu behaupten, daß die Engländer Egypten nicht nur der Unwissenheit und Barbarey auf's neue überliefert, sondern seine Leiden verlängert, und das Feuer, an dem es sich verzehrte, heimlich geschürt haben, indem durch sie alle jene Partheien gediehen, die sein Innres zerfleischten. Es schien, als wollten sie dieses mit ihren schönen Besizungen in Indien zusammengrenzende Land durch Elend und Verheerung zum Gegenbilde derselben machen. Eine zusammenhängende gedrungene Erzählung der Ereignisse wird den überzeugendsten Beweiß von ihren machiavellistischen Staatskünsten an die Hand geben. Nach dem Abzuge der Armee des Orients, kehrte die englische, aus Indien gekommene Armee über Süez dahin zurük. Die aus England angelangte blieb zur Besazung in Alexandria zurük, bis das dringende Anhalten der Pforte die brittische Regierung bestimmte, sie zurükzuziehen. Die englischen Generale suchten, während ihres Aufenthalts zu Alexandrien, das Feuer der Zwietracht zwischen den Türken und Mameluken, troz der Mient von Beschüzern, die sie sich gegen die Leztern gaben, zu unterhalten. Die Pforte wußte, daß sie an den Beys, wofern diese ihr Uebergewicht in Egypten behaupteten, furchtbare Feinde hätte, die ihr Ansehen entkräften würden. Sie ertheilte daher ihrem Admiral den Auftrag, alle nur irgend möglichen Mittel anzuwenden, um sich ihrer zu entledigen. Sogleich spann der Kapudan-Pascha ein geheimes Verständniß wider sie an, welches nothwendig den Engländern bekannt geworden seyn mußte, indem sie es waren, die den Beys ihre Sicherheit verbürgt und sie vermocht hatten, sich mit Zutrauen in das Lager der Muselmänner zu begeben. Sie waren von dem Anschlage unterrichtet, und der Erfolg bewieß, daß alle Maaßregeln so genommen waren, daß man im Augenblike den Mameluken zu Hülfe kommen konnte; aber sie wollten das Complot losbrechen lassen, um eine Aussöhnung zwischen beiden Theilen unmöglich zu machen, und unter der Maske der Redlichkeit sich die Ehre des Schuzes zuzueignen, den sie den Beys angedeihen ließen, um sie gänzlich für ihre Parthei zu gewinnen. Verständige Leute versicherten sogar, daß sie die ersten Anstifter der Verrätherei gewesen seyen, über die sie nachher auf-

gebracht schienen. Wie dem auch sey, so lagen die türkischen Schiffe auf der Rhede von Aboukir vor Anker. Der Kapudan-Pascha befand sich zu Lande im Lager der Türken, das jenem der Mameluken zunächst stand: er lud die Beys und die Kachefs zu einem Mahle an Bord seines Schiffes ein. Die angesehensten waren Osman-Bey-Tambourgi, ein muthvoller Krieger, und Osman-Bey-Bardissi: im Vertrauen auf den Schuz der Engländer begaben sie sich in dem Boote des Kapudan-Pascha dahin. Kaum war dieser zur See, so wurde er unter dem Vorwande dringender Angelegenheiten an's Land gerufen, und schiffte sich aus, wobei er den Beys sagte, daß sie seiner am Borde warten sollten, und daß er sie einzuholen eilen würde. Aber kaum fanden sich diese in Schußweite von dem türkischen Schiffe, als sie viele Bewaffnete ansichtig wurden, und über das Umwenden des Kapudan-Pascha unruhig zu werden anfiengen. Im Augenblike, wo sie an das Land zurükkehren wollten, erfolgte aus dem Schiffe eine Abfeurung aus kleinem Gewehr. Osman-Bey-Tambourgi wurde dadurch getödtet, und Osman-Bey-Bardissi verwundet. Dieser und Soliman-Kachef vertheidigten sich mit grosser Tapferkeit gegen die Türken. Endlich wurden sie nebst ihrem Gefolge, zusammen dreißig Mann, gefangen genommen. Wenige Augenblike nachher rükten die Engländer in Schlachtordnung an, zeigten sich vor dem Zelte des Kapudan-Pascha, und forderten ihn auf, ihnen die gefangenen Mameluken auszuliefern. Der Admiral sah sich hiezu gezwungen, nachdem er sie für die Nichtbefolgung der Befehle seiner Regierung verantwortlich gemacht hatte. Die befreiten Beys wurden von den Engländern mit allen Merkmahlen der Achtung behandelt. Sie fertigten nun sogleich Befehle aus, damit diejenigen ihrer Anhänger, die sich in Ober-Egypten befanden, sich mit ihrem unweit Damanhour stehenden Lager vereinigen sollten. Sie erhielten von den Engländern Geld, Zelte, Kriegsvorrath jeder Gattung, und wurden durch ihren Vorschub in Stand gesezt, den Muselmännern, ihren nunmehr unversöhnlichen Feinden, die Spize zu bieten. Dieß ist die Quelle des tief eingewurzelten Hasses, der unter ihnen vorwaltet. Ein unaufhörlicher Krieg vergrösserte ihn noch, und man kann, wenn man die einen und die

andern gesehen hat, nicht zweifeln, daß, so lange es Mamelukken geben wird, niemals zwischen ihnen und den Osmanlis eine aufrichtige Aussöhnung statt finden wird. Schon der bloße Name der leztern macht sie vor Abscheu und Wuth zittern.

In drey Treffen, welche die Mameluken, ohngefähr 1500 Mann stark, den Türken um diese Zeit lieferten, rieben sie 8000 der leztern auf. Da sie indessen sahen, daß sie der überlegenen Macht, die Mehemed-Pascha, Vicekönig von Aegypten, in der Hauptstadt beisammen hatte, in die Länge nicht würden widerstehen können, so zogen sie sich nach Ober-Aegypten zurük. Die Engländer wandten jezt alles bei der Pforte an, um den Beys den Besiz von Aegypten auszuwirken. Der General Stuart betrieb selbst, nach seiner Abreise von Alexandrien, dieß Geschäft in Konstantinopel. Um den Einfluß der Britten in Aegypten desto sichrer zu stellen, und sich für immer den Zank-Apfel vorzubehalten, den man bei dem ersten Anlasse auszuwerfen gedachte, beschlossen die Engländer, sich eines der Beys zu bemächtigen. Nach dem Tode des Murad-Bey, dem alle Mameluken unbedingt gehorcht hatten, vertheilten sich diese unter mehrere Anführer, vereinigten sich aber am Ende unter den Befehlen von Osman-Bey-Bardissi und von Mehemed-Bey-Elfi, welches ehemalige Sclaven von Murad-Bey und von ihm selbst zu Sangiaks erhoben waren. Bardissi stand wegen seiner grossen Tapferkeit und seiner bewundernswürdigen Gewandtheit in Leibesübungen im Rufe. Elfi war minder beherzt, vereinigte hingegen mehr Mameluken unter seinen Befehlen, weil er sehr reich war und ungleich mehr Dörfer inne hatte. Diese beyden Sangiaks waren seit langer Zeit Feinde. Man behauptet sogar, daß sie während eines ernsthaften Wortwechsels einander herausgefodert, aber den Zweikampf auf die Zeit ausgesezt hätten, wenn sie sich würden Meister von Kairo machen können, wobei sie angeblich die Uebereinkunft getroffen haben, daß der erste, welcher daselbst einrükt, es sogleich verlassen und sich mit dem andern schlagen, die Schäze des Besiegten aber dem Sieger als Erben heimfallen sollten. Die eigentliche Ursache ihrer Zwistigkeiten lag in ihren gemein-

schaftlichen Ansprüchen auf die Witwe von Murad-Bey, Betti Neffisé. Diese Dame vermochte sehr viel über die Gemüther der sämmtlichen Mamelufen. Beyde Nebenbuhler warben um ihre Hand, und keiner von beyden wollte sie abtreten. Man weiß, daß bei dieser Art ehelicher Verbindungen die Neigung des schwächern Geschlechts nie zu Rathe gezogen wird; eine Wittwe ist eine Art von Hausrath, der dem Sklaven des Verstorbenen angehört, den man unter dieser Miliz als sein Kind und seinen Erben ansieht. Mdme Murad-Bey äusserte öfters, daß sie sich wohl hüten würde, zwischen beiden Beys einen Ausspruch zu thun, daß ihr aber um der Folgen willen bange wäre, welche die Hize beider Freier erzeugen könnte.

Die Engländer versuchten das äusserste, um Osman-Bey-Bardissi dahin zu bringen, daß er sich mit ihnen nach England begeben, und um die Vermittlung ihres Königs zu seiner Wiedereinsezung ansuchen sollte; aber dieser Bey, gegen die Engländer mißtrauisch und wohl wissend, daß er der rechte Arm seiner Parthei sey, weigerte sich dessen. Nun wandten sich die Engländer an Elfi-Bey, den sie durch Versprechungen, Geschenke und Liebkosungen nach Malta lokten, wo sie ihn anfänglich als Geissel so übel behandelten, daß er zu entfliehen und nach Frankreich zu gehen suchte, um den ersten Konsul um Schuz anzuflehen. Kaum aber hatten die Engländer vernommen, daß die Mamelufen sich Meister von Kairo und von Ober-Aegypten gemacht hätten, so überhäuften sie Elfi mit Geschenken und Freundschafts-Bezeugungen und überredeten ihn nach England zu gehen, wo man ihn nun gänzlich für die brittische Parthey gewann und das Vergangene aus seinem Gedächtniß verschwinden machte. Es glükte ihnen nur allzu gut; wir wollen indessen den Begebenheiten nicht zuvoreilen. Im Augenblike ihres Abzugs von Alexandrien überließ die englische Armee den Mamelufen einen Vorrath von Kriegsbedürfnissen, unter anderm Kanonen und Kugeln. Diese waren nicht von Kaliber, woraus denn Osman-Bey-Bardissi sah und auch laut äusserte, daß die Engländer ihn hintergehen wollten. Er fand sich genöthigt, den größten Theil dieser Kriegsbedürfnisse, als für ihn un-

brauchbar, in der Wüste zurükzulassen. Zu gleicher Zeit hinterliessen die Engländer dem Pascha militärische Verhaltungsregeln, Plane, und einen Offizier vom Genie-Wesen, der seine Unternehmungen wider die Mameluken leiten könnte. So trieben diese Insulaner mit beyden Partheien ihren Spott. Ihre Armee räumte endlich Aegypten am ersten Tage des Märzmonats 1803.

Ibrahim Bey, der mit seinen Mamelukken aus Syrien zurükgekehrt war, hatte sich mit Bardissi und mit dem Stellvertreter des Elfi, den man den kleinen Elfi nannte, vereinigt. Sie hatten sich Kairo immer mehr und mehr genähert, und die Truppen, welche Mehemet-Pascha, der in der Hauptstadt eingeschlossen war, gegen sie aussandte, wurden nacheinander aufgerieben. Der gröste Theil und, nur wenig abgerechnet, das Ganze von dem Truppenkorps des Mehemet Pascha selbst, bestand aus nicht mehr als 10—12000 Albanesern, unter denen unvermerkt der Keim des Aufruhrs Wurzeln schlug. Die Strenge, welche Mehemet-Pascha anwandte, um den Unordnungen zu steuern, die unregelmäßige Auszahlung des Soldes, und noch mehr der Uebermuth des trozigen Taher-Pascha, eines ihrer Anführer, riefen die Empörung hervor, die am 29ten April 1803 ausbrach. An diesem Tage forderten die Albaneser ihren rükständigen Sold, und begaben sich vor den Tefterdard oder Schazmeister, welcher einem bestimmten Befehle des Pascha zufolge, sich ihrem Gesuche zu willfahren weigerte. Nun stekten die entrüsteten Albaneser am 29. April die Fahne des Aufruhrs aus, und verfügten sich bewafnet, ihren Anführer Taher-Pascha an der Spize, zum Statthalter, der sich überglüklich schäzte, mit den wenigen Ottomannischen Truppen, die sich zu ihm gesellt hatten, zu entkommen. Die in seinen Diensten stehenden Franzosen retteten durch ihre Tapferkeit und Geschiklichkeit den Harem des Pascha, der sich mit seiner Parthey nach Mansoura zurükzog. Da er sich hier noch nicht sicher wußte, so flüchtete er bis nach Damiette, wo er am 10. May einrükte.

Taher-Pascha nüzte die ersten Augenblike seines Ansehens, um die grösten Ausschweifungen zu begehen. Er ließ eine Menge Osmannen und andre Einwohner, die ihre Anhänger

waren, ermorden, trieb starke Brandschazungen ein, und gestattete seinen Truppen die grösten Ausschweifungen. Nachdem er seine Wuth an den Osmannen ausgelassen, wendete er sie auf die Christen und Franken, gegen die er sich alle Arten von Bedrükungen erlaubte. Der englische Kommissär, Major Misset, wurde bei ihm genau bewacht und bedroht. Der kaiserliche Kommissär, Herr Rosetti, wußte sich seinen Plakereien zu entziehen, indem er ihm 200 Beutel anbot. Einem Kaufmann, Namens Maharouki, wurden 600 Beutel zu bezahlen auferlegt, und allen Korporationen und Privat-Personen eine verhältnißmässige Summe. Glüklicherweise für sie drang Achmet-Pascha, der von der Pforte zum Statthalter von Dschidda bestimmt, und mit einigen Osmanlis zu Kairo geblieben war, bis zu Taher-Pascha vor. Er tödtete ihn meuchlings durch einen Karabiner-Schuß, sandte seinen Kopf nach Damiette, und glaubte das rechte Mittel, die Ordnung wiederherzustellen, gefunden zu haben, wenn er das Oberhaupt der Rebellen aus dem Wege geräumt hätte; allein er versäumte, sich der Citadelle zu bemächtigen, und Mehemed-Ali, zweiter Anführer der Arnauten, nahm dieselbe in Besiz.

Dieser ließ unmittelbar darauf den Testerdar und den Kiaja des Pascha, so wie noch viele andere Osmanlis enthaupten; da er aber fühlte, daß er eines mächtigen Rükhalts bedürfte, so suchte er sich an die Beys anzuschliessen. Er lud sie ein, die Obergewalt mit ihm zu theilen und in Kairo einzudringen. Die Mameluken, welche bis jezt gegen die Albaneser, ihre Feinde, mißtrauisch geschienen hatten, genehmigten endlich ihre Vorschläge, und nachdem sie Geissel empfangen hatten, vereinigten sie sich mit den Aufrührern, wobei sie jedoch besorgt waren, ihr Generalquartier, sowie ihren Anführer Ibrahim Bey für einige Tage in Ogizé zu lassen. Dieser, der bei allen Vorfällen seine Verschlagenheit und Gewandtheit behielt, war schlau genug die Osmanlis zu schonen, während er alle Vortheile seiner Lage benuzte. Er tadelte die Ermordung der Beamten der Pforte, und erklärte, er habe den Seinigen die Freiheit, in Kairo einzurüken, nur darum gestattet, um sie des Vergnügens geniessen zu las-

sen, ihre Weiber und Heerde zu sehen; und zugleich um Unordnungen vorzubeugen. Er fügte hinzu, er werde das Gutdünken des Sultans, seines Herrn, abwarten, und er erkenne dessen Hoheit an. Mittlerweile fielen die Albaneser den Achmet-Pascha an, der mit den schwachen Trümmern der Ottomannischen Truppen gezwungen wurde die Flucht zu nehmen, und sich in das kleine Fort Sou:ouski, das die Franzosen in der Nähe von Kairo erbaut hatten, zu werfen. Da ihn die Arnauten darin angriffen, vertheidigte er sich eine Zeitlang muthvoll; aber von der überlegnen Zahl übermannt, kapitulirte er endlich unter der Bedingung, sich blos an die Mameluken zu ergeben. Er wurde vor Ibrahim-Bey geführt, der ihn sehr gut empfieng, und, ohngeachtet des ungestümmen Anhaltens der Albaneser, die seinen Kopf verlangten, fand er in der Großmuth oder Politik des Ibrahim-Bey seine Rettung.

Ohngeachtet indessen die Mameluken an der Regierung von Kairo Theil nahmen, und die drey obersten Beamten für Rechtspflege und Polizey ernannt hatten, so konnten sie doch dem Unfuge ihrer Verbündeten nicht gänzlich wehren, oder vielleicht benuzten sie deren Stimmung zu allen Unthaten, die ihre persönliche Rache und ihr eigener Groll heischten. Die Hauptstadt Aegyptens war dem Raube und Morde preisgegeben, und konnte niemand als die Albaneser deßhalb anklagen, die man fürchtete und verwünschte, während die Mameluken des allgemeinen Vertrauens genossen.

Englische Kaufleute, die im Augenblike der Verwirrung mit Waaren in Kairo anlangten, welche sie von Bombay nach Suez gebracht hatten, wurden in ihren Wohnungen geplündert, und alles gemünzten Goldes und Silbers, so wie der tragbarsten Habseligkeiten beraubt. Indessen gaben die Beys dem Major Misset, englischem Residenten, alle nur möglichen Zeichen der Achtung. Sie besuchten ihn, und empfiengen ihrer Seits seinen Besuch. Bei dieser Gelegenheit bot er seine Vermittlung zwischen Mehemed Pascha und den Beys an. Er wußte wohl, daß man sie nicht annehmen würde. Was Mehemed Pascha anlangt, so machte sich dieser nach Empfang der Nachricht vom Tode Tahers, und der Briefe seines Mör-

pers, mit den wenigen ihm übrig gebliebenen Truppen ungesäumt nach Kairo auf. Er stieß auf ein albanesisches Streifkorps, das er unweit Salahin auf's Haupt schlug; als er aber die zu Gunsten der Rebellen vorgegangene Revolution vernommen hatte, und mehrere Truppen aus Kairo wider ihn ausrükten, kehrte er eilfertig nach Belbéis zurük. Ohne Hoffnung, sich hier halten zu können, wandte er sich zum zweitenmale gegen Damiette. Da er aber auch hier sich nicht sicher glaubte, sandte er seinen Harem und seine kostbarsten Effekten nach Alexandrien. Gleich nach dem Rükzuge des Mehemed-Pascha nach Damiette, verfolgten ihn auf dem Wege dahin zweitausend Albaneser. Am 3ten May machte der Pascha einen Ausfall auf die Rebellen, zerstreute sie, und erbeutete ihr Gepäk und ihre Munition. Sobald diese Nachricht nach Kairo gelangte, zog Osman-Bey-Bardissi und seine Mamelucken, mit ihren neuen albanesischen Bundsgenossen, an deren Spize Mehemed-Ali stand, aus, um den Mehemed-Pascha in seinem Lager unter den Mauern von Damiette zu belagern. Es gelang ihnen bald, seine Verschanzungen zu erstürmen. Dieser unglükliche Statthalter flüchtete sich in die Féstung Lesbié, wo er sich endlich seinen Feinden zum Gefangnen ergeben mußte, die ihn sofort in eine Wohnung einschloßen und auf's genaueste bewachten. Damiette fiel in die Hände von Osman-Bey-Bardissi. Die Albaneser plünderten es, und verübten alle Arten von Greueln. Von hier zog der Bey gegen Rosette, dessen er sich bemeisterte, nachdem er ganz Nieder-Egypten und das Delta unter seine Bothmäßigkeit gebracht und gebrandschazt hatte. So fiel im Monat September ganz Egypten unter das Joch der Mamelucken, Alexandrien ausgenommen, das sich gleichsam zu Lande blokirt sah, und durch seine Stärke Truppen in Ehrfurcht erhielt, denen alle Mittel zu einer Belagerung mangelten.

Kurz vor der Einnahme von Rosette, hatte die Pforte Ali-Pascha in der Eigenschaft eines Vice-Königs nach Egypten gesandt. Dieser Pascha war lange Zeit Befehlshaber zu Tripoli gewesen; von da vertrieben, gieng er nach Kairo, wo er bis zu dem Einfalle der Franzosen in enger Verbindung mit den Beys lebte. Unter ihren Fahnen focht er wider die Franzosen. Nach unsern vom Glük gekrönten Unternehmungen in Syrien,

rettete er sich mit Ibrahim-Bey durch die Flucht. Er war ein Geschöpf des Groß-Veziers, und folglich ein Feind des Kapudan-Paschas, und seines Günstlings Mehemed-Pascha. Nichts destoweniger übertrug ihm Kourschid-Pascha, wiewohl er ein Anhänger von Mehemed war, das Kommando von Alexandrien. Bald nach seiner Ankunft ließ er über seine Vorliebe für die Engländer keinen Zweifel mehr übrig. Er suchte es zu verhindern, daß der französische Geschäftsträger in Aegypten sich nicht nach Kairo begeben könnte, wie er die Weisung hiezu vom ersten Konsul erhalten hatte; er wollte ihn sogar sowohl auf der Reise als bei seiner Ankunft meuchelmörderisch umbringen lassen. Es gelang ihm nicht; und der Geschäftsträger wurde zu Kairo mit vieler Auszeichnung empfangen. Er bediente sich öffentlich der Vermittlung des englischen Vice-Konsuls in Alexandrien, um an Osman-Bey, der sich in Rosette befand, Worte des Friedens gelangen zu lassen, und ihm einen Vergleich anzubieten; allein dieser Feldherr, so wie der Shirk-el Beled-Ibrahim-Bey, welcher den Oberbefehl in Kairo führte, weigerte sich irgend einen Frieden einzugehn, bei dem nicht die Wiederherstellung der mamelukischen Regierung, so wie sie vor der Ankunft der Franzosen bestand, zum Grunde gelegt würde. Ali-Pascha verwarf diese Vorschläge, und wartete zu Alexandrien, bis er Macht genug haben würde, um sich in den Besiz seiner Statthalterschaft zu sezen. Niemand zweifelt, daß die Engländer, denen er jene Unterhandlung aufgetragen hatte, statt eines redlichen auf Vereinigung der Partheien abzwekenden Verfahrens, nicht vielmehr alles anwandten, um jene friedlichen Annäherungen, deren glüklicher Ausschlag ihnen ihr vorgeseztes Ziel verrükt hätte, fruchtlos zu machen.

Die Mameluken waren zwar ihrer Seits ohne Besorgniß, in Rüksicht auf Ali-Pascha, aber es fehlte viel, daß sie der durch unruhige, gierige und ephemere Bundsgenossen errungenen Gewalt mit Ruhe genossen hätten. Statt die Liebe der Völker zu gewinnen, die sie berufen und sich nach ihnen gesehnt hatten, statt ihre Regierung gesegnet und die Hoffnungen wahr zu machen, die ihre Wiederkunft erwekt hatte, schlugen sie einen Weg ein, der der Gerechtigkeit, der Mäßigung, und selbst der gesunden Staatskunst gerade zuwiderlief, und betrugen sich wie die Flibustier, die mit Feuer und Schwerdt

in einer Stadt wütheten, auf deren Vertheidigung sie Verzicht thaten. Die Arnauten, die täglich an ihren rükständigen Sold mahnten, der eine ungeheure Summe betrug, mußten den Beys den Vorwand zu ihren Erpressungen hergeben; im Grunde aber wurden alle durch die grausamsten Mittel beigetriebenen Summen vorzugsweise den Mameluken vorbehalten, welche sehr grose Bedürfnisse zu befriedigen hatten, und sich auf den Fall der Noth einige Hilfsquellen sichern wollten. Stets mit dem Fuß im Steigbiegel, kauften sie Maulthiere, Kameele zusammen, vertauschten ihre Reichthümer gegen Gold und leicht fortzuschaffende Juwelen, und erlaubten sich durchaus keine Ausgaben, welche die Meinung erweken konnten, als hätten sie Hoffnung Kairo zu behaupten. Die Kaufleute, eben diejenige Menschenklasse, welche die Wiedereinsezung der Mameluken am sehnlichsten gewünscht hatte, glaubten bei ihnen noch die alte Großmuth und richtige Zahlung zu finden, wodurch sie sich immer ausgezeichnet hatten. Sie bemühten sich, ihnen ihre reichsten Waaren anzubieten. Es wäre unanständig und gefährlich gewesen, baare Bezahlung dafür zu verlangen, aber sie fanden sich am Ende sowohl um das Kapital als um den bedungenen Gewinnst betrogen.

Ibrahim-Bey, der als Shirk-el-Beled ausgerufen worden, führte mit kraftloser Hand das Staatsruder. Jeder Bey, jeder Kachef, jeder Mameluke mordete, verhaftete und plünderte nach Gutdünken. Unter dem geringfügigsten Vorwande wurden die durch Würde, Verdienst, Tugenden oder Reichthümer am meisten angesehnen Personen die Schlachtopfer der Tirannei. Einer von denjenigen, die die öffentliche Achtung am meisten umglänzte, der Richter des Zollamtes, ein in jeder Hinsicht ehrwürdiger Mann, fand sich ausser Stand, das von Elfi-Bey, dem Kleinen, verlangte Holz abzuliefern; er wird vorgefordert und auf der Stelle enthauptet. Hussein Aga-Ouali nimmt einen Chirk in Verhaft, um sich seines Geldes zu bemächtigen. Ibrahim-Bey, dem seine Verwandten darum anliegen, verlangt seine Loslassung; es ist billig, antwortete sein Unterbedienter, und sandte ihm seinen Kopf. Hussan-Bey, mit dem Zunahmen der Jude, ein grausamer blutdürstiger Unhold, begnügte sich nicht nur damit, eine Menge unglüklicher Osmanlis, sowohl verheimlichte oder ge-

fangne Soldaten, als friedsame Einwohner, auf das Schloß des Mekias, seinen Wohnsiz, bringen und von seinen Thürmen herabstürzen zu lassen, sondern trieb seine Raubgier und seinen Troz so weit, daß er durch die am Fuße seiner Mauern aufgestellten Kanonierboote alle Fahrzeuge, die aus Ober-Aegypten anlangten, in Beschlag nehmen ließ. Hatten sie Pilgrime von Mekka oder aus Nigritien kommende Reisende an Bord, die einiges Gut oder Sklaven mit sich führten, so ließ er sie vor sich bringen, erdroßeln, in den Nil werfen, und sezte sich in Besiz ihrer Reichthümer. Hundert unglükliche Schlachtopfer wurden oft in einer Nacht seiner Raubgier geopfert, und es ist allgemein bekannt, daß während der Zeit, als dieser unmenschliche Grieche den Mekias durch seine Gegenwart verunreinigte, gegen 8000 Osmanlis auf diese Weise umgekommen sind. Im Innern der Stadt folgten Brandschazungen auf Brandschazungen. Arnauten, Mameluken, alles schien die Einwohner wie eine verworfene Heerde, und ihre Güter als sein Eigenthum zu betrachten. Alles beklagte sich über den alten Shirk-el-Beled-Ibrahim-Bey wegen seines Mangels an Charakter, und man sah mit Ungeduld der Rükkehr von Osman-Bey-Bardissi nach Kairo entgegen. Man mußte nothwendig glauben, daß ein Mann voll Thatkraft und Ehrgeiz wie dieser, wenn man alle Gewalt und alles Ansehen auf seinem Kopf zusammen häufte, den Bedrükungen und Händeln der Subalternen ein Ende machen würde; aber wie grausam wurden die Leidenden getäuscht! Seine Ankunft in Kairo erfolgte in den lezten Tagen des Oktobers 1803. Die Aussicht auf die allgemeine Wohlfahrt und auf die Segenswünsche des Volkes wären unvermögend, den Geist der Unterdrükung, die wilde Raubgier, und die dem Verbrechen schmeichelnde Nachgiebigkeit, die am Hofe der Beys herrschten, zu zügeln. Der Rath, womit ihm einige weise Männer an die Hand giengen, die in ihn drangen, einen Plan für die Zukunft zu entwerfen, den Unordnungen zu begegnen und Aegypten ein wenig Erholung und Ruhe zu gewähren, waren nicht im Stande ihn von seinem Systeme abzubringen. Die Albaneser müssen bezahlt werden, sagte er; sie fordern mit Drohungen ihren Sold. Wir müssen die uns mangelnden Hilfsmittel überall, wo sie zu finden sind, auf-

suchen. Unter diesem Vorwand folgten die Brandschazungen mit reißender Schnelligkeit auf einander, unter Benennungen, die, wenn sie nicht verabscheuungswürdig gewesen wären, lächerlich geschienen hätten.

Der Nil war in eben diesem Jahre sehr niedrig, und überschwemmte nur sehr wenig Land. Indessen war in Ober-Aegypten ein grosser Vorrath an Getraide; allein bei der Ankunft einer mit diesem Lebensmittel befrachteten Barke, bezahlten die Mamelucken nichts oder nur sehr wenig dafür, und verkauften es dann wieder um einen beinah unerschwinglichen Preis. Die Handelsleute, über das ihrem Eigenthum drohende Schiksal bestürzt, brachten es nicht mehr nach Kairo; so daß die Beys, oder Kachefs, die allein mit Willkühr über den Preis dieses unentbehrlichen Bedürfnisses verfügen konnten, ihn übermässig hoch erhielten. Alle Korporationen wurden nacheinander über Vermögen besteuert; selbst die Europäer blieben nicht verschont. Das Beispiel der vergangnen Zeit war so wenig, als die Geschäftigkeit der Agenten der verschiednen Europäischen Nationen im Stande, die Erhebung der Auflagen, die unter dem Namen von Anlehen von den Franken eingetrieben wurden, abzuwenden. Osman-Bey trieb die Vermessenheit so weit, daß er den Hussein-Bey an der Spize einer bewaffneten Macht abschikte, um von dem französischen Geschäftsträger 200 Beutel zu fordern. Nur durch seine Festigkeit, indem er den Hussein-Bey mit dem Säbel in der Hand an seiner Pforte empfieng, und ihm den Eingang in seine Wohnung verwehrte, konnte der französische Name sich dießmal in seiner Achtung erhalten.

Die Dörfer wurden durch die Einfälle der Truppen, und die nacheinander folgenden Brandschazungen, die jeder Bey auflegte, und um die man sich gegenseitig mit den Waffen in der Hand schlug, zu Grunde gerichtet. Kein Eigenthumsrecht, wenn es sich nicht auf Gewalt stüzte, wurde anerkannt.

Der Mangel an Verkehr mit Alexandrien, das Ali-Pascha verboten hatte, unterbrach allen auswärtigen Handel. Man verdankte es dem voraussehenden Geiste und den weisen und klugen Maaßregeln des Kourchied-Pascha, welcher Statthalter, Capidan-Bey, und Befehlshaber der Seemacht war, so wie dem Jamb-Effendi, Oberaufseher der Finanzen in

Aegypten, daß die Stadt Alexandrien bis zur Ankunft des Vice-Königs der grösten innern Ruhe und Sicherheit genoß. Die Einwohner, die europäischen Agenten und die Leute ihrer Nation fürchteten nichts als die Annäherung einer feindlichen Armee. Alles änderte sich aber mit einem Male durch die Erscheinung des Ali-Pascha, der in den Jahrbüchern von Algier, Tripoli und Serci berichtigt ist, ein arglistiger und blutgieriger Mann, dessen blosser Name unter den in der Türkei ansässigen Europäern Schreken verbreitete, und hinreichend war, die Freiheit und Sicherheit ihrer Handlungs-Operationen zu stören.

Seine Ankunft in Alexandrien war die Losung zu allen Arten von Unordnungen. Die Konsuln, die Individuen aus den besondern Nationen, und Schuzverwandte, die Autoritäten des Landes, die Vorsteher des Gesezes, Türken, Araber, Fellahs, mit einem Worte Personen aus allen Klassen wurden durch jedes Mittel beunruhigt und mißhandelt, das eine Macht ersinnen mag, welche keine andere Geseze, als ihre Launen anerkennt. Ali-Pascha's Erpreßungen, und die von ihm genehmigten Ausschweifungen seiner Truppen, deren Vermessenheit so weit gieng, daß sie auf die Konsuln in ihren Häusern, und auf ihre Flaggen und Wappen Feuer gaben, nöthigte diese, an Bord der türkischen, vor Alexandrien liegenden, Eskadre Schuz zu suchen. Dieser Schritt flößte dem Pascha einige Achtung ein, und er fügte sich nun darein, mit ihnen auf einen der Würde der europäischen Regierungen gemäßen Fuß umzugehen. Sie kehrten endlich, nachdem sie Bedingungen erlangt hatten, welche die Ruhe ihrer Landsleute sicherten, in ihre Wohnungen zurük: glüklicher Weise mußte sich Ali-Pascha bald darauf nach Kairo begeben, und dieser Abreise verdankten es die Europäer, daß sie nicht weiter gestört wurden. Aegypten sah sich sonach Unordnungen aller Art und der entschiedensten Anarchie preißgegeben, und die Hoffnung erlosch in allen Herzen.

In Kairo glichen die Arnauten und Mameluken zwei einander gegenüberstehenden Heeren, die nur auf ein Zeichen warteten, um sich eine förmliche Schlacht zu liefern. Die erstern, im Vertrauen auf ihre überlegene Anzahl, heischten drohend ihren vollständigen Sold. Man weiß, daß bei den türkischen Armeen eine Zählung unmöglich ist; jeder, der

einen hierauf abzwekenden Vorschlag machen wollte, würde bald ein Opfer davon werden. Man mußte es demnach auf ihre stets verdächtige Redlichkeit ankommen lassen, und ihnen sofort die Summe bezahlen, die sie von Anfang ihrer Verbindung mit den Mameluken an gefordert hatten; ihr Antheil Betrug 2400 Beutel, oder 1,200,000 Piaster. Noch war man ihnen drei Monate Rükstand schuldig, den sie mit grosem Geschrei verlangten, und nur durch die schmeichelhaftesten Versprechungen hatte man sie bis jezt zu besänftigen vermocht. Die Mameluken ihrer Seits häuften Schäze auf Schäze, und begaben sich ungerne der Früchte ihrer Räubereien und Gewaltthaten. Jeder legte sich, nach dem Ausdruke des Landes, seinen Beutel bei Seite; aber konnte das unglükliche, ausgesogene und erschöpfte Aegypten, bei einem gänzlichen Mangel an gegenwärtigen, und ohne alle Hoffnung künftiger Hilfsquellen, den Anforderungen dieser gierigen Menschen, die seine Lage nicht einmal eines Blikes würdigten, in die Länge genug thun? Mußte es nicht dahin kommen, daß von zwei an keine Subordination gewöhnten Kriegsschaaren die eine ihren rükständigen Sold forderte, die andre ihn zu verweigern gezwungen seyn würde, wobei es zum Bruche zwischen beiden erbitterten Partheien kommen muste? Konnte, bei dem unvermeidlichen Zusammenstosse, der den Ruin und die Vernichtung von Kairo und seiner Bewohner vollenden mußte, ein Tausend braver, aber in mehrere feindselige Faktionen getheilter Mameluken, 6000 Albanesern die Spize bieten, die zwar schlechte Soldaten, aber wohl bewaffnet und durch Mauern beschirmt waren? Siegten die erstere, welche Macht blieb da noch in ihren Händen? Ihr Sieg selbst wäre ihnen verderblicher al eine Niederlage geworden. Gewannen die Arnauten, wie wahrscheinlich war, die Oberhand, welche Drangsale mußte man dann nicht von einem barbarischen, wilden, und undisciplinirten Heere, welches den Zaum der militärischen Subordination gänzlich abgeschüttelt hatte, erwarten? Allein bevor wir zu neuen Katastrophen übergehen, wollen wir den Augenblik in dem die Mameluken von Kairo Meister sind, benuzen, um einen Blik auf einige Individuen ihrer Regierung zu werfen, die um diese Zeit den grösten Einfluß hatten.

Eitelkeit ist ein Grundzug im Karakter von Osman-Bey. Er ist übermüthig wegen einiger über die Türken erlangten Vortheile, und glaubt, daß sich alles vor seinen und seiner Mameluken Säbel beugen müsse. Sein Dünkel macht ihn aller Thaten der Franzosen vergessen, oder, wenn er sich deren erinnert, so geschieht es um zu sagen: Wir waren unwissend und ungeübt, noch dazu eben uneinig, als die Franzosen uns überfielen; aber wir haben seitdem für unser Lehrgeld die Kriegskunst gelernt. Gott ist mit uns und wir werden die Feinde zittern machen. So sprach Osman-Bey, der Anführer von höchstens 2000 Mann, welche brav, aber undisciplinirt, und mehr wie jemals entzweit waren. Er hatte 6000 Albaneser zu Hülfstruppen, noch ungeordneter und minder brav, die er bezahlte, und die ihm dessen ungeachtet jeden Augenblik drohten. Osman-Bey ist ein Mann von milzsüchtiger Stimmung, die eine ausgetretne Galle noch verschlimmert; eine Krankheit, die ihm in kurzem den Tod zuziehen muß, da er alle Heilmittel von sich stößt. Er ist starrköpfig und erbittert, zumal gegen die Türken, mit denen er durchaus keinen Frieden, keinen Vergleich eingehen will; er erinnert sich an die Verrätherei, deren Opfer er beinahe zu Abukir geworden wäre; und spricht den Namen Osmanlis nie anders als mit Abscheu aus. Osman-Bey hat für keine Nation Vorliebe; er wird etwa diejenige begünstigen, die ihn unterstüzt und ihm Hilfe zukommen läßt, aber nur so lange als eben diese Hilfsleistungen dauern werden. Man konnte ihm, so wenig als irgend einem Mameluken, die Geringschäzung und Verachtung gegen die Europäer benehmen; diese Gesinnungen werden mit ihnen gebohren, und sterben mit ihnen. Osman-Bey war wechselsweise Franzos und Engländer. Um die Zeit des Brumaire schien er gänzlich dem kaiserl. Agenten, Herrn Bosetti, ergeben, von dem er große Geschenke empfangen hatte, und von dem er vieles Geld zu beziehen hofte: Dieses Metall ist bei ihm die wirksamste Triebfeder und der Göze, dem er opfert.

Ibrahim-Bey, bloß dem Namen nach Shirk-el-Beled, besaß nicht die mindeste Gewalt; er wieß alle diejenigen, die sich Geschäfte halber bei ihm einfanden, an Osman Bey und

schien, wegen seines hohen Alterts, oder aus wohl berechneter Staatsklugheit, die Ruhe allem andern vorzuziehen. Gegen Ende des Sommers 1804. begab er sich seiner Gewalt und seine Mameluken in die Hände seines Sohns, Merzouk-Bey, eines schwachen und furchtbaren Menschen ohne alle militärische Talente und Muth. Bei allem dem besizt er mehr Begriffe von Gerechtigkeit und mehr Offenheit als alle seine Kollegen, und erklärt fortdauernd, daß niemand, bevor er die Franzosen kennen gelernt habe, ein Feind derselben gewesen sey wie er, und daß sie jezt keinen aufrichtiger ergebnen Freund hätten, als ihn.

Mehemed-Bey-Elfi, Lieutenant des Bey's von gleichem Namen, der sich in England befand, spielte die dritte Rolle in der Regierung. Durch den Besiz der Dörfer und Mameluken des Herrn, dessen Stellvertreter er war, hielt er dem Ansehen von Osman-Bey und Ibrahim-Bey das Gleichgewicht. Die Staatseinkünfte waren unter diese Triumvirn getheilt. Der Lezterwähnte, dem Kenntnisse und Erziehung mangeln, machte sich ebenfalls einiger Bedrükungen und Gewaltthaten schuldig; indessen hätte er auf Eingebung des arglistigen, allen Mameluken inwohnenden Geistes gern glauben gemacht, daß er die Franzosen liebe, aber, weil sein Herr sich in den Händen der Engländer befände, genöthigt wäre, auf die leztere einige Rüksicht zu nehmen, und ihrem Interesse zugethan zu scheinen. Man stellte sich daher, als sey man von seiner Anhänglichkeit an Frankreich überzeugt, wußte aber sehr wohl, daß er weder für noch wider eine von beiden Nationen, insofern er nicht von seinem Chef dazu angewiesen wäre, irgend etwas von Belang unternehmen würde.

Es lohnt sich nicht der Mühe, der andern Beys, wie z. B. des Selim-Aboudiab, u. s. w. Erwähnung zu thun. Sie verhielten sich völlig leidend beim Spiele, und hatten durchaus kein entscheidendes Gewicht bei den Berathschlagungen des Divans, dem sie gleichwohl beiwohnten. Die beim Triumvirat am meisten vermögenden Personen waren Petti-Neffise, Witwe von Murad-Bey, Selim-Kachef-Mabaramgi, Hussein-Bey, der Kopte Georg Heouari, und Hussein-Mouras.

Madame Mourad-Bey, die sich auf eine immer gleich

weise, gleich achtungswürdige Art betragen hat, war unter allen mit der Regierung in Verbindung stehenden Personen die einzige, die im Ernste das Glük von Egypten wünschte.

Selim Kachef, dem die Aufsicht und Erhebung der Steuern aufgetragen war, erkannte nur die für seine Freunde, die ihm reichlich spendeten. Der englische Konsul schien ihm fleissig aufzuwarten. Dieser Kachef ist fein, listig, gefügig; die Parthey von Osman-Bey war diejenige, welcher er ohngeachtet seiner häufigen Zwistigkeiten mit demselben, und seiner Empfindlichkeit, daß man ihn nicht in die Zahl der neuen Beys aufgenommen hatte, ergeben war.

Hussein-Bey spielte seit dem Einrüken der Mameluken eine grosse Rolle in Kairo. Man betrachtet ihn wie den Nero Aegyptens. Sein Name wird mit Abscheu ausgesprochen, und sein Schloß Mekias, wo er wohnte, und das er befestigt hatte, war der Schauplaz der unerhörtesten Gräuel. Nach dem Einrüken der Mameluken suchte er sich seinem Chef Osman-Bey angenehm zu machen, indem er die in Kairo befindlichen Türken, und viele Mitglieder vom Korps der Janitscharen ermordete. Da zu den Leidenschaften, die ihn zu diesen Mordthaten spornten, sich noch die Habgier gesellte, so wurden mehrere nach Kairo kommende Wallfahrer als Türken ergriffen, ausgezogen, gebunden und von den Thürmen von Mekias herab in den Nil gestürzt, wie man oben gesehen hat. Diese Gräuel erneuerten sich täglich, und es schien, als wollte Hussein-Bey seinen Kredit auf diese Mordthaten stürzen. Da er auf Zante gebohren, und ein Christ ist, gut italienisch spricht, und ehmals von Murad-Bey an die französische Armee abgesandt wurde, so giebt er sich das Ansehen europäischer Sitten und Kenntnisse. Er hatte ein Korps von 200 Schwarzen in französischen Manövern abgerichtet, und eine Menge griechischer Abentheurer, gröstentheils Seeräuber aus dem Archipelagus, oder anderen Auswurf aller Nationen an sich gezogen, welche blindlings seinen Willen ausrichteten. Dieser Hussein-Bey stellte sich zuerst von Dankbarkeit gegen die Franzosen durchdrungen, suchte ihnen aber in der Folge mehr als einmal zu schaden, und verkaufte sich schaamlos demjenigen, der ihm das meiste Geld bot. Nicht leicht wird

man einen Menschen finden, bei dem eine glüklichere Bildung und ein einnehmenderes Aeußeres eine schwärzere und unmenschlichere Seele verhüllte.

Der Quali oder Polizei-Lieutenant, Hussein-Aga-Murad, ein Anhänger von Osman-Bey, war ein grausamer und feiler Mann. Die besondern Gewaltthätigkeiten, die er den Kaufleuten und Einwohnern von Kairo zufügte, häuften sich ins Unendliche; er betheuerte unaufhörlich seine Ergebenheit gegen Frankreich, und wirklich vermochte der französische Geschäftsträger so viel über ihn, daß er der Wohlthäter derjenigen wurde, die jener zu Schlachtopfern seiner Rache oder Raubgier ausgezeichnet hatte.

Dieß sind die Hauptzüge, welche die Mitglieder der Mamelukischen Regierung karakterisiren. Sie waren die eigentlichen Blutigel dieses unglüklichen Volks, das sie blos darum zu regieren schienen, um sein Mark auszusaugen; auch zeigten sie sich immer bereit, Kairo zu verlassen. Der gröste Theil machte gar kein Geheimniß daraus, und keiner unter ihnen schikte sich auch nur entfernt zu einer Niederlassung an. Alle ihre Reichthümer bestanden in Gold und solchen Habseligkeiten, die sich bequem fortschaffen liessen. Indessen ernannten die Mamelukenvierzehn Beys: Hiedurch wurden die Lasten des Volks vergrössert, und die Zahl der Beys auf fünf und zwanzig vermehrt. Diese Beys waren Soliman-Aga-Kasnadar, Osman-Aga, Hussein-Aga, Kalil-Aga, Rostan-Aga, Mehemed-Kachef, Abdel-Rahman-Kachef, Abbas-Kachef, Soliman-Kachef, Ismael-Kachef, Omar-Aga, Hussein-Kachef, Mourad-Aga, Salek-Aga.

Die Chirks, als Sprecher des Volks, thaten fruchtlose Gegenvorstellungen, und fanden kein Gehör; sie sagten laut, daß ihnen nur eine Hofnung noch übrig bliebe, und daß diese Hofnung sich auf die Theilnahme des großen Bonaparte's an ihrem Vaterlande gründe.

Die Anführer der Arnauten waren Mehemed-Ali, Achmed-Bey und Hassan-Bey. Wenn bis jezt Kairo noch nicht geplündert und seine Bewohner ermordet waren, so verdankte man es den Vorkehrungen der beyden erstern; aber sie selbst konnten jeden Augenblik das wenige Ansehen verlieren, das

sie über undisciplinirte barbarische Truppen, die durch keine Zucht gefesselt waren, bis dahin behauptet hatten.

Am 22 Nov. 1803 langten aus Konstantinopel Firmans an, welche Hoffnung schöpfen liessen, daß, wenn sie von den Beys angenommen würden, Friede und Ruhe wiederkehren dürften. Sie lauteten folgendergestalt:

„Dem Ali-Pascha, unsrem Minister und Vorsteher des „Gesezes, und Ihren Excellenzen Ibrahim-Bey, Commandanten von Kairo, Osman-Bey, seinem Lieutenant, allen „erlauchten Richtern und Befehlshabern der Janitscharen; „unsern Gruß.

„Wir fertigen euch Gegenwärtiges zu, um euch zu wissen zu thun, daß, da die Franzosen sich von Egypten Meister gemacht hatten, wir zu dessen Wiedereroberung große „Aufopferungen an Geld und Menschen haben machen müssen. Um demnach das Verkehr mit diesem Lande wieder „zu eröffnen, und damit die Finanzen zufolge unsrer neuen „Verordnung (Rejem-Gedid) wieder hergestellt, die für die „heilige Stätte in Mekka bestimmten Lebensmittel, wie auch „die zu unserm besondern Gebrauche und für das öffentliche „Arsenal angewiesenen Gefälle in der festgesezten Frist beigetrieben, und alle Apalten unsrer Verfügung überlassen „werden mögen, senden wir euch einen Verwalter von unserm „Hofe mit folgenden Aufträgen:

Alle Pachtungen oder Dörfer, deren Ertrag sich zum wenigsten auf 12,500 Piaster beläuft, können auf acht Jahre voraus verliehen werden, und wenn die Gefälle oberwähnte Summe übersteigen, so sollen die Einkünfte für Rechnung unsrer hohen Pforte verwaltet werden.

Alle Einkünfte von Egypten, die von den Landesherrlichen Apalten herrühren, die seit dem Jahr 1217 (der Hegira) eingezogen worden sind, sollen in dem Miri mitbegriffen seyn.

Die Gebühren an Geschenken, die Einkünfte von den Ländereien, (ousié) so wie die den Herrn der Dörfer zugehörigen Grundstüke, sollen von gegenwärtigem Augenblike an zum Vortheil der hohen Pforte Miri seyn, gleichwie auch die Gebühren der Kachefs und Pächter der Dörfer, die von unserm Verwalter abgesondert erhoben werden sollen.

Unserm Verwalter ertheilen wir den Auftrag, die gewöhnlichen öffentlichen Ausgaben des Königreichs zu bestreiten, und den Ueberschuß der Einkünfte jedes Jahr in unsre Schazkammer abzuliefern.

Alexandrien, Rosette, und Damiette, Boulak, Alt-Kairo, Suez und Cosseir sollen in der neuen Verordnung mitbegriffen seyn, und die Zolleinnehmer werden ihre Weisungen dem System der bemeldten Hauptstadt gemäs erhalten, vermöge dessen der Zolleinnehmer den Ertrag der Zölle zu verpachten, oder aber für Rechnung unsrer hohen Pforte zu beziehen gehalten ist, wie wir zuvor schon festgesezt hatten.

Ferner sind uns die in Egypten vorgegangenen Veränderungen kund geworden; und im Augenblike, da wir nachdrükliche Maaßregeln ergreifen wollten, um See- und Landtruppen zur Wiederherstellung der Ordnung daselbst auszurüsten, wurde uns euer Schreiben eingehändigt, worin ihr uns gemeldet habt, daß die unsrer hohen Pforte zugehörigen Einkünfte keine Veränderung erlitten hätten, und zu gleicher Zeit um Verzeihung für die Statthalter in Kairo angesucht habt. Aus Rüksicht auf Euch und das Volk, das von den Bedrükungen der Truppen leidet, haben wir uns von Mitleid gegen dieselben rühren lassen, und den Zurüstungen entsagt, die wir zu machen im Begriff waren, und in Gemäßheit des Gegenwärtigen vergeben wir euch alles Vergangene.

Nun haben wir eine Bittschrift von Ibrahim-Bey erhalten, worin er erklärt, daß die für die heilige Stätte angewiesenen Lebensmittel niemals durch sein Verfehlen ausgeblieben sind, und daß alle unsrer hohen Pforte gebührenden Nuzungen, so wie die andern Einkünfte von Egypten zu gelegener Zeit werden abgesandt werden; wobei er zugleich unsre Vergebung nachgesucht hat. In Gemäßheit dessen lassen wir ihm dieselbe vollkommen angedeihen. Er mag ruhig seyn, und sich in allen Anliegen an unsre hohe Pforte wenden, und da überdem der Groß-Vezier uns um Gnade für die sämmtlichen Beys von Kairo gebeten hat, so haben wir sie ihm auf seine Bitten zugestanden, und, um sie zu bestätigen, senden Wir Euch Gegenwärtiges mit Sr. Excellenz Saleh-Aga, einem unsrer Hofleute. Die erste Bedingung dieser Begnadi-

gung ist, daß Ihr dem Inhalte des gegenwärtigen Schreibens nachleben, und Euch wohl hüten sollt, ihn zu übertreten. In Kraft dieses gegenwärtigen Schreibens erkennen wir auch Ibrahim-Bey zum Befehlshaber wie zuvor, und machen ihn für Kairo und für die Befolgung alles oben Erklärten verantwortlich; dem zufolge wird er auch seine Anweisungen von unserm Groß-Vezier erhalten.

Wir empfehlen demnach unserm Vicekönige und allen oben genannten Statthaltern, Grossen, Vorstehern des Gesezes, u. s. w. zu Kairo, alles genau zu befolgen, was wir in gegenwärtigem Schreiben angeführt, das wir mit unserm erhabenen Namenszuge unterzeichnet haben; demselben auf keine Weise zuwiderhandeln, und alles, was wir oben geschrieben, schleunig und in der vorgeschriebenen Frist, zu vollziehen."

(Wesentlicher Inhalt des Firmans, den die hohe Pforte an Mehemed-Aly, Achmed-Bey, Omar-Bey und die andern Befehlshaber der albanischen Truppen zu Kairo, gelangen ließ.)

Ihr werdet bei der Ankunft dieses bereits wissen, daß, da die Franzosen sich Meister von Egypten gemacht hatten, wir zu dessen Wiedereroberung grosse Aufopferungen an Menschen und Geld haben machen müssen. Seit uns das Glük begünstigt hat, haben einige Uebelgesinnte unter euch dieses Land aufs neue der Botmäßigkeit der Mameluken überliefert. Fern sey es von uns, die Schuld hievon euch allen beizumessen. Wie ihm auch sey, so ist das Vergangene vergessen; die Feder der Gnade hat alle Vergehungen ausgelöscht. Wir fodern Euch also auf, Egypten zu räumen, und mit den braven albanischen Truppen zu euren Feuerheerden zurükzugehen. Solltet ihr euch weigern, zu euren Familien, die die Arme nach euch ausbreiten, heimzukehren? Seyd versichert, daß das Vergangne in Vergessenheit begraben ist, und daß von dem nie die Rede seyn wird, was zur Zeit des Hussein-Bascha und Mahomed-Bascha geschehen ist. Ich zweifle nicht, daß ihr euch beeilen werdet, von unsrer Milde Gebrauch zu machen, und euch unsern Befehlen zu fügen, denen ihr Gehorsam und Unterwerfung schuldig seyd."

Gegeben den 15 Jamaadakai 1218.

Sogleich nachdem diese Firmans in vollen Divan zu Kairo abgelesen waren, sandten die Beys Radouan-Kiaya, einen listigen Mann, als Abgeordneten an Ali-Bascha, um den Vicekönig zu vermögen, daß er sich zu ihnen begäbe, indem sie ihn ihres Gehorsams und ihrer Treue gegen die erhabne Pforte versicherten. Der Bascha gab diesen Bitten nach, und verließ Alexandrien den 24 Dec. 1803. Er war mit den Beys übereingekommen, daß er die Straße nach Damanhur einschlagen, und sich nicht nach Rosette wenden würde. Die lebhafteste Unruhe äusserte sich in leztern Hafen, als man erfuhr, daß der Pascha mit seinen 4000 Mann zu Etkon, auf dem Wege gegen Rosette zu, stehe. Kiaya-Bey, ein Mameluke, der daselbst kommandirte, fieng einige Briefe des Pascha auf, worin dieser die als Besazung dort liegenden Albaneser verleiten wollte, sich an ihn anzuschliessen. Einer der vornehmsten Bimbachis oder Obristen der Albaneser legte dem Mameluken-Bey Briefe von Ali-Pascha selbst vor, die ihn zum Abfalle aufforderten. Kiaya-Bey traf auf der Stelle Vorkehrungen, um sich gegen die Versuche von Ali-Pascha sicher zu stellen. Glüklicherweise für den Bey, blieben ihm alle Albaneser getreu, vielleicht wegen der Weisungen, die sie von Kairo empfangen hatten, keinen voreiligen Schritt zu unternehmen, der ihre Waffenbrüder in der Hauptstadt gefährden könnte. Als demnach Ali-Pascha sah, daß man sich zum nachdrüklichsten Widerstande gegen ihn anschikte, lagerte er sich vor Rosette, ohne daselbst einzurüken. Einige Tage nachher sezte er sich in Marsch, wobei er dem linken Ufer des Nils folgte. Die Truppen, die sich in den Dörfern verbreiteten, begiengen tausend Ausschweifungen, und versezten diese von den Türken, Mameluken und Albanesern schon so oft verwüsteten Gegenden in die äusserste Noth und das schreiendste Elend. Unter dem Vorwande, daß er keine Lebensmittel mehr auf dem linken Ufer finde, sezt Ali-Pascha über den Nil, und wendet seinen verheerenden Zug gegen das Delta; er kömmt zu Menouf an. Nun erst rühren sich die Beys in Kairo; sie waren von den Vorgängen zu Rosette unterrichtet, und hatten keinen Zweifel mehr über Ali-Pascha's Absichten: sie beschlossen seinen Einzug nur unter der Bedin-

gung, daß er blos mit einem Gefolge von 100 Mann käme, zu gestatten.

Mahomed-Bey-Elfi bezog mit allen seinen Mameluken, einem grossen Theil der neuen Beys, und mit tausend Albanesern, die unter der Anführung von Achmed-Bey Kairo verliessen, ein Lager bei Chougra, eine Meile von der Hauptstadt. Den 6 Jan. 1804 vernahm man, daß Ali-Pascha, welcher Menouf eilfertig verlassen hatte, der Armee der Beys schon sehr nahe sey. Sogleich zog Osman-Bey mit dem Ueberreste seiner Mameluken und Arnauten von Kairo aus, Ibrahim-Bey mit einem Theile seines Hauses, und Hussein-Bey mit seinen 500 Mann starken Negern und Griechen blieben zu Kairo. Beide Heere standen einander mehrere Tage lang im Gesicht. Die Beys hatten die Albaneser vor sich, gegen die sie höchst mißtrauisch waren, und vor dem Lager der leztern stand das von Ali-Pascha, welches durch viele Albaneser und Türken verstärkt worden war, die sich in Kairo versiekt hatten, und sich hierauf an den Pascha anschlossen. Dieser unterhandelte mit Elfi-Bey, der von ihm verlangte, daß er seine Truppen nach Syrien oder Mekka weiter schiken, und er, blos von hundert Mann begleitet, nach Kairo kommen sollte.

Der Pascha schien sich erst gegen eine Trennung von seinen Truppen zu sträuben, wobei er jedoch wiederholte Betheurungen seiner Redlichkeit machte, durch die sich aber die Mameluken nicht mehr einwiegen liessen. Osman-Bey-Bardissi seiner Seits war fest entschlossen, nichts von den Bedingungen nachzulassen, die er dem Elfi-Bey Befehl gegeben hatte, dem Pascha aufzulegen.

Am 25 Januar faßte Ali-Pascha, der seine eigenen Truppen fürchtete, den Entschluß, sich gänzlich in den Willen der Beys zu ergeben, und gieng in das Lager von Osman-Bey-Bardissi über. Die Truppen des Pascha wurden durch die Araber über Palabich, gegen die Wüste hin geführt, und dort in Stüken gehauen. Er selbst überlieferte sich mit einer Begleitung von nicht mehr als 150 Mann in die Hände von Osman-Bey. Er sollte nach Kasser-Sain, einem Pachtgute von Ibrahim-Bey, wo ehemals ein Lazareth der Franzosen

war, gebracht werden. Man hatte die Kanonen aus dieser Art von Burg fortgeschaft, und wollte ihn darin streng bewachen. Sein Bruder, Seiel-Ali, den man bei der Einnahme von Rosette gefangen hatte, wurde nach der Citadelle gebracht. Am nämlichen Tage nahm Osman-Bey die Maske ab, und sandte ein Schreiben an Ali-Pascha, worin er ihm vorwarf, daß er die Einwohner von Kairo wider die Beys habe aufwiegeln, und die albanesischen Truppen zum Abfall verleiten wollen. Er erklärte ihm, daß er ihn nach Jaffa verweise, und ließ mit ihm den Weg gegen diese Stadt zu nehmen. Von diesem Augenblik an war man überzeugt, daß Ali-Pascha seinen Bestimmungsort nicht erreichen würde, und daß sein Urtheil gesprochen sey. Osman-Bey befahl ihm, sein Pferd zu besteigen, nachdem er ihn in seinem Zelt empfangen, und ihm Kaffee hatte reichen lassen. Kaum war er ausserhalb desselben, als Osman-Bey eine Anhöhe bestieg, und nachdem er ihm mittelst seines Sehrohrs lange mit zufriednen Bliken gefolgt war, ausrief: Nun bin ich endlich gerochen. Wirklich hatte Ali-Pascha kaum vier Meilen zurükgelegt, als er, um ein wenig auszuruhen, sich mit seinem Neffen Hussein-Bey und einigen vertrauten Dienern niedersezte. In demselben Augenblike griffen die ihn begleitenden Mamelukken sie an, feuerten ihre Gewehre auf sie ab, und machten sie mit ihren Säbeln vollends nieder. Ali-Pascha empfieng zuerst zwey Schußwunden, und als sein Neffe ihm zurief, daß er sich vertheidigen sollte, legte er seine Hände kreuzweis über die Brust, und sagte: Ein rechtgläubiger Statthalter muß zu sterben wissen, ohne seine Hände an Rebellen zu verunreinigen. So endigte dieser berühmte Staatsbediente der Pforte.

Nach der Ermordung des Ali-Pascha und seiner sämmtlichen Truppen, wurden die Ausschweifungen der Mamelukken und Albaneser mit jedem Tage unerträglicher. Da sie wußten, daß das Geschehene ihren Bruch mit der Pforte unheilbar machte, so glaubten sie aller Schonung entbunden zu seyn. Auf der andern Seite sahen die Beys, wie der Geist des Aufruhrs unter den Albanesern täglich eine drohendere Gestalt gewann.

Mehemed-Ali, Befehlshaber der Albaneser, der über seine Truppen so viel Ansehen behauptete, als nur immer möglich war, wollte seine ehmalige Empörung durch eine glänzende Handlung, die ihm die Huld des Großherrn wieder erwerben konnte, auslöschen, aber der rechte Augenblik war noch nicht gekommen. Die Mameluken mußten sich erst noch mehr schwächen, und irgend ein günstiger Anlaß sich darbieten. Die Ankunft von Elfi-Bey beschleunigte die Ausführung seines Plans in etwas.

Ehe wir zu diesem neuen Ereignisse übergehen, wollen wir einen Augenblik bey den verborgen spielenden Maschinen der Engländer weilen. Mitten unter allen diesen Erschütterungen arbeiteten sie thätig fort. Auf ihr Anstiften und in der Zuversicht auf ihre Vermitlung geschah es, daß Ali-Pascha Alexandrien verließ. Ohne allen Zweifel wußten sie, welches Schiksal seiner wartete. Dieser Pascha war troz seines Widerwillens gegen die Franken immer in der engsten Verbindung mit den Engländern gestanden. Sein Arzt und sein Drogman, die einzigen Vertrauten seines Herzens, standen unter dem Schuze dieser Nation. Sie wurden sogar von ihm nach Kairo vorausgesandt, wo sie nur im englischen Hause eine Freistätte vor der allen Vertrauten des Ali-Pascha gedrohten Todesstrafe fanden. Während jene unter dem Vorwande, an dem Besten der Pforte zu arbeiten, in den Pascha drangen, daß er von der ihm anvertrauten Gewalt Besiz nehmen sollte, reizten sie den Groll der Beys wider ihn auf, benachrichtigten diese von seiner Macht, von seinem angesponnenen Verständnisse mit den Albanesern und den empörten Beys von Ober-Egypten, und sezten öffentlich alles ins Spiel, damit ihr Schlachtopfer gefällt würde. Sie triumphirten nun, die Parthei der Türken in Egypten vernichtet, und zugleich die des Bardissi, den sie verabscheuten, in die Falle gelokt zu haben. Wirklich hatten sie nunmehr dem leztern ein unvertilgbares Brandmahl aufgedrükt, und ihm jedes Mittel einer Aussöhnung mit der Pforte abgeschnitten, wodurch ihrer Meinung nach dem Elfi-Bey, der ihre Kreatur war, und den sie nächstens in Egypten zurük erwarteten, die Mittel gesichert seyn mußten, den Anhang seines Nebenbuhlers zu vernichten,

und sich der Oberherrschaft zu bemeistern. Allein ihr Triumph währte nicht lange. Die Verbrechen, die sie zu ihrem Plan nöthig geglaubt hatten, waren fruchtlos vollbracht, denn dieser Plan scheiterte gänzlich, obschon mehr durch ein glükliches Ohngefähr als durch klug berechnete Maßregeln.

Es ist entschieden, daß um diese Zeit der Englische Resident, sogar bei nächtlicher Weile, geheime und häufige Zusammenkünfte mit Osman-Bey-Bardissi hatte. Die vertrautesten Freunde des Sangiak wurden von diesen Unterhandlungen entfernt, wobei die Rede von nichts war, als den Bey des ganzen Englischen Schuzes zu versichern. Man versprach, Truppen aus Indien zu seinem Beistande kommen zu laßen, und seinen Nebenbuhler Elfi Bey in England zurükzuhalten. Osman-Bey-Bardissi und Hussein-Bey bekräftigten eidlich, daß ihnen dieses Versprechen von den Engländern gemacht worden. Gerade um diese Zeit empfieng und schikte der brittische Resident, Major Misset, einen Eilboten nach dem andern ab, und streute überall mit vollen Händen Gold aus. Nach dem Tode des Ali-Pascha fertigte er seinen ersten Drogman nach Alexandrien und seinen Arzt nach Damiette ab. Dieser schiffte sich auf einem Fahrzeuge, das er zum höchsten Preis gemiethet hatte, nach Malta ein. Indeßen war dem Engl. Residenten für das ihm bevorstehende Schiksal bange, wenn Osman-Bey von der Ankunft des Elfi-Bey in Egypten benachrichtigt würde. Er glaubte indeßen, daß sein öffentlicher Karakter ihn vor der Rache des Sangiaks schüzen würde: aber wie konnte er in dem Völkerrechte, wider das er durch Verrätbereien frevelte, einen Freibrief zu finden hoffen?

Am 18. Februar erfuhr man zu Kairo die Ankunft einer englischen Fregatte in Aboukir, die Elfi-Bey an Bord hatte: sein Repräsentant, der sich von Ghize Meister gemacht und diesen Ort befestigt hatte, befand sich daselbst mit allen seinen Mameluken, einem aus Schwarzen und Griechen bestehenden Kriegshaufen und einer zahlreichen Artillerie, er kommandirte gemeinschaftlich mit Osman-Bey und Ibrahim-Bey, theilte mit ihnen die Einkünfte von Egypten und schien seit einiger Zeit mit beyden Beys in gutem Vernehmen zu stehen; er hatte sogar zu der Niederlage und dem Tode von Ali-Pascha

das Seinige beigetragen. So bald er aber die Ankunft seines Herrn, des Grosen Elfi, vernahm, ließ er zum Zeichen seiner Freude seine ganze Artillerie abfeuren, versammelte die Beys und Kachefs seiner Parthei, und schikte sich an, dem Sagiak, von welchem man wußte, daß er zu Rosette sei, entgegen zu gehen. Osman-Bey hatte dagegen auch nicht einen Schuß thun laßen; er berief vielmehr noch während der Nacht den Anführer der Arnauten, Mahomed-Ali, zu sich; aus seiner äusersten Unruhe schloß man, daß er sich gegen seinen Nebenbuhler, den Elfi-Bey, vorzusehen suche. Allein die alte Sitte der Mamelukken, die Sklaven eines und deßelben Herrn wie Brüder zu betrachten, (Osman-Bey und Elfi waren beide Capiordachis im Hause des Murad-Bey gewesen,) und das Interesse des Osman-Bey, seine Mamelukken, als die natürlichen Stüzen seiner Macht, zu schonen, ließen bei denjenigen, die nicht um das Geheimniß wußten, auch nicht die leiseste Ahnung von den schreklichen in der Nacht vom 20. zum 21. Februar 1804. erfolgten Ereigniße aufkommen. Die Beys des Elfi, welche zu Embabe, einem Dorfe etwas unterhalb Ghizzeh gelagert waren, wurden in ihren Zelten ermordet, unter andern ein unter den Mamelukken sehr angesehener Krieger, Namens Hussein-Bey-Ouacheh. Er wurde durch die Beys vom Anhange des Bardissi selbst durchstochen. Die Mamelukken dieser unglüklichen Schlachtopfer wurden zerstreut und bis in die Wüste verfolgt. Um Mitternacht hatten Ali und seine Arnauten bey Alt Kairo über den Nil gesezt, waren über die in der Ebene weidenden Pferde des Elfi hergefallen, und gelangten mit Anbruch des Tages vor die Thore von Ghizzeh, als sich eben Elfi, auf die Nachricht von der Ermordung seiner Beys, mit etwa 100. Mamelukken herauszog, und diese Stadt, seine Truppen und sein Geschüz im Stiche ließ. Die Albaneser verfolgten ihn nicht, sondern rükten in Ghizzeh ein, wo sie nicht allein die dem Elfi und seinen Anhängern sondern auch alle den Einwohnern gehörigen Häuser ausraubten. Die Plünderung dauerte bis zum 22ten Febr. nichts als die nakten Mauern blieben dieser unglüklichen Stadt übrig; selbst die Thore und Balken wurden weggeschleppt, und die Einwohner, die dem Gemezel entgiengen, flohen nach Kairo oder in die Einöden. Was Elfi den Kleinen betrifft, so rettete sich dieser nach Ober-Egypten.

Am 21. Febr. vernahm Osman-Bey, seine nach Rosette abgefertigten Befehle, den großen Elfi daselbst zu ermorden, wären zu spät eingetroffen und dieser Sangiak habe sich fast den Augenblik nach seiner Ankunft mit seinem Gepäke nach Kairo eingeschifft. Sogleich schwang sich Osman-Bey mit seinen Mamelukken, und Mahomed-Ali mit seinen Arnauten zu Pferde. Lezterer traf zu Menouf auf Elfis Barken und fiel über sie her. Elfi Bey, der die Truppen von ferne kommen sah, entfloh zu Fuß dem See Berket-el-Hadje zu. Er stieß unterwegs auf einen Trupp Araber mit einem Dromedar, das er eilig bestieg, indem er einige Mamelukken zurükließ, die ihm nach England gefolgt waren, und einen Augenblik nachher von Osman-Bey eingeholt und gefangen wurden. Er selbst entwischte glüklich zu den Arabern, die ihm nach den Gesezen der Gastfreundschaft Schuz und Sicherheit gewährten. Die Engländer schienen wüthend über das Betragen gegen Elfi-Bey, das sie laut dem Anstiften der Franzosen zuschrieben. Der Engl. Resident reiste sogar mit seinem Gefolge von Kairo nach Alexandrien ab, wobei er eine nothwendige Unterredung mit dem Kapitän des Schiffes, welches den Elfi gebracht hatte, vorschüzte. Seit dieser Zeit ließ er bloß einen Drogman in der Hauptstadt zurük, und kam nicht mehr dahin.

Die Albaneser waren nach der Niederlage des Elfi trunken von Freude; sie sahen die Mamelukken sich untereinander aufreiben, und lernten durch die Leichtigkeit, womit sie über dieselben gesiegt hatten, sie nicht mehr zu fürchten. Von diesem Augenblikke an war es nicht mehr zweifelhaft, daß sie sich ungesäumt öffentlich wider Osman-Bey und Ibrahim-Bey erklären und sie aus der Stadt vertreiben würden. Würklich foderten sie lauter als jemals ihren Sold, und überließen sich den zügellosesten Ausschweifungen. Endlich am 11 März um 4. Uhr Abends versammelten sich die Albaneser, um gegen die Beys zu marschiren, und ihre Wohnungen zu umzingeln, wegen einbrechender Nacht geschahen jedoch diesen Tag weiter nichts als einige Flintenschüße, und die Beys erwarteten in ihren Häusern den Anbruch des Tages, um alsdann zu entwischen. Die Albaneser benüzten indeßen die Nacht, um in die Wohnungen einiger Beys und Unter-Kachefs einzudrin-

gen, ermordeten wen sie fanden und plünderten die Häuser und Harems ihrer Schlachtopfer. Mit der ersten Morgendämmerung schlichen sie auf ähnliche Weise über die Terraßen und, indem sie Löcher in die Mauern brachen, bis in das Haus von Osman-Bey-Bardissi. Als dieser den Feind so auf dem Naken sah, warf er sich eilig auf sein Pferd und schlug sich durch einen Hagel von Kugeln, die ihm einige Mameluken und Pferde tödteten, durch. Indessen glükte es ihm, sich ohne grosen Verlust in die Ebene von Kasser-Lain, und von da nach Alt Kairo zu retten; beinahe alle seine Sais und Bediente wurden getödtet. Seine Gemahlinn hatte sich Tags zuvor mit ihren grösten Kostbarkeiten geflüchtet. Das Fort des Instituts hatte mit Aufgang der Sonne angefangen, auf die Arnauten, welche die Wohnung von Osman-Bey plünderten, zu feuern; aber da der Befehlshaber deßelben, Hussein-Bey, ein überhaupt furchtsamer Mann, bösen Willen bei den Kanonieren wahrnahm; so zog er sich eilends in sein Schloß Mekias zurük, von wo er auf seinem kleinern Kanonierbooten mit seinen Habseligkeiten entwischte, während er auf die grössern, die er erreichen konnte, Feuer werfen ließ. Ibrahim-Bey wurde auf gleiche Weise in seiner Wohnung überfallen, da aber diese beinahe im Mittelpunkte der Stadt lag, so hatte er einen grössern Raum zu durchziehen. Er schlug sich muthvoll hindurch verlor aber mehr Leute als Osman-Bey. Hätten die Albaneser nicht der Plünderung wegen sich zerstreut, so würde es den Beys unmöglich gewesen seyn, mit heiler Haut zu entkommen. Mit Anbruch des Tages schleuderte die Citadelle einige Bomben, wodurch verschiedene Leute getödtet wurden: der Befehlshaber darinn war Chain-Bey, und die Besazung bestand aus Maugrabinern. Als der Bey den wenigen Eifer der leztern bemerkte und überdem wußte, daß die zwey vornehmsten Beys Kairo verlaßen hatten, sezte er sich zu Pferde und entfloh durch das Berg-Thor. Er wollte Seid-Ali einen Bruder von Ali Pascha, und Mohemed-Pascha, welche daselbst gefangen saßen, mit sich nehmen. Man hatte sogar Befehle ertheilt, ihnen den Kopf abzuschlagen: aber die Maugrabiner widersezten sich und übergaben freiwillig die Citadelle den Albanesern. Den ganzen folgenden Tag blieben die

Einwohner, über ihre Befreyung von einem unerträglichen Joche frohlokend, auf den Straßen, und um die Köpfe der Mamelukén, die beträchtliche, in Sclaven beiderlei Geschlechts, in Pferden, Kameelen und andern Habseligkeiten bestehende, Beute zu betrachten. Die Zahl der getödteten Mameluken wurde auf 300 berechnet, unter denen sich jedoch viele Perzagen oder bewafnete Diener befanden. Die Albaneser verheimlichten die Zahl ihrer Todten, aber sie war bedeutend. Ibrahim-Bey und Osman-Bey waren unversehrt entkommen. Sie sammelten die Trümmer ihres Heeres 3 oder 4 Stunden von Kairo, wo sie sich lagerten, und anfangs einige unglükliche Scharmüzel zu bestehen hatten. Während der Revolution hatte man die Häuser der Frauen des Mourad-Bey, Soliman-Bey und Ali-Bey geschont.

Mehemed Pascha führte bloß noch während des 12 März den Oberbefehl über Kairo, wo alsdann die Arnauten ihn nöthigten, nach Rosette abzugehen. Von diesem Tage an bis zum 26 März befand sich die höchste Gewalt dem Namen und der That nach in den Händen der drei Befehlshaber der Albaneser. Indeßen überwog Mehemed-Ali die beiden andern. Zu Damiette und Rosette wurde der Aufstand wider die Regierung der Beys ohne Blutvergießen entschieden. Die wenigen daselbst befindlichen Mameluken, dem grösten Theile nach Franzosen, welche von der Armee des Orients zurükgeblieben waren, wußten, ohne einen Mann zu verlieren, sich an ihre Hauptarmee anzuschließen.

Sobald Osman-Bey und Ibrahim-Bey Kairo verlaßen hatten, besezten und durchschweiften sie die benachbarten Gegenden. Die Arabischen Beduinen, ohngefähr sechstausend Mann stark, stellten sich unter die Fahnen. Das erste Scharmüzel, das zwischen ihnen und den Albanesern statt hatte, entschied sich zum Vortheil der leztern; aber bei ihren nachherigen Ausfällen wurden diese beinahe immer von der kleinern Anzahl geschlagen. Bald äußerte sich in Kairo Hungersnoth. Die Mameluken schnitten alle Zufuhr vom Said ab, und ließen kein einziges Boot durchkommen. Die Gegend der Hauptstadt, das ganze Delta und Nieder-Egypten wurden durch die Streifzüge der verschiedenen Partheyen verheert. Im Innern über-

ließen sich die Albaneser allen Arten von Ausschweifungen und forderten mit immer grösserem Uebermuth ihren Sold. Am 10 April langten aus Konstantinopel Firmane an, wodurch Kourschid-Bascha in seiner Eigenschaft als Vicekönig bestätigt wurde; aber das Ansehen dieses Staatsbedienten war bis auf diesen Tag äusserst beschränkt und gänzlich von dem guten Willen der Albanesischen Befehlshaber abhängig. Er konnte sich sogar nur dadurch darin behaupten, daß er ihren Leidenschaften und ihrer Habsucht fröhnete und durch gewaltsam aufgebürdete Auflagen die gesammten Bewohner zu Grunde richtete.

Am 26 April verließen alle Albaneser Kairo, und nahmen eine verschanzte Stellung zwischen Ghizzeh und Embabe, wobei sie ihre Reuterei in einer weitern Entfernung, in der Ebene der Pyramiden, zurük ließen. Die Mameluken stürzten auf dieses Korps, das sogleich den Rükken wandte; der gröste Theil kam durch das Schwerdt der Mameluken oder im Nil um. Die wenigen, die sich durch Schwimmen retteten, verbreiteten Schreken in Kairo; bald nachher rükte aber Mehemed-Ali mit seinem Fußvolk aus den Verschanzungen aus, und zwang die Mameluken zum Rükzug, welche etwa vierzig der ihrigen auf der Wahlstatt ließen. Seit diesem Treffen, wo die Beys zween ihrer vorzüglichsten Krieger, Hussein-Bey-el-Ouasl, und Kiaja-Bey, Gouverneur von Rosette, einbüßten, ereigneten sich bloß kleine Scharmüzel, die aber immer zum Nachtheil der Albaneser ausfielen. Dieß stößte den leztern eine solche Furcht vor den Mameluken und selbst vor den Arabern ein, daß sie nicht mehr aus der Stadt zu gehen wagten, oder wenn ihr Anführer Mehemed-Ali, ein beherzter Krieger, sie dazu zwang, bei der ersten Erscheinung der Mameluken in Unordnung davon flohen. Nicht selten schlug sich Mehemed Ali ganz allein und Mann gegen Mann mit diesen, wobei er Beweise der grösten Tapferkeit ablegte. Was seine Truppen anbelangt, so zeigten sie ihren Eifer bloß bei der Plünderung, und ihren Muth einzig dadurch, daß sie unter dem Schirme der Mauern ihre Gewehre langsam etliche mal abdrükten. Die Beys, durch die Feigheit ihrer Feinde dreister gemacht, wagten sich bis in die Nähe von Kairo, und erlaubten den Arabern alles zu plündern, was hinein wollte. Sie hatten ihnen die

Plünderung von Kairo, wenn sie daselbst eindringen würden, zugestanden. Man sah sie von den Terraßen der Häuser herab ihre Evolutionen auf dem flachen Felde bei Boulac machen. Einmal sogar drangen sie bis in die Stadt, hieben einige der Einwohner nieder und zogen sich sogleich zurük. Dieß war die Lage der Dinge bis zu der Zeit, wo der Nil anwuchs, Einige partielle Gefechte vermehrten bloß die zu Kairo herrschende Bestürzung und Ungewißheit. Soliman-Bey, Kasnadar, Statthalter von Ober-Egypten im Namen von Bardissi und Ibrahim-Bey, vereinigte sich mit ihnen; Hussein-Bey, der Zantiote, fiel wegen der Feigheit in Ungnade, womit er Challacan, einen ihm anvertrauten Posten nach den ersten Schüßen an Mehemed-Ali überliefert hatte. In der Folge kam er jedoch wieder in Gunst. Elfi-Bey schloß sich mit allen Arabern seines Anhangs an seinen Stellvertreter Elfi den Kleinen an, und rükte ohne Verzug vor Kairo. Er lagerte sich am linken Ufer des Nilstroms. Der alte Osman Bey-Hassan, einer der ältesten und mächtigsten Beys war seit dem Abzuge der Franzosen mit seinen zwei- bis dreihundert Mamelukken und andern für dieses Land ziemlich beträchtlichen Truppen beständig in Assouan geblieben. Er hatte sich nie mit den andern verbinden wollen und begnügte sich mit den Einkünften der an die Waßerfälle stoßenden Provinz, wo er unumschränkte Gewalt ausübte. Indeßen öfnete ihm die Vertreibung der Mamelukken die Augen über seine eigne Lage, und mehr um einen Beobachter abzugeben, als um selbst zu kämpfen, stieg er gleichfalls mit seinen Truppen gegen Nieder-Egypten herab und bezog nahe bei der Provinz Fayoum ein Lager. Zwischen ihm und Elfi-Bey, dem er bei seiner Rükkehr nach Egypten, als sein Kopf in Gefahr stand, Hülfe gesandt hatte, herrschte die vollkommenste Eintracht. Zwischen den Lagern dieser beyden Beys und denen von Ibrahim-Bey und Bardissi, die am linken Ufer aufgeschlagen waren, fand keine Verbindung, aber auch keine Feindseligkeit statt. Es schien, als zielten alle ihre Bestrebungen bloß auf die Unterwerfung von Kairo und NiederEgypten ab; und als wollten sie erst deren Gelingen abwarten, um alsdann ihre besondere Zwistigkeiten abzuthun.

Gewiß wären ihre Entwürfe, zumal bei der Uneinigkeit, die sich täglich mehr zwischen den Albanesischen Befehlshabern äußerte zur Ausführung gekommen, wenn nicht das Anwachsen des Nils ihr längeres Verweilen bei Kairo unmöglich gemacht hätte. Allein im Monat August 1804. fieng der Strom an das Land zu überschwemmen, Ibrahim-Bey und Osman-Bey nahmen nun ihre Stellung bei Seiout und in der umliegenden Gegend, Osman-Bey-Hassan zu Assouan, Soliman-Bey zu Minieh, Elfi-Bey in Fayoum, und Elim-Kachef zu Manifalout. Die Beys und Kachefs von beiden Partheyen, und besonders Soliman-Bey, brachten eine scheinbare Aussöhnung zwischen den beyden Oberbefehlshabern Bardissi und Elfi zu Stande; allein ihr Haß glimmte innerlich fort, und brach in der Folge wieder aus. Erst kürzlich hatte die Gemahlin des Bardissi Kairo verlassen, um ihren Gatten aufzusuchen. Elfi-Bey, den man benachrichtigt hatte, daß der Harem vom Soliman-Bey an seinem Lager vorüberziehe, schikte Geschenke und Mundvorrath an sie ab, ließ sie aber zurüknehmen, und erzürnte sich, als er inne wurde, daß es die Gemahlin seines Todfeindes sey, der er jene Beweise von Achtung gegeben hatte. Indessen kömmt es zwischen diesen verschiedenen Partheyen unter den Mameluken nie bis zur ofnen Feindseligkeit. Sie rauben sich gegenseitig Fahrzeuge, Lebensmittel, Dörfer, plündern und verwüsten das Land; sind aber darin vollkommen einstimmig, daß sie aus Oberegypten weder Nahrungsmittel noch Waaren nach Niederegypten durchlassen, und allen Verkehr gänzlich abschneiden.

Die Mameluken haben ungefähr hundert von der Armee des Orients übergelaufene oder zurükgebliebene Franzosen unter sich. Achmet-Bey, ehemaliger Statthalter von Damiette, hat deren dreissig unter seine Fahnen aufgenommen. Einer dieser Franzosen, Selim genannt, ist zum Kachef erhoben worden, und hat einen Theil seiner Landsleute unter seinen Befehlen. Dieser junge Mensch ist von Versailles gebürtig und war bey den Spielleuten eines Corps von der franz. Armee angestellt; er hat einige Erziehung genossen und zeichnete sich unter seinen Kameraden durch Tapferkeit und gutes Benehmen in einem hohen Grade aus. Die Beys scheinen ihn sehr zu schäzen. Er bezeugt, wie alle in Egypten gebliebene Franzosen, große An-

hänglichkeit an sein Vaterland. Sie versicherten beständig, ihr sehnlicher Wunsch sey, als gute Franzosen zu leben und zu sterben. Zwey unter ihnen trugen bei dem Gefechte, das der französische Agent, während seiner Reise von Kairo nach Alexandrien, gegen die Araber auf dem Nile zu bestehen hatte, durch ihren Eifer vieles dazu bei, ihm das [illegible]en zu retten. Einer von ihnen wurde sogar ein Opfer desselben, und erlag unter den Streichen der Mörder. Dieser leztere hieß Lemaire, war Kanonier en Chef des Mehemed-Pascha und wurde von General Sebastiani, als derselbe nach Kairo kam, sehr ehrenvoll aufgenommen.

Die Lage der Einwohner von Kairo wurde, nach dem Abzuge der Mameluken, noch schlimmer. Die Dörfer in Nieder-Egypten konnten nicht so viele Lebensmittel liefern, als die Stadt verbrauchte, denn sie waren durch die Einfälle der verschiedenen feindlichen Truppen so verwüstet, daß sie weder Mittel noch Muth genug hatten das von dem heurigen beträchtlichen Anwachsen des Nils befruchtete Erdreich anzusäen. Die hiedurch entstandene ausserordentliche Theurung der nothwendigsten Lebensmittel hat nicht nur Bestürzung unter den Einwohnern dieser Hauptstadt verbreitet, sondern die Zügellosigkeit der albanesischen Truppen raubt ihnen alle persönliche Sicherheit, so wie die von eben diesen Albanesern erzwungenen Erpressungen des Pascha alles Eigenthum, selbst die Juwelen ihrer Frauen nicht ausgenommen. Die Buden und Marktpläze stehen öde, und wenn auf höhern Befehl die Waarenlager geöffnet werden, so sieht der unglükliche Kaufmann seine Waaren mit Gewalt fortgeschleppt, und mag von Glük sagen, wenn er selbst der Wuth dieser ungebändigten Horden, die gegen die Stimme ihrer Anführer taub sind, unversehrt entkömmt. Ihre Offiziere selbst werden täglich Opfer dieser Wuth, und diejenigen, die sie aufs neue wählen, sind genöthigt, ihre abscheulichen Räubereien zu genehmigen. Das Volk ist im höchsten Grade erbittert, scheut sich aber einerseits wider den Großherrn, als das Oberhaupt der Religion, die Fahne der Empörung aufzupflanzen; auf der andern Seite zittert es vor der Rache, der Raubgier, den Erpressungen und Spaltungen unter den Mameluken. Es duldet, fleht den Himmel mit Gebeten an, und sehnt sich nach

den Franzosen zurük. Die Chirks, die der Pascha liebkost und gewonnen hat, tragen nicht wenig dazu bei, seiner Wuth Einhalt zu thun. Die schönsten und ansehnlichsten Gebäude sind beinahe sämmtlich zu Grunde gerichtet.

Die Albaneser schlagen ihren Wohnsiz auf, wo es ihnen beliebt, und fangen damit an, Thüren, Fenster und Gebälke zu verbrennen, so daß jedes Haus, das sie räumen, nicht mehr zu bewohnen ist. Da sie öfters wechseln, und während der häufigen durch sie angestifteten Revolutionen eine Menge Gebäude niedergebrannt und ausgeraubt worden sind, so wird Kairo in wenig Jahren nichts mehr als einen Haufen Trümmer und Ruinen vorstellen. Die Europäer und diejenigen unter den Türken und Christen, die einige Mittel ihr Leben durchzubringen besaßen, flohen aus der Hauptstadt, begaben sich nach Alexandrien oder Rosette. Ohngeachtet der Leichtigkeit, womit die Fellas ihre Hütten in Gestalt von Taubenhäusern aufbauen, wird man längs der Gestade des Nils, von Kairo an bis nach Rosette oder Damiette nichts als zerstörte und verödete Dörfer gewahr. Diese ehmals so anmuthige Reise biethet jezt dem Auge des Wanderers nichts als Gegenstände der Traurigkeit dar. Er sieht mit Wehmuth, wie die Barbarei der Menschen, unter diesem lachenden Himmel, der Wohlthätigkeit der Natur gewaltsam entgegen gestrebt, und den Ueberfluß gleichsam in der Wiege erstikt hat. Demjenigen, der im Jahr 1803 den Nil aufwärts gereist, und ein Jahr nachher abwärts geschifft ist, muß es vorkommen, als sey seitdem ein Jahrhundert von Barbarei verflossen, oder dieses schöne Land durch irgend eine gewaltsame Umwälzung des Erdballs in das Chaos zurükgeschleudert worden.

In Alexandrien, Damiette und Rosette herrscht gränzenloses Elend, der Handel ist völlig vernichtet, Nieder-Egypten liefert fast keine Waaren, und verbraucht nur wenige aus Europa mehr. Die kaufmännischen Umsäze sind demnach in den Seehäfen und Stapelpläzen Egyptens von beinahe gar keinem Belange, nachdem die Verbindungen mit Said, der Hauptstadt und von hier aus mit Arabien, Indien, Darfour, Abyssinien und der Barbarey, zu Lande, völlig abgebrochen sind. Kaum kömmt man zu Alexandrien mit der Ladung eines kleines Schiffes für Europa, mit Flachs, Gummi, Rauchwerk, Kaffee und

Straußenfedern, in vier Monathen zu Stande. Dieß ist in gegenwärtigem Augenblicke die unglükliche Lage von Egypten. Es läßt sich nicht wohl eine Verbeßerung hoffen, wofern nicht die Europäischen Mächte dieses Land, das sonst in kurzem bei den merkantilischen Spekulazionen in gar keinen Betracht mehr kommen wird, für den Handel wieder herzustellen suchen. Man hat Ursache zu glauben, daß nach Ablauf der Jahreszeit, innerhalb welcher der Nil steigt und fällt, sich die Mamelukken neuerdings Kairo nähern, und sich in Verbindung mit den Arabern desselben bemeistern werden, da der Pascha ihnen keinen andern Damm entgegen zu sezen hat, als die durchaus undisciplinirten und feigen Albaneser, wovon einige Egypten schon verlaßen haben, andern im Einverständniße mit den Beys stehen, und mehrere sich zu schlagen weigern. Wenn denn nun auch die Beys in Kairo wieder eingerükt sind, werden sie sich lange darin behaupten können, und ist es wohl glaublich, daß diese Miliz, die jezt höchstens tausend Mann stark ist und sich nicht ergänzen kann, ein Land wie Egypten mit Erfolg vertheidigen wird? Außerdem ist es unmöglich, daß Alexandrien in ihre Hände falle, und so lange dieser Schlüßel von Egypten in der Gewalt der Türken bleibt, und sie einen Waffenplaz daraus machen können, wird dieses Land nicht unaufhörlichen blutigen Revolutionen preis gegeben seyn, die seinen Untergang beschleunigen müssen? Es ist sicher, daß Konstantinopel verschiedner Gegenstände, die es aus Egypten bezieht, nicht entbehren kann. Der Mangel an denselben wird daher immer über die Schwäche und Fühllosigkeit des Divans so viel vermögen, daß er einige Anstrengungen machen wird, um das Ansehen des Großherrn daselbst zu behaupten.

Noch ist uns übrig, von einigen Personen, die jezt den meisten Einfluß in Egypten besizen, Schilderungen zu machen. Mahomed-Bey-Elfi, (welcher diesen Namen daher hat, weil er für tausend Zechinen erkauft wurde,) ist mit einem rauhen und grausamen Temperament geboren. Vor der Ankunft der Franzosen war er wegen begangener Grausamkeiten und Bedrükungen, verabscheut.

Er ist feig, wie überhaupt alle grausame Menschen, und zeichnete sich nie in den militärischen Uebungen aus, worinn

sonst alle Mameluken so vorzüglich gewandt sind. Ohngeachtet einer gewißen Arglist, welche dieser Gattung despotischer Sclaven, ohne Erziehung und Grundsäze, eigenthümlich ist, fehlt ihm jener durchdringende Verstand und Scharfsinn, welche große Entwürfe erzeugen, und jener richtige und scharf spähende Geistesblik, der ihr Gelingen sichert. Man lernt ihn aus seiner lächerlichen Reise nach England und aus der Leichtigkeit kennen, womit er sich von den Engländern gewinnen ließ, nachdem er von ihnen im Anfange seines Aufenthalts zu Malta aufs äußerste mißhandelt worden war. Jezt ist er der eifrigste Anhänger dieser Nation, welcher er auf den Fall, daß er sich der Regierung von Kairo würde bemächtigen können, große Vortheile zugesagt hat. Allein seine Gewalt und sein Einfluß sind beschränkt, die Mameluken in geringer Anzahl und der Beistand des arabischen Stammes, mit dem er im Bündniße steht, und der ihn beschüzt, nicht hinreichend, um alle ihm im Wege stehende Hinderniße zu besiegen.

Es wäre Elfi, als er die Gunst eines so tapfern und mächtigen Beschüzzers, wie Murad-Bey, besaß, leicht gewesen, Groß-Bey zu werden, und sich in den Besiz einer Menge von Dörfern zu sezen; allein um den ersten Posten zu bekleiden, und die erste Rolle unter den Mameluken zu spielen, muß man, zumal in gegenwärtigen Zeiten, tapfer seyn, mit seinem Leben nicht kargen, zu fechten und zu siegen wissen, lauter Eigenschaften, die Elfi-Bey nicht besizt.

Soliman-Bey ist voll Muth, großherzig, offen und bieder, und so gerecht als ein Mameluken-Bey nur immer seyn kann. Er ist das wahre Ebenbild seines Herrn, Murad-Bey, dessen Hasnadar oder Schazmeister er war; er liebt die Franzosen aus Grundsaz und Neigung. Unter allen Mameluken ist er derjenige, der am meisten Geradheit beweist.

Kourschid-Pascha, Vizekönig von Egypten, war, so wie sein Vorgänger Mehemed-Pascha, ein Sklave von Hussan-Caputan-Pascha gewesen. Sie sind darin unendlich verschieden, daß Mehemed-Pascha ein Krieger und in allen militärischen Uebungen gewandt, jener hingegen niemals Soldat gewesen ist. Da Kourschid-Pascha unmittelbar im Dienste von Mehemed-Pascha stand, der sein Befehlshaber geworden war, so erhielt er den

Oberbefehl über Alexandrien und den Rang eines Pascha von zwei Roßschweifen. Wegen seines sanften, angenehmen und selbst schwachen Karakters glaubten der Vezier und der Vize-König in ihm den Mann zu finden, der der Regierung eines von den Engländern besezten Ortes am besten vorstehen würde. Man mußte in Rüksicht auf diese äusserst behutsam zu Werke gehn, und ihnen das Wesentliche der Gewalt überlassen, um nur den Schein derselben zu behalten. Kourschid-Pascha, der sich dem Willen der Englischen Generäle in allem fügte, spielte, weil er schwach war, seine Rolle zur Zufriedenheit einer hinterlistigen Regierung. Nach ihrem Abzuge regierte er in Alexandrien mit Weisheit und Mäßigung. Die Besazung dieser Stadt bestand großentheils aus Albanesern, die ihre Bezahlung foderten. Kourschid-Pascha machte ein Anlehn bey den europäischen Kaufleuten, rechnete mit seinen Truppen, deren Mangel an Zucht er fürchtete, ab, und entließ sie wenige Tage vor der Revolution von Kairo. Dieser weisen Maasregel verdankte die Pforte die Erhaltung von Alexandrien und diese Stadt ihre Ruhe. Seit dieser Zeit wurde daselbst kein Albaneser, es sey denn, daß er sich dort einschiffen wollte, mehr eingelassen. Um die Zeit der Ankunft von Ali-Pascha benahm er sich auf eine sehr preiswürdige Art. Es war natürlich, wenn zwischen ihm, der ein Günstling des Capudan-Pascha, und zwischen Ali Pascha, der eine Kreatur des Veziers war, Feindschaft vorwaltete. Es wäre ihm etwas leichtes gewesen, diesem Mitwerber den Einzug in Kairo zu verwehren. Nichtsdestoweniger glaubte er seinen eigenen Vortheil und vielleicht sogar seine Sicherheit dem Besten seiner Regierung aufopfern zu müßen, welches, da die Mameluken und Albaneser nach der Eroberung von Kairo die ganze Provinz zu überschwemmen drohten, die gröste Eintracht unter allen türkischen Offizieren heischte. Er lieferte alle Forts und die ganze Gewalt in die Hände von Ali-Pascha aus. Als dieser die oben erwähnten Gewaltthätigkeiten gegen die Europäischen Agenten verübte, widersezte sich Kourschid-Pascha denselben nachdrüklich, und wirkte ihnen, in Verbindung mit Jahni-Effendi und Capudan-Bey, Genugthuung aus.

Als Ali-Pascha mit blindem Vertrauen auf die scheinbare Unterwürfigkeit der Beys, sich nach Kairo begab, nöthigte er

Kourchid-Pascha ihm zu folgen; allein dieser, der das den Vize-König erwartende Schiksal voraussah, entwischte heimlich von der Armee, als sie zu Etkon, einige Meilen von Alexandrien, gelagert stand, und kam wieder nach dieser Stadt zurük, deren Kommando er übernahm. Durch sein mit den albanischen Befehlshabern angesponnenes Verständniß hatte er großen Antheil an der Revolution, wodurch die Beys aus Kairo vertrieben wurden, und er eilte dahin, sobald er von jener benachrichtigt war. Bei dieser Gelegenheit verläugnete er seine gewöhnliche Klugheit und bereute es nachher sehr, sich in die Hände der Albaneser geliefert zu haben, indem er seit jener Zeit nicht sowohl Statthalter von Egypten als vielmehr der Sklave der leztern war und die Puppe, mit der sie spielten, indem sie sich hinter seinen Namen versteckten. Da Kourchid-Pascha die Gewaltthätigkeiten nicht hatte verhindern können, welche die Albaneser im Monat August an den Franzosen ausübten, so betrieb er durch das Zollamt von Alexandrien die Erstattung der 8000 Piaster, die der französische Kommissär als Lösegeld für das Leben seiner Landsleute und aller Franken den Arnauten hatte bezahlen müßen.

Kourchid-Pascha kennt Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit, ist ein Mann von gesunder und richtiger Urtheilskraft, besizt aber zu wenig Karakter, Festigkeit und Unterscheidungsgabe in der Wahl seiner Untergeordneten. Seine Kenntnisse sind beschränkt, indessen wäre er sehr fähig gewesen, Egypten zu verwalten, hätte er mit einer andern Regierung, die er nicht so nothwendig hätte täuschen und blenden müßen, zu thun gehabt und andere Truppen befehligt.

Es ist schwer ausfindig zu machen, ob er für die Engländer mehr Zuneigung hegt als für die Franzosen; er sagte immer öffentlich und insgeheim, daß er die Verträge mit beiden Nationen so lange, als sie im Frieden mit der Pforte lebten, genau beobachten, und ohne bestimmte Befehle von seinem Herrn, jeden Truppenlandungen ohne Unterschied sich aus allen Kräften widersezen würde. Indeßen ist es wahrscheinlich, daß das Gold der Engländer ihn mehr auf ihre Seite zieht.

Janib-Effendi, Großschazmeister und General Zolleinnehmer von Egypten, spielt daselbst eine bedeutende Nebenrolle. Er

ist der Vertraute des Divans in Konstantinopel, dem er von allem, was für die türkische Regierung wichtig seyn mag, genaue Kundschaft ertheilt. Er hat zu Konstantinopel die Dienste eines Reis-Effendi versehen, und will, daß alle Welt sich erinnert, daß Sr. Excell. den Posten eines Ministers des Großherrn bekleidet habe. Er macht auf alle die Aufmerksamkeit und Achtung Anspruch, die jenem Titel gebühren, und wer es hierinn versieht, erhält nichts von ihm und wird sehr übel von ihm empfangen. Diese Eitelkeit abgerechnet, ist er vielleicht unter allen Türken derjenige, der am meisten Bildung, Kenntnisse und Rechtschaffenheit besizt. Er ist schlau, abgeschliffen, hat sich vollkommen in der Gewalt, und sucht aus den Antworten, die man auf seine zusammenhängenden und durchdachten Reden ertheilt, die etwanige Meinung desjenigen, mit dem er spricht, zu errathen; zuweilen verräth auch ihn sein zu großes Bestreben sinnreich zu reden und die forschende Miene, die sich auf seinem Gesicht ausspricht. Er nimmt warmen Antheil an dem Glük seines Vaterlandes, und giebt dem alten Grundsaze der unterrichteteren und hellsehenderen Türken Beifall, daß nämlich eine enge Verbindung mit Frankreich allein ihr Reich zu retten vermöge. Er schüzt den Handel nach allen seinen Kräften, und erfüllt seine Verpflichtungen mit gewissenhafter Treue. Ihm verdankt die Stadt Alexandrien den unschäzbaren Vortheil, daß sie dieses Jahr den Nil innerhalb ihrer Mauern gehabt hat. Er machte den Schaden wieder gut, den die Engländer Egypten zugefügt hatten, indem sie die schmale Erdzunge durchstachen, die das Meer von dem See Mahadie, zwei Meilen von Alexandrien, trennte, und auf welcher der Kanal sich hinzog, der von Rahmanié das Wasser des Hauptstroms herbeiführte. Das Meer hatte den See angeschwellt, und den grösten Theil der Dörfer in der schönen Provinz Bakiré überschwemmt; so daß die Bewohner von Alexandrien kein andres als halbsalziges Wasser mehr tranken, das aus großer Entfernung herbeigeholt wurde. Man weiß, daß unter allen möglichen Entbehrungen den Muselmännern keine härter fällt, als die des Wassers. Janib-Effendi ließ mit unermüdetem Eifer einen Damm bauen, um das Wasser des Meeres von dem des Sees zu scheiden, und wandte in einem höchst kritischen

Augenblicke sehr beträchtliche Summen auf. Mittelst angestrengter Bemühungen, mittelst Geduld und Geld, und, was in einem türkischen Lande das unglaublichste ist, ohne Bedrückung der Einwohner, erreichte er seinen Zweck vollkommen, und dieses Jahr empfiengen alle Cisternen der Stadt das Wasser des Nils.

Der Pascha dringte unaufhörlich in Janib-Effendi, daß er sich in die Hauptstadt begeben und an die Spize der Finanzverwaltung der Provinz stellen solle. Dieser entgegnete aber immer, daß er seinem Lande keinen Dienst zu erzeigen glaube, wenn er sein Leben der Wuth der Albaneser fruchtlos aussezte; daß er von dem schwankenden Zustande der Regierung und der schreklichen Lage Kairos überzeugt sey, und die Zurükkunft der Rebellen in diese Hauptstadt mit Gewißheit voraussehe. Er ist daher taub gegen alle Vorstellungen seines Freundes, und beklagt dessen Schiksal.

Kiaya-Bey, den Kourchid-Pacha bey seiner Abreise als Statthalter von Alexandrien zurükließ, war aus einem bloßen Diener einer der ersten Staatsbeamten geworden. Unter einer sehr rauhen Schale verbirgt sich bei ihm Gutmüthigkeit und viel guter Willen. Er ist durchaus kein Geschäftsmann, geräth bei der mindesten Entscheidung, die er geben soll, in Verlegenheit, und will schlechterdings nichts auf seinen Kopf thun. Wenn er die Befehle seines Herrn, des Pascha, nicht zeitig genug empfängt, so läßt er sich ganz von Janib-Effendi und Capitan-Bey gängeln, und seine Rolle ist daher eine wahre Nulle beim Spiele.

Bekir-Capitan-Bey hat den Oberbefehl über die türkische Flotte zu Alexandrien, die aus einem Linienschiffe von achtzig Kanonen und fünf bis sechs Fregatten und Corvetten besteht. Er wohnt am Lande und ist die dritte Person in Egypten. Er ist ausschließend mit Aufrechthaltung der Polizei der Stadt, mit der Sicherheit der Europäer und der Sorge für sein Geschwader beschäftigt, und will sich keineswegs mit den innern Angelegenheiten des Landes, dessen Loos er beweint, befassen.

Bekir-Bey ist unwissend und abergläubisch bis zur Ausschweifung, folgt gern fremdem Anstoß und läßt sich noch lieber durch Geschenke locken. Er hat, wie alle Seeofficiere der türkischen

Flotte, die Vorliebe des Hussan-Capudan-Pascha für die Franzosen geerbt, und wird sie auch behalten, so lange nicht die prächtigen Geschenke der Engländer die Waage auf ihre Seite neigen. Die englischen Geschäftsträger warten ihm unermüdet auf, er scheint sie aber bis jezt nicht sehr zu achten.

Osman-Agar, Statthalter von Rosette, kam um die Zeit der Räumung dieses Landes durch die Franzosen, mit dem Groß-Vezier nach Egypten. Ihm war von diesem Minister die Vertheilung der Lebensmittel an die englische Armee von Indien aufgetragen worden. Er erwarb sich bei diesem Geschäfte die Zuneigung der Engländer, und einiges Vermögen, dessen er aber während der durch die Ankunft der Mamelukken in der Hauptstadt bewirkten Revolution beraubt wurde. Er ward von ihnen verfolgt, und hatte seine Rettung dem Schuze des englischen Residenten zu danken, der ihn, bis zum Einzuge von Kourchid-Pascha in Kairo, in seinem Hause behielt; lezterer ertheilte ihm sodann die Statthalterschaft von Rosette. Er hat wenig Ansehen und vermag selbst über den Pascha nicht viel. Er ist ein tükischer, schwacher und furchtsamer Mann. Seine eifrigen Versicherungen, daß er den Franzosen ergeben und den Engländern, von denen er Dienste empfangen, abgeneigt sey, beweisen eben nichts für seine Redlichkeit und eben so wenig für seinen Verstand. Seitdem er indessen Statthalter und Zollbeamter von Rosette ist, hat kein Europäer sich über ihn zu beklagen gehabt.

Mehemed-Ali, Befehlshaber der Albaneser, ist brav; er bezahlt mit seiner Person, so oft es zum Gefechte kömmt. Man kann ihm nicht absprechen, daß er den Geist der türkischen Soldaten zu leiten weiß, da er allein bei den ungelehrigen Arnauten sich in Ansehen zu setzen gewußt hat. Sie bedrohen und verhaften ihn zuweilen, aber wenig Augenblicke nachher sieht man ihn wieder ihnen mit festem und entschloßnem Tone Befehle ertheilen. Er scheut kein Mittel, sich zu bereichern, da er weiß, daß man bei seiner Regierung mit Geld alle Vergehungen in Vergeßenheit bringen kann, und daß man nicht mehr Aufrührer ist, wenn man seine Begnadigung zu kaufen weiß. Außerdem wünscht er sich von seinen Soldaten, die er, seines Ansehens ohngeachtet, fürchtet, je eher je lieber los machen zu

können. Es scheint, als wenn eben dieses Ansehen und dieser Einfluß sich täglich verminderten.

Mehemed-Ali konnte sich der höchsten Gewalt und der Regierung von Kairo bemächtigen, und könnte es noch, aber er versteht sich nicht darauf, einen Plan anzulegen und mit Weisheit und Vorsicht durchzuführen. Er ist ungestüm, unwissend, den starken Getränken und allen den Menschen herabwürdigenden Lastern ergeben. Ist er nicht in seinem Lager, sondern kehrt nach Hause, so kann und mag er sich mit nichts als seinen Vergnügungen beschäftigen. Er ist eben nicht grausam, wie seine übrigen Waffengenossen. Da er ein erklärter Gegner der Beys ist, die er verrathen hat, so verhinderte er bis jezt den Pascha, sich auf irgend eine Weise mit ihnen zu vergleichen.

Mehemed-Ali liebt die Franzosen aus Neigung und weil sich ihm in dem aufgeräumten und muthigen Karakter der Franzosen sein eignes Bild entgegenspiegelt. Es ist gewiß, daß ihm die im Dienste der Mamelufen stehenden Franzosen, so wie alle diejenigen ihr Leben verdankten, denen im lezten August das Schwerdt der Albaneser auf dem Nacken saß, als leztere den Tod eines der Ihrigen, der von einem französischen Arzt aus Nothwehr getödtet worden war, rächen wollten.

Noch ist eine Menge untergeordneter Staatsbeamten übrig, deren Zwek kein anderer zu seyn scheint, als sich mit dem Raube des unglüklichen Egyptens zu bereichern, dessen Ruin sie beschleunigen. Jeder, der sich an der Spize eines bewaffneten Haufens sieht, denkt sich in einem Lande, wo Gewalt das einzige Gesez abgiebt, zu Allem berechtigt.

III.

Europa's Verhältnisse mit der Barbarey besonders mit Algier.

Der gröste Theil der neuen Welt und unermeßliche Reiche Asiens beugen sich vor europäischen Sceptern. In OstIndien besonders sind europäische Kaufleute — mehr

noch als ehmals Phönicier — Fürsten geworden. Neugierde, Gewinnsucht und Eroberungswuth hat Europäer nach allen Winkeln des Erdbodens geführt. Allein Afrika, dieser vor den Augen der eroberungssüchtigsten Völker so nahe liegende Erdtheil, ist größtentheils unbekannt und unerobert. Nur an der WestKüste saugen europäische Kaufleute, und an der Südspize vegetiren unter mercantilischen Spekulationen holländische Pflanzer. Die Existenz der Portugiesen an Afrika's östlichem Rande ist für nichts zu achten. Von NordAfrika's Verhältnissen mit Europa gilt noch immer im vollsten Sinne jenes, auf Britannien und Frankreich so glüklich angewendete Wort Virgils:

Littora littoribus contraria, fluctibus undae.

Wie die Gärten der Hesperiden wird NordAfrika von einem Drachen bewacht, der grimmige Blike auf die Küstenländer des MittelMeers schießt, Feuer ausspeyt, und nur durch goldne Kuchen eingeschläfert wird. Die stolzen Beherrscher fremder Welttheile demüthigen sich vor einem verachteten RäuberGesindel, das in einigen der reizendsten Streken des Erdbodens umherstreift, und erkaufen von ihm Frieden und Freundschaft durch grosse Geschenke. Wie? die verdorbenen Weltherrscher zu Rom, welche mit einem Räuberhauptmann in Lusitanien 6 Jahre lang ohne Erfolg kämpften, und seinen Haufen nur durch Meuchelmord des Anführers zerstreuten, konnten die wilden Numidier bezähmen und Mauritanien unterjochen: und das Christliche Europa, das wenigstens 1,600 000 stehende Krieger zählt, vernichtet nicht den kleinen Despoten von Marokos, dessen Flotte kaum in 24 grossen und kleinen Schiffen besteht, der mit höchstens 40,000 Negern und Mauren wider Unruhen in den Menschenarmen Provinzen Tafilet und Sedschelmesse kämpft, und seine Ansprüche auf Dea und Sahara zu behaupten zu schwach ist? Nicht Einer der gewaltigen Fürsten Europens, die doch wegen des Vortritts eines

Gesandten Hunderttausende in Bewegung sezen, erzwingt für die Christliche Republik von den Seeräubern zu Algier einen allgemeinen, ehrenvollen und dauerhaften Frieden? Aber Eifersucht trennt die Christlichen Staaten, und HandelsPolitik ist die Quelle der allgemeinen Beschimpfung Europens. Entrichtet nicht Frankreich eine jährliche Abgabe, damit das sonst friedliebende und industriöse Tunis Corsaren ausrüste, um auf dem Mittelmeere den Handel der Nichtfranzosen zu beunruhigen? Ermuntert nicht Britannien Algiers und Marokos Seeräubereyen, um jeden Versuch Spaniens im Levantischen Handel zu vernichten? So nährt Europa seine eigne Schande, und zugleich den Troz einer wilden Räuberhorde in NordAfrika's gesegneten Gefilden, wo die lezten Trümmer von Carthago's Herrlichkeit und römischer Pracht vollends verschwinden.

Seitdem Neid die Armeen der Welträuberischen Römer nach Afrika getrieben, und falsche Politik sie verführt hatte, das reiche Carthago zu zerstören, erhub sich zuerst im fünften Jahrhunderte für NordAfrika ein Staat zur Rache wider das gesunkene Rom. In Salomo's Ophir * ward NeuCarthago der Siz des Vandalischen Reichs, dessen Herrschaft sich über die nahen Inseln des Mittelmeers ausdehnte. Von dort rief die Rachebegierige Eudoxia die Vandalen nach Rom. Eine mächtige Flotte landete an der römischen Küste, und plünderte die von den Gothen übrig gelassenen Reichthümer der ehemaligen Hauptstadt der Welt. Nun hatte Europa beynahe 1000 Jahre lang Ruhe von Afrika's NordKüste; abgesehen, daß Mauren von dort nach Spanien

* Wenn nach Hezels glüklicher Vermuthung der Nahme Afrika von Ophir abgeleitet werden muß, so dürfen wir unter diesem Nahmen die Gegenden NordAfrika's, welche diesen Nahmen zuerst führten, nämlich Africa propria, wohl eher suchen, als andre Länder, zu welchen Salomo's Flotten auf dem Erythräischen Meere gelangten.

übergiengen, das Gothenreich umstürzten, und von den Pyrenäen Europa bedrohten.

Sobald aber die Gothischen Christen sich auf den Trümmern des Sarazenen-Reichs in Spanien wieder erhuben, und des treulosen Ferdinands grausame, durch falsche Religionsbegriffe sanktionirte Politik 1492 den lezten Maurischen Staat in Spanien erobert hatte, so ließ sich ein Theil der geflüchteten Mauren zu Oran und Algier nieder, und machte von dort Jagd — zuerst nur auf Spanische, hernach auf alle Christliche Seefahrer. Hatten sie nicht an den Säulen des Herkules für sich und ihre spätesten Enkel den Christen ewigen Haß geschworen, wie Hamilcars Sohn vormals den Römern: so führten sie wenigstens, so wie noch jezt ihre Nachkommen, mit gleicher Erbitterung wider alle Christen eine ewige Fehde.

Sogar jenseits dem Meere verfolgte Ferdinand der Katholische die verbannten Mauren. Unter Anführung des Cardinals Ximenes eroberten die Spanier Oran 1509, auch Bugie und Algier geriethen 1510 in ihre Gewalt, so daß der König von Tromesen sich nicht nur zu einem Tribute von 13000 Pistolen verpflichtete, sondern auch 1512 kostbare Geschenke nebst 70,000 Pistolen für Ferdinand nach Burgos schikte. Jedoch dauerte diese Ruhe nicht lange. Um nach Ferdinands Tode den Spaniern nicht mehr tributbar zu seyn, riefen die Algierer die berüchtigten Seeräuber Horruk und Airedbia (Harreden) Barbarossa zu Hülfe. Die Beschüzer bemächtigten sich Algiers, und liessen den Sultan Selim Eutemi ermorden. Zwar ward Horruk als König von Tremesia von den Spaniern erschlagen; aber sein Bruder behauptete sich als König von Algier, und begab sich in Solymans Schuz. Noch war jedoch Spaniens Einfluß auf NordAfrika nicht verschwunden. Karl V unternahm den glüklichen Zug nach Tunis 1535, und sezte Hassan wieder auf den Thron. Aber damit hat-

ten nun die glüklichen Expeditionen nach NordAfrika ein Ende. Bei der Eroberung von Tunis waren an 200,000 Einwohner ermordet, zu Sklaven gemacht, der abscheulichsten Ausschweifungen waren so viele, die Beute so unermeßlich, wie bei der Plünderung Roms unter dem Connetable von Bourbon. Neuer Stoff zu unauslöschlichem Hasse gegen die Spanier und alle übrigen Europäer.

Die Räubereien der Algierer wurden von nun an kühner. Ueber 20 Gallioten und eben so viele Brigantinen bedekten das mittelländische Meer. Die Räuber landeten öfters an der spanischen Küste, und Karl V unternahm es 1541 mit 26000 Mann die Algierer zu züchtigen. Nur 600 reguläre Soldaten und 6000 Mauren konnte Hassan Pascha dieser furchtbaren Macht entgegenstellen. Aber für ihn focht die Jahrszeit. Ein fürchterlicher Sturm vernichtete in weniger als einer Stunde 15 Kriegs- und 160 TransportSchiffe mit allen LebensMitteln und KriegsBedürfnissen. Diese unvermuthete Rettung machte den Algierern Muth, ihre Räubereyen bis über die Strasse von Gibraltar auszudehnen. Sie überfielen mit 3 Schiffen Canaria, und machten beträchtliche Beute. War Carls V lezte Unternehmung wider Algier unglüklich gewesen, so war Philipps II Expedition wider Tripolis und den furchtbaren Dragut unglüklich und schimpflich: die spanische Flotte unter Medina Celi floh schon vor dem Anblike der Feinde in der gröſten Unordnung, und die Bewohner der spanischen und italischen Küsten zitterten vor einer feindlichen Landung.

Mit dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts waren die Seeräuber von Algier, Tunis und Tripolis so mächtig, daß, der Schilderung zufolge, welche der englische Minister Cottington, von Spanien aus, dem Herzoge von Bukingham machte, ihre Flotte in 40 grossen Schiffen zu 500 Tonnen bestund. Welchen Schre-

ken mußte eine solche Flotte verbreiten, zu einer Zeit, da die Seemacht aller christlichen Staaten so unbedeutend war!

Bisher waren es nur die Spanier, wider welche Algier Seeräuberey getrieben hatte. Als aber der spanische Gesandte Gundomer Jacob I. in England 1621 zu einer Expedition wider sie zu überreden gewußt hatte, so fielen sie jezt auch brittische Schiffe an, zugleich erreichte ihre Seemacht eine ungewöhnliche Höhe. Nicht weniger als 65 grosse Schiffe hielten sie ausgerüstet, ohne die Menge kleinerer Fahrzeuge zu rechnen.

Seit dieser Zeit ist die Geschichte aller Unternehmungen der christlichen Mächte wider diese Seeräuber, besonders wider Algier, dieselbe: Landungen und schnelle Rükzüge oder Bombardements der Hauptstadt. Der allgemeine Ruhestörer Europa's, Ludwig XIV, suchte auch in NordAfrika Lorbeere. Die Franzosen nahmen 1664 Gigeri weg, aber sie schiften sich sogleich wieder ein. Renaud erfand die BombardierGalioten, und Ludwig XIV beauftragte den berühmten Duquesne, vor Algier 1682 Gebrauch davon zu machen. Algier wurde zwar in einen Schutthaufen verwandelt; aber kaum hatte die französische Flotte die Küste verlassen, als die Einwohner ihre Stadt wieder aufbauten, und ihre Seeräuberey nur desto eifriger fortsezten. Keines von allen solchen Bombardements verbreitete auf der Küste der Barbarey grösseren Schreken, als dasjenige, welches Blake auf Cromwells Befehl mit 30 Linienschiffen unternahm. Er zwang den Dey von Algier um Frieden zu bitten, und seinen Unterthanen alle Gewaltthätigkeiten wider die Engländer zu verbieten; er erschien vor Tunis, schoß die Kastelle in Trümmer, und ließ alle Schiffe im Hafen in Brand steken. Seit dieser Zeit wird, wie man uns versichert, die englische Flagge von den Barbarischen Seeräubern respektirt: aber gedemüthigt ist der Stolz des Barbaren, der über Algier herrscht, so wenig, daß

nach Poirets Berichte der Dey zu einem europäischen Consul sagte: „was bedarf ich deines Königs? er schikt mir „Gesandte und Geschenke; ich schike ihm nichts: er erkauft meine Freundschaft; mir liegt sehr wenig an der „seinigen.“ — Selbst einen englischen Gesandten, der mit einem Bombardement drohte, fuhr der Dey trozig an: „sage mir (sprach er) wie viel ein solches Unternehmen „deinen König kosten mag?“ da der Gesandte eine gewisse Summe nannte, so erwiederte der Dey: „gut, wenn „dein Herr mir nur die Hälfte dieser Summe gibt, so „versprech ich ihm, Algier auf der Stelle schleifen zu „lassen. Noch gewinnvoller für den Dey war der lezte schimpfliche Angriff der Spanier auf Algier 1784. Die Zurüstungen hatten über 2 Mill. Thlr. gekostet, und nach der vereitelten Unternehmung kostete es noch 2 Millionen Piaster, 50 Canonen, 2000 Centner Pulver, 24000 Kugeln, 100 grosse Masten und andre Kriegs- und SchiffsGeräthschaften, um den Frieden zu erkaufen. Unmittelbar darauf nahmen die Algierischen Seeräuber an den spanischen Küsten selbst ein spanisches Schiff weg, weil „man den Frieden nur vom offenen Meere, „nicht aber von den Küsten verstanden habe.“ So spotten diese Barbaren der heiligsten Verträge und des theuer erkauften Friedens. Im Jahre 1791 mußten die Spanier Oran, und nicht lange hernach auch Mesolquivir, ihren lezten Plaz auf der dortigen Küste abtreten, um die ihnen vom Dey versprochnen Handels-Begünstigungen zu erhalten.

Und was für HandelsVortheile mögen die Spanier hier suchen? Engländer, Franzosen, Holländer, Schweden, Hetrurier, besonders Juden von Livorno, Amerikaner besuchen die Häfen von Algier. Angenommen, daß Spanier die Concurrenz dieser Nationen aushalten könnten: so besteht die Einfuhr nach Algier in Tüchern, Papier, Gewürzen, Quincaillerie, Kaffee, Zuker, Leinwand, Alaun, Indigo, Cochenille — dafür wird

Wolle, Wachs, Federn, Leder, Oel und erbeutete Waare eingetauscht. Zwar ist die Ausfuhr um den vierten Theil stärker als die Einfuhr; aber jene übersteigt doch nicht die Summe von 1 Million Liv. davon zieht Frankreich ungefähr die Hälfte, die übrigen Europäer theilen unter sich die andre Hälfte.

Für diesen ärmlichen Preiß also erniedrigen sich die genannten HandelsNationen, dem barbarischen Beherrscher Algiers jährlich einen Tribut (sey es unter welchem Titel es wolle) jede im Durchschnitt von 75000 Thlr. zu bezahlen? So erkennen sie also stillschweigend, daß, während sie sich schmeicheln die Herrschaft über das MittelMeer gemeinschaftlich zu besitzen, Algier der wahre Beherrscher desselben sey!' Und welch ein Beherrscher? dessen Landmacht in etwa 10,000 Türken und 5000 Reutern, dessen Flotte in etwa 8 grossen und 10 — 12 kleinen Schiffen, nebst 30 Canonierboten, welche die Rhede der Stadt nie verlassen, besteht! dessen gewisse und zufällige Einkünfte (jedoch den demüthigen Tribut der stolzen Europäer ungerechnet) auf 670,000 Piaster geschäzt werden?

Frankreichs Verhältnisse mit diesem Räuber-Staate sind zu Ende des Jahrs 1801 erneuert worden. Zu den alten Verträgen kommen folgende neue Bestimmungen. Kein Franzose soll unter keinerlei Umständen oder Vorwande im Gebiete von Algier als Sclave zurükgehalten werden; selbst auf einem Schiffe unter feindlicher Flagge soll kein Franzose zum Sklaven gemacht werden, wenn er nicht als Matrose oder Soldat Dienste auf dem Schiffe gethan hat, und mit den Waffen in der Hand gefangen genommen wird; alle Franzosen, sie mögen im Algierischen Gebiete reisen, oder sich angesezt haben, stehen unter den Agenten der französischen Regierung; französische Fahrzeuge, sie mögen dem Staate oder Privatpersonen gehören, sollen nicht genöthigt werden, etwas wider ihren Willen an Bord zu nehmen, noch von

dem Dey eigenmächtig gebraucht werden; die Hinterlassenschaft der im Gebiete von Algier gestorbenen Franzosen soll dem französischen GeneralCommissär zur Besorgung übergeben werden; der Geschäftsträger und GeneralCommissär des französischen Handels soll nicht nur alle Rechte und Freiheiten der vorigen Zeiten wieder erhalten, sondern auch besonders den Vorrang über alle Agenten andrer Nationen behaupten; die QuartiersFreiheit des französischen Gesandten soll respektirt werden, keine obrigkeitliche Gewalt soll in seine Wohnung eindringen, er habe dann selbst die Regierung darzu aufgefordert; im Fall eines Kriegs soll jedem Franzosen, ehe er das Land räumt, eine Zeit von 3 Monaten zu Beendigung seiner Geschäfte gelassen werden. — Bald nach diesem Vertrage wurde das gute Einverständniß der Algierischen mit der französischen Republik unterbrochen, aber auch eben so geschwind wieder hergestellt, und obige Artikel aufs Neue bestätigt.

IV.

Ueber Rom und das ehmalige Latium. (Campagna di Roma.)

Das Jahr 1803 war eins der unglüklichsten für das römische Volk. Der als Schriftsteller längst rühmlich bekannte Herr von Bonstetten, der Augenzeuge des damals zu Rom und in der umliegenden Gegend herrschenden Elendes war, entwirft davon in seiner kürzlich erschienenen Reisebeschreibung *) die rührendsten und schaudervollsten Gemälde. Diese, so wie viele seinen antiquarischen Untersuchungen eingeflochtene Bemerkungen, und vorzüglich das Meiste von dem zweiten Theile dieses zwiefach interessanten Werkes gehören ganz in das Gebiet der neuern Zeitgeschichte, und verdienen wohl, abge-

*) Voyage dans le Latium. Par Charles Victor de Bonstetten &c. Geneve, An. XIII.

sondert von den übrigen, als eine höchstschäzbare Urkunde, sowohl von dem damaligen und gegenwärtigen Zustande Roms, als von der einsichtsvollen Humanität des edlen Verfassers in ihren Archiven niedergelegt zu werden.

Eine solche Absonderung ist es, was folgender Auszug aus gedachter Reisebeschreibung beabsichtigt. Die darin hin und wieder zerstreuten Beobachtungen und Urtheile sind nach ihrem Zusammenhang geordnet, entweder in den von dem Verfasser selbst angegebenen Abschnitten eingeschaltet, oder unter besondere Rubriken gebracht worden.

1.
Entvölkerung.

Wenn von einer Stadt die Rede ist, so denken wir uns Strassen, Gebäude und Familien; zu Rom muß man diese gewöhnliche Vorstellungsart ablegen. Hier geht man in Gegenden, die Plaz fur mehrere Städte hätten, stundenlang umher, ohne ein bewohntes Haus, oder irgend eine menschliche Gestalt, wenn nicht vielleicht die eines vorübergehenden Mönches anzutreffen. Es giebt sogar in dieser Wunderstadt eine Strasse ohne Wohnhäuser, die blos aus Kirchen und größtentheils verlaßnen Klöstern zusammengesezt ist.

Schon lange her sterben zu Rom bei weitem mehr, als geboren werden. Seit 1756 ist die Anzahl der Gebornen beinahe dieselbe geblieben; die der Sterbenden aber hat seitdem auf eine furchtbare Weise zugenommen. Die verhältnißmäßig geringe Bevölkerung der Stadt von ohngefähr 170,000 Einwohnern hat durch die Revolutionsjahre von 1798 und 1799 gegen 20,000 Menschen verloren; die darauf folgenden schaudervollen Jahre haben noch grössere Verwüstungen angerichtet.

Mehr als hundert Quadratmeilen des schönsten Landes, in dessen Mittelpunkte sich Rom befindet, sind so gut als gar nicht bewohnt. Die menschenleere Wüste, welche die Stadt umgiebt, fängt schon innerhalb derselben an. Das Capitol, das izt als ahnungsvolle Vorbilder, ehelose Bettelmönche bewohnen, scheint gleichsam die Gränzveste zwischen Leben und Tod. Weiterhin findet man beinahe nichts mehr, als zerfallne Kirchen, ausgestorbene Klöster, ödes Gemäuer, einige Heumagazine, einsam liegende Gärten und Weinfelder. Vor dem

St. Paulsthore stehen einzelne Landhäuser; man pocht an ihre Thüren, man ruft, und niemand kömmt, sie zu öffnen: kaum daß hier und da eine ausgemärgelte Gespenstergestalt sich bliken läßt. Der nahe stehende Tempel desselben Namens steht verlassen und stumm; die schüchterne Taube, die als in ihrem rechtmäßigen Aufenthalt darin nistet, wird von niemand gestört. Ein daran stossender mit Mauern umgebener Plaz ist zum Kirchhof bestimmt; aber es fehlt an Todten, weil es an Lebendigen fehlt.

Von hier an scheint die Natur selbst verstummt und todt. Selbst die Bäume sieht man nach und nach verschwinden. Der Wandrer hört nichts mehr als seine eigenen Schritte, und unwillkührlich heftet er seine Blike auf jede vom Wind vorübergetriebene Staubwolke, als auf den einzigen Gegenstand, an dem er noch Bewegung und einen Schein von Leben wahrnimmt. Begegnet er auch einem Menschen, so ists nicht leicht ein anderer, als ein hieher geflüchteter Meuchelmörder.

Daher der Fremde, der diese Einöde besuchen will, neben seinem eigenen Mundvorrath Empfehlung an irgend einen Priester nöthig hat, um nicht für einen Räuber angesehen zu werden. Auf dem ganzen Wege bis nach Ostia, mehrere Stunden in die Runde, sind nicht mehr als zwei verpestete Herbergen, die man Wirthshäuser nennt; wo weder Zimmer noch Stall, weder Speise noch Futter, nicht einmal Stroh, höchstens Wein und Haber, und nur selten Brod zu haben ist, das alles von Rom hergebracht wird. So erscheint izt diese Gegend, in der einst mehr Palläste prangten, als die ganze übrige Welt aufzuweisen hatte.

In Ostia, der Hauptstadt dieser Einöde, fand B. an zwei halbzerfallenen Thürmen einige bleiche ausgehungerte Soldaten, die hundert und dreißig Gefangene zu bewachen hatten; ausserdem auf einem von hohen einstürzenden Mauern eng eingeschlossenen kleinen Plaz, in dessen Mitte eine elende Kirche stand, in vier oder fünf Häusern ohne Fenster, armselige Schenkwirthe, die von dem aus Rom hergebrachten an die Gefangenen verkauften Brod und Wein ihren Unterhalt zogen. Dies war die Bevölkerung einer Stadt, die ehmals achtzigtausend Einwohner zählte. Im Sommer werden die Gefangenen

weggebracht, und drei Weiber bleiben zurük, die, wie einen todten Körper, die Stadt zu bewachen haben.

Die von Civita Vecchia kurz zuvor hiehergebrachten Gefangenen hatten das Faulfieber mit sich gebracht, das, concentrirt in den engen beinah luftleeren Kerkern, und durch die verpestenden Ausdünstungen der ihre Mauern umgebenden Sümpfe noch wirksamer gemacht, so überhand nahm, daß drei Gefangene, die des Morgens auf die Arbeit geschikt waren, noch am Abend desselben Tages zu Grabe getragen wurden. Die Fäulniß war so stark, daß der Priester, aus Furcht angestekt zu werden, es nicht wagte, ihren Leichen zu folgen. Eine weibliche Gestalt ist eine seltne Erscheinung in dieser unseligen Gegend. Beinah ausschliessend wird sie nur von Verbrechern bewohnt, die, wenn sie hieher in das Asil des Cardinals Albani flüchten, ihre Weiber in Rom zurüklassen.

Die Stadt Pratica, das ehmalige Latinia, hatte nicht mehr als achtzig Menschen. Einer der Einwohner, der dem wißbegierigen Reisenden diese Angabe mittheilte, bezeugte zugleich, daß er sich erinnere, den Ort ziemlich bevölkert gesehen zu haben. Ich werde vielleicht, sezte er hinzu, auch den Ueberrest vollends aussterben sehen. Dieser Mensch war vierzig Jahre alt.

Von hier bis an die sabinischen Gebirge verbreitet sich in dem Umfang von dreißig bis vierzig Meilen eine weite fürchterliche Einöde, worin kaum hier und da ein einzelnes verlassenes Haus zu sehen ist. Jenseits der Tiber fängt die Wüste von neuem an, nur daß sie nicht ganz so öde ist, als auf der mittägigen Hälfte.

Einige der drei und fünfzig Nationen, die einst Latium bewohnten, sind izt durch ein einzelnes Haus angedeutet.

2.

Ungesunde Luft.

Man schreibt südlichen Ländern eine Ursache der Entvölkerung zu, die man in den nördlichen nicht kennt: Verdorbenheit der Luft, die mit der Entvölkerung zuzunehmen, und so die Sterblichkeit zu beschleunigen scheint.

Die pontinischen Sümpfe sind als Ursache der verdorbenen Luft zu Rom, die unter dem Namen Aria cattiva bekannt ist,

angegeben, und ohne weitere Untersuchung dafür angenommen worden. Sie wurden zum Theil ausgetroknet, und die böse Luft hat eher zugenommen. Die weite Fläche Campagna di Roma hatte zur Zeit ihrer grösten Bevölkerung wenigstens eben so viel, wahrscheinlich noch mehr stehende Gewässer und Sümpfe, als gegenwärtig.

Viel eher liesse sich auf die Abwesenheit der einst im Latium häufigen Wälder, die auf die Luft mancherley wohlthätigen Einfluß haben, und auf die dadurch entstandene allzu grosse Dürre der umliegenden Landschaft die Schuld werfen. Die Beobachtung, daß immer die Faulfieber aufhören, sobald die Regen anfangen, beweist augenscheinlich das Bedürfniß der Feuchtigkeit, das jene stolzen Gewächse laut zurükfodert, deren man diesen einst so fruchtbaren und menschenreichen Erdstrich beraubt hat.

Indessen wandert zu Rom und auf dem Lande die Aria cattiva von einer Gegend zur andern; und in demselben Dunstkreise geht sie schonend hier vorüber, und schlägt dort nicht weit davon ihren furchtbaren Siz auf. Lange Zeit wurde die Anhöhe von Trinità di monte als sicher und unzugänglich für die böse Luft erklärt; izt wird ihr dieser Vorzug nicht mehr zugestanden; während dem eine der niedrigsten Strassen (il corso) für gesund gilt. Sonst war Ardea als einer der ungesundesten Oerter verschrien; im Jahr 1803 rafften zu Rom anstekende Fieber bei tausenden hinweg, und zu Ardea war nicht ein einziger Kranker.

Auch haben schon die Alten bemerkt, daß Gewohnheit selbst die verdorbenste Luft unschädlich machen könne; und nur selten sieht man einen der Reichen das Opfer davon werden. Nie hat ein Senat in Europa so viel achtzigjährige Greise in seiner Mitte gesehen, als das heilige Collegium.

Die Hauptursache der zunehmenden Sterblichkeit von Rom kann also nicht in der Luft liegen; sie muß in der Armuth der Einwohner gesucht werden.

3.
Armuth des römischen Volkes.

Nirgends lernt man so die Armuth kennen, wie zu Rom. B. behauptet, ausser den Bettlern von Profession, von denen

es dort überall wimmelt, sey die Hälfte der Einwohner im Fall, jeden, von dem sie etwas zu erhalten hoffen, anzubetteln. Kaum daß der Fremde auf einen der Vorübergehenden die Augen werfe, so stehe dieser, den Hut oder die Hand aufgehoben, vor ihm, Allmosen zu begehren.

Das gemeine Volk zu Rom hat grossentheils keine andere Nahrung, als Brod nebst ungekochten Wurzeln und Kräutern. Daher das elende Aussehen dieser armen Leute. Bei ihnen ist oft kein anderes Lager, als der harte Boden, kein Heerd, kein Küchengeräth zu sehen; denn sie kochen nie. Und was thut ihr, fragte B., wann ihr krank werdet? — Wir sterben, gaben sie zur Antwort; denn sie haben alsdann weder warme noch leichtere Speisen, keine Arzneymittel, oft nicht einmal etwas, sich zu bedeken.

Zwar giebt es Krankenhäuser zu Rom; aber der Kranken sind zu viel, so daß sie nicht hinlänglich genährt werden können, und, um andern Plaz zu machen, vor der Zeit wieder fortgeschaft werden. Aus dem guten Bette, das sie hatten, kommen sie nun wieder auf die blosse Erde zu liegen, oft der unfreundlichsten Witterung, für immer dem Elend und ihrer Verzweiflung Preis gegeben. Indem B. bezeugt, daß er vielmal dergleichen Elende auf dem noch vom Regen benezten Pflaster schmachtend gesehen habe, sezt er hinzu: Und man fragt noch, wovon zu Rom so viele sterben?

Noch grösser ist die Noth der armen Landleute. Zu Rom, wo es besonders unter den mittleren Ständen weder an Wohlstand noch Mildthätigkeit fehlt, wird hier und da einem von den Tausenden Unterstüzung und Trost zu Theil; auf dem Land ist weder Hülfe noch Hoffnung.

Nach der Revolution wurden die Fruchtpreise dreimal höher, als zuvor, und bereicherten die Fürsten, die Klöster, vorzüglich die Pächter grosser Ländereyen. Der arme Arbeiter, der kein Eigenthum besizt, und dem es nicht vergönnt war, verhältnißmäßig seinen Taglohn zu erhöhen, wurde nun noch ärmer, und starb in den unglüklichen Jahren der Theurung vor Hunger. Eben so mußten die kleineren Pächter, die nun ihren Pacht nicht mehr zahlen, und die Kosten des Unterhalts nicht bestreiten konnten, nothwendiger Weise zu Grunde gehen.

B. schildert absichtlich das damals herrschende Elend, wovon er Augenzeuge war, mit lebendigen Farben in mehreren schauervollen und herzdurchbohrenden Gemählden. Z. B.

In einem schönen Olivenwalde, nicht weit von Tivoli, kamen zwei liebliche Kinder, von drei und vier Jahren, auf ihn zu, und zogen ihn mit sich fort, bis zu dem Stamm eines alten Oelbaums, an dem, das Gesicht feuerroth, die entblösten Zähne weiß zum Erschreken, die grossen schwarzen Augen funkelnd von Fieberglut, ihr Vater, ein Mann in der Blüthe der Jahre sich aufrecht zu halten suchte. Seit zwei Tagen, gab er dem fragenden Menschenfreunde zur Antwort, hab' ich nichts gegessen. Noch hab' ich mehr als zwanzig Meilen bis zu meiner armen Hütte. Das ganze Land geht zu Grund vor Hunger. Ich werde unterwegs sterben, und diese armen Kinder —

Nahe bei Ardea wird beim Eingang in eine Felsenhöhle der Fuß seines Reisegefährten mit ekelhaftem Ungeziefer überdekt. Ein Reuter kömmt in vollem Lauf auf sie zu, und warnt sie, nicht hinein zu gehen, weil kürzlich ein Paar Eheleute darin Hungers gestorben sey. Gegenüber steht der Pallast des reichen Fürsten, dem dies unglükliche Land zugehört. Fünfzehn andere Personen hatte denselben Winter in dieser armseligen Stadt derselbe schrekliche Tod hinweggerafft.

Als B. mit seinem Wegweiser, einem Jüngling von ohngefähr fünfzehn Jahren, der bei sehr mäßigen Tagreisen vor Mattigkeit nicht weiter gehen konnte, seinen Mundvorrath theilte, sagte der Arme, er wisse wohl was Fleisch sey, er habe schon einmal in seinem Leben davon gekostet.

Ein mit dem Hungertod ringender Greis, der vor Schwäche nicht mehr vernehmlich zu reden vermochte, bekömmt beim Anblik von Brod die Sprache wieder. Ein Stük davon stekt er in den Mund, das andere in die Tasche. Dort auf dem Felsen, sagt er, hab' ich fünf Kinder; gewiß werd' ich sie halb verschmachtet antreffen: ich will ihnen dies Brod bringen. Drei Tage lang war er von seiner Hütte abwesend, um etwas Brod für seine Kinder zu holen: ein Stük Lumpen war alles, was er in diesen Gegenden des Elendes erbetteln konnte. Der Fels ist hoch und steil; der Alte braucht wenigstens eine Stunde,

die Anhöhe zu ersteigen, und kaum berührt noch der lezte Stral der untergehenden Sonne Horazens im Hintergrund liegendes Landgut.

Ausserhalb Pratika sah B. auf einem Kornfeld, das eben behakt wurde, eine junge Weibsperson, vor Hunger, wie er nachher erfuhr, ohnmächtig zur Erde niedersinken. Die Arbeiter fuhren in ihren Geschäften fort, als wenn nichts geschehen wäre; nur die Mutter des Kranken nahm ihre Schürze ab, dekte sie über ihre Tochter, und kehrte zu ihrem Tagwerk zurük. Sie soll, sagte ihr der edle Theilnehmende, die Kranke nach der Stadt bringen, sie nicht auf der feuchten Erde, in der brennenden Sonnenhize liegen lassen. Die Mutter gab ihm keine Antwort. Er lief zum Besizer des Feldes, und bat um sein Mitleiden. Es sey genug, erhielt er zum Bescheid, daß ihr der Taglohn, den sie zu verdienen nicht im Stande sey, noch ausgezahlt werde; sie seyen alle arm, und mit keinem übrigen Bette versehen. — Nicht einmal Stroh war aufzutreiben. — Entsezen und Wehmuth ergrief izt den umsonst nach Hülfe Umherschauenden. Die ärmste Hütte seines Vaterlandes dünkte ihn izt reich. Ihm war, als sey er lebend hinabgestiegen in den Aufenthalt der Todten. Er gab der unglüklichen Mutter etwas Geld; die, ohne zu sprechen, mit einem Blik auf ihn sah, der ihm sagen wollte, ihnen vermöge niemand zu helfen, als der Tod.

4.

Lebensweise.

Von der äussersten Armuth des römischen Volkes läßt sich auf den damit verbundenen Mangel an Reinlichkeit schliessen, die auf die Gesundheit des Menschen einen so mächtigen Einfluß behauptet.

Die Hälfte der Römer wohnt eben so schmuzig als elend. Zusammengepreßt in enge Löcher, worin sie die Luft sich selbst einander verpesten, liegen ganze Familien, wenn nicht vielleicht auf blosser modernder Erde, in einem Bette beisammen. Da sie wenig oder keine Wäsche und Kleidung zu wechseln haben, so mag sich jeder die daraus entstehenden Folgen selbst vorstellen. Folgen, die jene Feuerbrünste, die von Zeit zu Zeit Constantinopel verheeren, als Wohlthaten anzusehen gebieten.

Ausserdem ist der Zustand des armen römischen Volkes so

hülflos und verlassen, daß dieser allein, ohne weitere Krankheit, es zu Grund zu richten, hinreichte.

Die einzelnen Häuser auf dem Lande liegen fast alle bei stinkenden Pfüzen, die schon für sich die Luft umher verpesten. Die dortigen Arbeiter, größtentheils auswärtige, haben nicht einmal den Vortheil, an die schädlichen Einflüsse, die sie umgeben, sich mehr oder weniger gewöhnen zu können.

Wird nun einer dieser Elenden krank, was ist für ihn für Hülfe von seiner eigenen Natur zu erwarten? Ohne Kraft und ohne Muth muß er nicht dem ersten und leichtesten Anfall unterliegen?

So wie die höheren Classen durch Ueberfluß sich immer weiter von den niedrigen entfernen, so bringt, ohne daß sie es gewahr werden, ihre Lebensweise sie ihnen immer näher. Den ersten Schritt der Annäherung macht die Unreinlichkeit, die schon beim ersten Eintritt in ihre Palläste den Fremden zurükschrekt.

Die alten Römer trieben die Sorgfalt und den Aufwand für ihren körperlichen Wohlstand bis zu dem höchsten Grad von Luxus, den vernünftigsten, den es geben kann. Die neueren sind, wie in allem Uebrigen, auch hierin das Gegentheil ihrer Vorväter. Es giebt z. B. keine Stadt in Europa, wo man sich weniger badet, als zu Rom.

Die alten Römer stärkten und erfristen Körper und Geist auf dem Lande; so daß beide von äussern Anfällen nicht so leicht zu überwältigen waren. Die jezigen wissen nicht auf dem Lande zu leben, und ziehen schlaffe Weichlichkeit, Uebelbefinden und lange Weile einem gesunden Körper und einem kraftvollen lebensfrohen Geiste vor. Nicht weniger widersinnisch ist ihre Art zu bauen und sich zu kleiden; so daß ihre ganze Lebensweise darauf angelegt zu seyn scheint, sie für das von allen Seiten sie umgebende Uebel desto empfänglicher zu machen.

Wie sehr auch das Glük die höheren Stände von den niedrigen getrennt zu haben scheint, unwillkührlich kommen sie doch alle Augenblike mit ihnen in Berührung, und das Verderben, wozu sie andere verdammt haben, wird unversehens mit aller Rache der Wiedervergeltung sie selbst überfallen.

Schon fangen die überhandnehmenden ansteckenden Krankheiten an, in die Palläste der Fürsten und Grossen einzudringen. Immer gährender und immer mehr sich entzündend drohen sie, wenn nicht bei Zeiten noch Rath geschaft wird, am Ende die Natur der Pest anzunehmen, um, was von Römern noch übrig ist, hohe und niedre mit einander vollends zu vertilgen.

5.

Akerbau.

Das neuere Latium besteht beinahe ganz aus grossen Ländereyen, von denen, so groß sie auch für sich allein seyn mögen, gewöhnlich mehrere Einem Herrn *) angehören, der in den Umfang und die Menge derselben, nicht in ihre Güte seinen Ehrgeiz sezt, und ohne sich weiter um ihren Anbau zu bekümmern, sie an andre verpachtet. Und kömmt er auch einmal auf den Gedanken, seine Besizungen selbst in Augenschein zu nehmen; so irrt er, wie ein orientalischer Fürst in seinem Serrail unter seinen Weibern, gedankenlos von einer zur andern, durch seinen Reichthum selbst zu ewigem Ueberdruß, und immerwährendem Unlust verurtheilt.

Die Pächter, gewöhnlich Güterhändler genannt, denen es blos um Gewinnst für sich selbst, nicht für das Land zu thun ist, fallen mit einem Heer gedungener Arbeiter, die meistens Fremde sind, wie Räuber in ihre Pachtgüter ein, hauen die Wälder unbarmherzig nieder, erschöpfen das Land, anstatt es zu nähren, eilen mit ihrer Beute davon, und lassen triumphirend ein ausgemergeltes und verödetes Land hinter sich zurük.

Der kleinere Eigenthümer vegetirt in irgend einer kleinen Stadt, wo er die grossen Gutsbesizer der Hauptstadt mühseliger Weise nachäft, ohne den Zauber mit ihnen zu theilen, der ihre verkehrte Lebensart einigermassen entschuldigt.

Die römischen Bauern, die noch existiren, bleiben, obschon sie viel natürlichen Verstand besizen, ohne an irgend eine Verbesserung zu denken, bei ihren alten Gewohnheiten, weil es ihnen gänzlich an Unterricht und Kenntnissen fehlt.

Die übrigen Arbeiter sind entweder fremde Miethlinge,

*) Der Fürst Borghese soll allein zwey und siebzig Landgüter besizen.

oder Verbrecher, die aus Rom auf das Land geflüchtet, nur für ihre Sicherheit und ihren Unterhalt besorgt sind.

6.

Viehzucht.

Dieser Theil der Landwirthschaft wird in dem Latium noch mehr vernachlässigt, als die andern. Wann die Felder eingesäet sind, so glauben die Römer alles gethan zu haben.

B. sah z. B. in der Gegend von Rom eine Heerde von einigen hundert Kühen, die nicht einmal gemolken wurden, ohngeachtet zu Rom die Milch so theuer ist, und eben so gesucht wird, wie in andern grossen Städten. Wie sollte erst an weitere Spekulazionen gedacht werden?

7.

Weinbau.

Die Bestellung der Weinberge, so wie sie im Latium eingeführt ist, könnte nicht besser; die Art, mit dem Wein selbst umzugehen, nicht schlechter seyn.

Zu Rom und in der umliegenden Gegend werden die Reben gewöhnlich an Rohr befestigt, das geländermässig gepflanzt, ohngefehr sechs Schuh hoch wird. Sie werden sorgfältig angebunden, gut im Schnitt gehalten, und in keiner Rüksicht vernachlässigt. Auch die Natur ist hier dem Weinstok günstig: äusserst selten wird er von Schlossen beschädigt, und noch weniger kennt man hier zu Lande die Maykäfer, die jenseits der Alpen so viel Verwüstung anrichten.

Aber zu Rom, wie beinahe in ganz Italien werden die Trauben zu früh abgenommen. Der Wein selbst wird hierauf in kleine unreinliche Gefässe gebracht, und auf die elendeste Weise verwahrlost. B. war Zeuge, wie zu Albano die schönsten Trauben in offenstehende Tonnen geschüttet wurden, worin der Wein fünf und vierzig Tage lang, so war es in der Regel, der Luft ausgesezt blieb, so dass er nachher kaum ein Jahr oder achtzehn Monate sich halten konnte.

Ausser den erforderlichen Kenntnissen fehlt es den armen Weingärtnern sowohl an Kellergeräthschaft, als an Capitalien, um den Wein aufbewahren zu können; vorzüglich aber an der nothwendigen Unterstüzung der Regierung, die dem Wein-

handel mehr Freiheit zusichern, und den gegenseitigen Tausch und Verkehr mehr erleichtern müßte.

Wären die angezeigten Mängel, wozu noch die oft an dem unrechten Ort angebrachte Anlage der Weinberge gerechnet werden kann, gehoben, und besässen die Italiäner noch die Kunst, ihre Weine geltend zu machen; so würde ohne Zweifel Frankreich von den durch seine Weine bisher gewonnenen Millionen einen guten Theil an sie abtreten müssen.

8.
Handel.

Nichts ist sonderbarer als der Handel, der gegenwärtig von den Römern geführt wird. Was die auf der Tiber ankommenden Schiffe für die Lebensmittel, die sie nach Rom bringen, zurüknehmen, sind Lumpen, die für ein glänzendes Schiksal bestimmt sind. Die Genueser legen sie zu den Füssen ihrer Orangebäume, wo sie Blumen, Früchte und herrliche Wohlgerüche hervorrufen. Sie machen, nebst Alterthümern, und Porzolan-Erde, wodurch der Mörtel beinah unzerstörbar wird, die einzige Ausfuhr von Rom aus. Nur die gegenwärtige Zeit trägt dieser Wunderstadt nichts ein. Die eine Hälfte derselben lebt von Trümmern der Vergangenheit; die andere treibt ausschließlichen Handel mit dem zukünftigen Leben.

Je weniger Akerbau und Handel, destomehr wird zu Rom Wucher getrieben.

9.
Römische Gärten.

Jener den alten grossen Römern eigne Sinn für reinen und einfachen Naturgenuß, ist mit allen damit verwandten Tugenden aus dem neuern Rom verbannt. Daher auch die römischen Gärten, verlassen von ihren Eigenthümern, so wie ihre übrigen Besizungen nichts anders mehr sind, als übel unterhaltene Pachtgüter. Nichts ist trauriger, als ihr Anblik. Mittelmässiges Weinfeld, magre Aeker, ununterhaltne Grasplähe.

Alle die Villen, die unter einem so schönen Himmel, auf noch schönerer Erde, mit so grossen und anziehenden Erinnerungen uns zu sich einladen, sind jezt ekelhafter anzusehen

als Lazarethe. Allenthalben begegnet deinen Bliken der Tod; bald in der Schrekensgestalt der Hungersnoth, bald in dem Anblik abscheulicher Krankheiten, die noch grausenvoller sind als er selbst.

10.

Nazionalgeist.

Den Sinn für die Natur konnte das neue Rom zerstören; sie selber bleibt ewig dieselbe. Es ist noch derselbe Himmel und dasselbe Meer; noch sind es eben die Hügel und majestätischen Berge, die einst Eneas, Scipio, und Plinius vor Augen gehabt haben.

Eben so die Natur der Römer selbst. Ihr Nazionalgeist, was auch das Schiksal der Zeiten gethan hat, ihn zu unterdrüken und zu entstellen, ist im Grunde noch ebenderselbe.

Man sieht in dem neuern Latium eine Menge Wälder, die aufs übelste zugerichtet sind. Abgehauene Stämme, zerstümmelte Knorren, niedres Gestrüppe, zertretne Schößlinge; aber wo ein Baum unangetastet und verschont blieb, da hebt er sich in stolzer Schönheit hoch empor. Ein solcher Wald ist das Bild der italienischen Nazion, die das Schiksal hat, unaufhörlich geplagt zu werden, aber bei der ersten ihr günstigen Gelegenheit, sobald sie nur kann, über alle andre Nazionen sich emporschwingt.

11.

Römische Beredsamkeit.

Auch der Geist der alten römischen Beredsamkeit, hat unzerstörbar bis auf diese Zeiten in Rom und dem übrigen Italien sich erhalten. In öffentlichen Kanzelreden ist nicht selten seine Spur zu entdeken; am allerdeutlichsten giebt er sich in den Predigten eines italiänischen Kapuziners zu erkennen. Diese können uns besser als irgend ein Buch begreiflich machen, wie die alten Redner über ein zahlreiches, oft lärmendes und stürmisches Volk die Macht ihrer Beredsamkeit auszuüben im Stand waren. Drei Dinge, die uns fehlen, waren es vorzüglich, was sie einer ungeheuren Volksmenge verständlich machen konnte: die Musik des Rhytmus; der in den Reden des Cicero auffallende Ueberfluß an Wörtern, die beinahe synonim waren; und die Pantomimen, die, wie ein

durchaus begleitender Generalbaß, unaufhörlich die Bewegung und den Gang der Rede bezeichnete.

Es kostet Anstrengung, in einem der nördlichen Länder einen mittelmässigen Redner ohne Zerstreuung folgen zu können; von dem italienischen Capuziner wird man hingerissen. Wenn man auch seine Worte nicht versteht: der Ton seiner Stimme und seyn Rhytmus drüken aus, was er gesagt hat; entschlüpfen auch zwei bis drei Worte dem Zuhörer: das vierte ergänzt ihm alles; hat er gar nichts gehört, so hat er alles gesehen. Die Pantomimen eines Capuziners ist der Spiegel seiner Rede; seine Bewegungen begleiten Schritt vor Schritt seine Worte, während dem der nördliche Redner (die Sprache abgerechnet) kaum von Zeit zu Zeit einige Zeichen des Lebens von sich giebt. In einer Predigt über den heiligen Joseph, bei der B. zugegen war, stellte der Redner von den Personen, die er auf die Scene brachte, ein so lebendiges Gemählde auf, daß er den kleinen Jesus, die Jungfrau und den heiligen Joseph sogar durch ihre Stimme zu unterscheiden wußte.

Ein andrer römischer Prediger wollte die Verhärtung eines Sünders, der seine Bekehrung biß auf den Augenblik des Todes verschiebt, anschaulich machen, und verglich ihn mit einem, der zur See reisend, in seinem Schiff eingeschlafen ist. Zuerst ist die Schiffarth günstig; bald erhebt sich der Sturm, und der Sünder erwacht nicht eher als im Augenblik, da die Wellen herankommen ihn zu verschlingen. Die Ausführung dieses Bildes, die Schilderung des Meers, des anfänglich heitern, nachher verfinsterten Himmels, das Schwanken des Schiffes, das Flattern der vom Sturm hin und her gerissnen Segel, das lezte Krachen der Maste, u. s. w. nahm den dritten Theil seiner Predigt ein. Die harmonische Sprache des Redners, und das Schallende der italiänischen Redensarten waren bei dieser Allegorie an ihrem eigentlichen Plaz. — Am Fest aller Seelen dauerte die Schilderung des Fegfeuers, wovon ein einziger Tropfen die ganze Flammenhize des Mongibello in sich enthielt, über eine Viertelstunde. Selbst der Unglaubige sah die brennenden Feuerschlünde, und die Jammergestalten der Unglüklichen, die zu den Qualen der Flammen verdammt waren.

Einem unsrer Prediger wäre es an einem Gleichnis genug gewesen; für die glühende Einbildungskraft des Südländers bedurfte es einer Allegorie. Der kältere Nordbewohner geht vom allgemeinen Begriff zum sinnlichen über, — indeß der Feuergeist heisser Landstriche vom Sinnlichen sich zum Allgemeinen erhebt.

12.

Volkssprache.

Zu Rom und in dem ganzen Latium hat die Volkssprache das besondere, daß sie Buchstaben und Sylben versezt, und sich nicht anders als auf die Weise des Polischinell auszudrüken gewohnt ist. Die heutigen Römer sagen, so ernsthaft als ob sie so sagen müßten, Crapa statt capra, Ziege; freble, statt febbre, Fieber; paduli, statt paludi, Sümpfe u. s. w.

Diese Bisarrerie der Volkssprache, die nicht jedem bekannt ist, muß nothwendiger Weise bei Etymologien solcher verkehrten Wörter auf Abwege verleiten, und hat schon manchen Irrthum veranlaßt. Daher haben z. B. viele neuere Schriftsteller Levinium mit Lanuvium verwechselt, weil es den Römern gefallen hat, anstatt Lanuvia, Lavinia auszusprechen.

13.

Sitten.

In den verlassnen Einödden Latiums, fand B. bei den wenigen Bewohnern, die noch da sind, eine Gastfreiheit, eine Uneigennüzigkeit und Gutmüthigkeit, wie er sie manchmal in den entlegensten Gegenden der Alpen angetroffen hatte. Eine Erscheinung, wovon er fragweise zweierlei Ursachen angiebt: entweder weil der Mensch in eben dem Maase besser sey, in welchem er von seines gleichen entfernt lebe, oder weil vielleicht der dem Menschen seltner gewordne Mensch ihm eben dadurch um desto lieber werde.

Wer kennt nicht zu Rom die schöne Strasse des Corso, die Promenade der schönen Welt, wo in langer gerader Linie tagtäglich zwei Reihen von Carossen, ohngefehr zwei Stundenlang hin und wieder fahren, und wo die Römer des unerschöpflichen Vergnügens geniessen, sich einander langsam vorbeikommen zu sehen. Mitten unter diesen Carossen und dem glänzenden

Tumult der schönen Welt fiel ein Mensch ohnmächtig nieder auf das Pflaster. Alles zog gleichgültig an ihm vorbei, nur fünf oder sechs Bettler versammelten sich um ihn her. B. fragte was wohl dem armen Menschen zugestossen sey. Es ist jemand, der Hungers stirbt, antworteten die Vorübergehenden. B. lief hinzu, hohlte ihm Brodt, und warf etwas Geld in seinen Hut. Er kam wieder zu sich, und keinem Menschen fiel weder die allgemeine Gleichgültigkeit, noch die Bewegung des einzigen Menschenfreundes, der zugegen war, auf. Als dieser den Kranken verließ, sagte einer der bei ihm stehenden Bettler zu dem andern: Man sieht wohl, daß dieser da ein Fremder ist.

Jeden Morgen wurde in den Strassen ausgerufen: Gebt den armen Seelen im Fegfeuer! Diese giengen nie leer aus, während dem man den hülflos Sterbenden ohne Barmherzigkeit sterben ließ. Zwar giebt es, besonders unter der mittleren Classe der Einwohner, viele mildthätige Menschen; aber ihre Anzahl ist leider verhältnismässig viel zu klein, so wie die der Nothleidenden zu groß ist.

Die unverhältnismässige Anzahl der Personen beiderlei Geschlechts, die zu Rom Statt findet, muß natürlicher Weise den Sitten eben so sehr Eintrag thun, als der Bevölkerung. Man rechnet dort fünfzehn bis zwanzigtausend Mannspersonen, die keine Weiber haben; zu denen noch jährlich gegen zweitausend Fremde, größtentheils von eben dem Geschlecht hinzukommen; so daß aller Wahrscheinlichkeit nach zu Rom um die Hälfte mehr Weiber der Verführung Preis gegeben sind, als anderswo.

Umgeben von nichtswürdigen und unwissenden Sklaven, wächst in den höhern Ständen die römische Jugend im Luxus und Ueberfluß auf. Der Stamm wird, was er ist, und was er werden kann.

Den niedern Ständen, wenigstens zwei Dritteln der römischen Bevölkerung, die nur aus der Hand in den Mund zu leben, und also auch nicht weiter zu denken haben, diesen Elenden, die ohne Eigenthum und Hoffnung, so wie ohne Unterricht und Erziehung keine Zukunft vor Augen haben, ihnen ist jede Handlung gleichgültig. Da kein andres Ziel

sie an sich zieht und ihren Geist in Bewegung sezt; so sind, wenn nicht auf Augenblike irgend ein betäubendes Mittel, ihr trostloses Daseyn ihnen vergessen macht, ihre Leidenschaften das einzige, was ihnen Befriedigung zu geben im Stand ist. Zu Marino sah B. eine unnatürliche Mutter, ihr fünfjähriges Kind, nach den grausamsten Schlägen mit Füssen treten, und gegen die Wand werfen. An einem andern Ort, hörte er eine andere, die unbarmherzigen Schläge, womit sie ihr Kind überfiel, so lange fortsezen, daß das Wehgeschrei der armen Creatur, endlich in eine Art von Röcheln übergieng, und sich zulezt ganz verlor, so daß er es für todt halten mußte. Man versicherte ihn, die Fälle seyen nicht selten, daß man Kinder auf diese Art umkommen sehe.

Was Leidenschaft und glühendes Blut für sich allein nie thun würden, das thut Elend und Noth. Wollt' ich, sagt B., mit edler Begeisterung, eine Nation zu grossen Verbrechen und Greueln erziehen, so dürft ich nur Elend und Verzweiflung zu Hülfe nehmen. Welche Strafe wäre vermögend, ihrer Wirkungen zuvorzukommen? Was ist Ehrlichkeit für den, der vor Hunger vergeht? Für den hülflosen Hausvater, vor dessen Augen seine Kinder, sein Weib, seine Mutter, sein Vater dahin sterben? Was ist Tugend der zärtlichliebenden Tochter, die ihre Mutter in den Qualen des Hungertodes verschmachten sieht?

Die Laster, die aus solchen Quellen entspringen, verbreiten sich nach und nach, und in unzähligen Armen über die ganze Gesellschaft. Bald sind alle Classen derselben vergiftet, die Pest wird allgemein, und es giebt kein Mittel mehr, ihr Einhalt zu thun. Mag immer jezt die Regierung Hospitäler errichten: sie wird von den Aufsehern bestohlen. Laßt sie Erziehungshäuser stiften: wenn alle Menschen Bösewichter oder Dummköpfe sind, wer soll die Kinder erziehen? Mit Entsezen schaut der zu spät erwachende Fürst um sich her, und sucht nun vergebens Mittel die wüthende Flamme zu löschen, die bereits ihn selber zu ergreifen droht.

14.

Asile.

Die schwärzesten Greuelthaten werden zu Rom von den

Gesezen selbst mit den heiligsten Vorrechten öffentlich begünstigt. Es ist bekannt, daß jede Wohnung eines fremden Gesandten die Freistätte des Verbrechens ist, das der Souverain, den der Minister vorzustellen hat, in seinen Schuz nimmt; daß jeder Tempel, durch geistliche und weltliche Macht doppelt heilig, dem Verbrecher Zuflucht und Sicherheit anbietet; und daß ihm die weiten Einöden von Ostia, unter dem Schuz ihres Eigenthümers, des Cardinals Albani, offen stehen; einst ein blühendes Tempe von Göttern und Helden bewohnt, jezt eine graunvolle Wüste, den verworfensten Scheusalen der Menschheit zum sichern Zufluchtsort geweiht.

Diese zärtliche Besorgnisse für die schändlichsten Bösewichter, vergiften die allgemeine Meinung, so, daß bei den Ermordungen, die täglich zu Rom vorkommen, das Publikum jedesmal für den Meuchelmörder, und nie für sein Schlachtopfer sich interessiert. Es hält jene Messerstiche für eine Art von Zweikampf, für eine Rache, wobei die Ehre im Spiel sey; obschon die Stiche soviel möglich von hinten, oder wann der Gegner ausser Stand ist, sich zu vertheidigen, angebracht werden.

Was die Asile bei den Gesandten betrift, so ist die Eifersucht, womit keiner seine Vorrechte aufgeben will, vielleicht die Hauptursache, daß ihre Wohnungen noch immer zu Rom den Verbrechern zur Zuflucht dienen. Sollte es nicht der Nation, die über so viele andre, durch ihre Tapferkeit sich erhoben hat, würdig seyn, diesem barbarischen Vorrecht zu entsagen, und dadurch zu beweisen, daß wahre Grösse nie von Ungerechtigkeit Gebrauch macht?

15.
Polizei.

Wahrhafte Armuth, vermengt mit müssiggängerischer Bettelei, wodurch jene muthwilliger Weise bestohlen wird, ist zu Rom der auffallendste Beweis einer schlechten Polizei. Die Bettler bilden hier eine Art von Zunft, die ihre eigene Geseze und Regeln hat. Jeder von ihnen ist im ausschließlichen Besiz irgend eines Winkels der Stadt, den er als sein Erbtheil ansieht, und ohne besondere Veranlassung nicht verläßt.

Alle sind unterrichtet, wann und wo irgend ein Fang im Grossen für sie zu machen ist. Kein Concert, keine Gesellschaft wird gegeben, wo sich nicht eine Abtheilung dieses Heers einfindet. Am meisten besezen sie die Oerter, wo häufig Fremde vorbeikommen, z. B. den Portikus des Pantheon, oder den Obst- und Kräutermarkt. Bei den vier Fontänen bemerkte B. mehrmalen eine gut aussehende Frau, die sobald sie einen vorübergehenden Fremden gewahr wurde, ein Kind, das sie auf den Armen trug, zu kneipen anfieng, um durch sein Geschrey Mitleiden zu erweken. —

Ehmals waren zu Rom grosse Wasserbehälter bei den Häusern angebracht; diese werden nicht mehr unterhalten, und verbreiten eine Menge fauler Ausdünstungen.

Die römische Polizei befiehlt durch ausdrükliche in den Strassen angeheftete Verordnungen, die Unreinigkeiten an einen angewiesnen Ort bringen zu lassen. Aufgehäuft und fast niemals weggeschaft, gähren sie desto stärker, je mehr sie zunehmen. Der ganze spanische Plaz wird nach und nach immer höher, durch lauter dergleichen Unrath, der dort aufgethürmt liegen bleibt.

Unter anderm zeugen auch die Apotheken zu Rom von gänzlichem Mangel an Polizei. Nicht nur sind sie an sich selbst, wie alles übrige, in dem elendesten Zustand; die Arzneigefässe haben nicht einmal Aufschriften, was zu unaufhörlichen Verwechslungen, wovon manche höchst traurige Beispiele erzählt werden, Gelegenheit geben muß.

Während der revolutionnären Regierung gab es zu Rom, nach den anfänglichen Bestrafungen, in Zeit von achtzehn Monaten nicht einen einzigen Mord; und jener so furchtbare Jähzorn der Römer wurde selbst in der Trunkenheit, und mitten in den wildesten Ausschweifungen, bei der blossen Erinnerung an Spinelli, den damaligen Polizeimeister, gelassen und vorsichtig. Se non fosse Spinelli! (wenn Spinelli nicht wäre!) sagten sie, und stekten klüglich ihre Messer wieder in die Tasche. Nach der Revolution hat das Morden wieder von neuem angefangen.

Ein aus Rom geflüchteter Meuchelmörder, den B. auf seiner Reise im Latium zum Wegweiser bekam, verlangte seine

Vermittlung, damit er zu seiner Familie, die in Rom vor Hunger sterbe, zurükkehren könne. Auf die Vorstellung, daß es der Gerechtigkeit unmöglich sey, ihm sein Verbrechen zu verzeihen, versicherte er, daß kein Tag vergehe, an dem nicht dergleichen Dinge übersehen werden; erzählte hundert Beyspiele, und sprach von der Ermordung seines Freundes, als von einer alltäglichen und höchst verzeihlichen Handlung.

In der Schenke zu Pratica, wo B. abgestiegen war, wollte der Elende durchaus für ihn die Zeche bezahlen; als er sah, daß dies nicht angehe, fieng er an, ihn zu bedienen, und improvisierte am Ende ihm zur Ehre. Bis zu dieser Verworfenheit brachte den flüchtigen Bösewicht die auf vielfältige Erfahrung gegründete Hoffnung, vermittelst irgend einer Fürsprache von dem schwärzesten Verbrechen losgesprochen zu werden.

16.

Regierung.

Die römische Regierung ist so gut als irgend eine andre in Europa von Liebe zum allgemeinen Besten beseelt; aber tausend Ursachen hindern sie, mit andern aufgeklärten Nationen vorwärts zu gehen. Da ihre Macht auf alten Meinungen beruht, so scheint Unbeweglichkeit einen Theil ihrer Würde auszumachen. Ein imponirendes Schaugepränge ist alles, was sie nach der ewigen Ruhe, deren sie keines Vertheidigungsmittels bedürftig, bisher genoß, so wie dem Alter und der Majestät ihres Oberhaupts und Senats zu danken hat. Aber sie würde aufhören, ein glänzendes Nichts darzustellen, sobald sie, Etwas zu seyn, den Willen hätte; denn alle Elemente eines blühenden Daseyns stehen ihr zu Gebot. Man könnte zu ihr sagen, was Christus dem Gichtbrüchigen gesagt hat: Stehe auf, hebe deine Deke auf, und wandle!

Freilich würde es keine leichte Sache seyn, einer so grossen Menge verjährter Uebel abzuhelfen. Unmittelbare Anwendung der Grundsäze aufgeklärter Nationen würde zu Rom nicht ohne Gefahr Statt finden; nur allmählig und unvermerkt könnten diese eingeführt, und die eingeführten entfernt werden; die z. B., die der Arbeitsamkeit des Volks selbst im

Weg stehen, und durch zahllose Feyertage und andre öffentliche Institute gleichsam geflissentlich und mit Gewalt eine Nation zum Müssiggang verdammen, zu dem sie schon von Natur nur allzugeneigt ist.

Von gleicher Bedenklichkeit wäre die Ausrottung der zu Rom eingewurzelten Betteley, die, durch die Geseze selbst sanctionirt, auch den Arbeitsfähigsten zum Verdienst gereicht, und einen ehrwürdigen, begünstigten, oft angebeteten Stand ausmacht. Wollte man die Bettelorden erhalten, so müßte man sie zu dem Geist ihrer Stifter zurükführen, und ihnen auflegen, selbst ihr Land anzubauen, anstatt der von gerechteren Ansprüchen bereits überladenen Mildthätigkeit noch mehr zur Last zu fallen.

Wohlthätigkeit, die giebt, ist nur ein kleiner Theil der öffentlichen Wohlthätigkeit, die weit mehr darin besteht, der Armuth zuvorzukommen, als sie zu unterhalten. Man würdige die niedrigen Klassen der Gesellschaft einer näheren anhaltenden Aufmerksamkeit, und nach und nach wird die Verbesserung der Geseze und Sitten, ohne den Anschein einer beabsichtigten Reform, von sich selbst zu Stand kommen.

Wenn es der Regierung ernstlich um einen wohlgeordneten Landbau zu thun wäre, so müßte fürs erste eine Credit-Casse für die ärmeren Pächter und Bauern errichtet werden. Wenn nur die Verständigern Vorschüsse bekämen, so wäre keine Gefahr dabey. Izt macht der hohe Preis des Geldes, so wie den Reichen noch reicher, den Armen nur noch ärmer. Bald wird das ganze Latium in die Hände reicher Pächter fallen, die mit den Fürsten in ihren Raub sich theilen werden.

Politik und Menschlichkeit fodern die Regierung auf, für die Erhaltung derer zu wachen, die den Staat und den Fürsten ernähren, und wenigstens so viel für sie zu thun, als der unmenschliche Herr seinem Sclaven, und nicht einmal seinem Vieh versagt. Denn izt sind die Arbeiter in dem Latium unglüklicher, als die Leibeigenen irgend eines andern Landes; die Lastthiere des ärmsten Schweizers sind besser daran, als sie.

Ein eigner Magistrat sollte errichtet werden, der diese verlassene Menschenclasse zu beschüzen, und jährlich eine genaue Liste von jedem, von seinem Alter, seinem Geburtsort, sei-

nen Kindern, dem Zustand seiner Gesundheit u. s. w. zu halten hätte. Die Eigenthümer oder Pächter müßten verbunden seyn, ihren Arbeitern gesunde, reinliche und wohl mit Stroh versehene Hütten zur Wohnung zu verschaffen. Man müßte sie anhalten, zu gewissen Stunden zu Hause zu seyn, ihnen eine gesunde Nahrung vorschreiben, die Kranken absondern, und nach Rom in zwekmäßig für sie eingerichtete Häuser bringen lassen. Nach der Erndte und Saat müßte man die Auswärtigen, mit der erforderlichen Wegzehrung versehen, nach Hause schiken, und den Zurükbleibenden andre Arbeit anweisen. Es würde vielleicht nicht übel gethan seyn, diese Arbeiter in Corporationen zu vereinigen, und sie selbst aus ihrer Mitte Aufseher wählen zu lassen, die mit einem kleinen Gehalt dem höheren Magistrat untergeordnet seyn könnten. Diesem wären noch einige Aerzte zuzugeben, und jedes Jahr würde offizieller Bericht über den Zustand dieser nüzlichen Menschenclasse abgestattet. Die Unkosten wären unter die Eigenthümer vertheilt, und würden durch immer wachsenden Wohlstand der Arbeiter reichlich wieder ersezt werden. So könnte es die Regierung am Ende dahin bringen, daß die römische Landschaft durch ansässige Eigenthümer, und also unendlich besser, als bis jezt, angebaut würde.

17.

Römischer Staat.

Nun ist es dahin gekommen, daß der römische Staat seiner besten Provinzen und Einkünfte, und wenigstens einer Million seiner Unterthanen beraubt ist. Jene fromme Ehrfurcht gegen sein Oberhaupt vermag ihn nicht mehr zu schüzen, noch weniger seine militärischen Hülfsmittel, die ganz und gar nichts bedeuten. Losgerissen von seinem alten System gleicht dieser Staat gegenwärtig einem Himmelskörper von minderem Rang, der um eine mächtige Centralkraft sich herumzudrehen bestimmt ist. Doch welchen Plaz er auch einnahm, immer könnte sein Loos beneidenswerth seyn, wenn er von dem Reichthum seines fruchtbaren Landes Vortheil zu ziehen wüßte; so wie herabgewürdigt er izt zu desto schmachvollerer Unsterblichkeit verdammt zu seyn scheint, je unauslöschlicher in den Annalen der Geschichte, und je majestätischer der Name ist, den er trägt.

V.

Ueber Englands wahre Absichten bei dem gegenwärtigen Krieg.

Der Friedensantrag, womit der Kaiser der Franzosen zu Anfang dieses Jahres die englische Regierung überraschte, mußte alle diejenigen, welche von der Nothwendigkeit des gegenwärtigen Krieges nicht hinlänglich belehrt sind, zu der Voraussezzung hinleiten, daß zwischen Frankreich und England ein Friede möglich sey, und daß die Fortsezung des Krieges von Seiten Englands mehr als Resultat der Leidenschaft, denn als Werk der Einsicht betrachtet werden müsse.

Mit ein wenig mehr Aufmerksamkeit auf die nächstfolgenden Erscheinungen würde man über Napoleons Bewegungsgründe zu dem scheinbar großmüthigen Schritt, den er im Angesicht des ganzen Europa that, nicht lange im Dunkel geblieben seyn. Die Sizungen des gesezgebenden Körpers giengen zu Ende. Vorher mußte das Budget eingereicht werden. An der Bereitwilligkeit des gesezgebenden Körpers, jede Summe zu bewilligen, war nicht zu zweifeln; sollte aber das französische Volk mit eben so viel Bereitwilligkeit bezahlen, so konnte ihm diese Bereitwilligkeit nur durch die Ueberzeugung gegeben werden, daß es nicht an dem guten Willen des Kaisers liege, den Krieg sogleich zu beendigen. Mit einem Worte: der Friedensantrag Napoleons hatte eine finanzielle Tendenz, wobei wir übrigens die Vorliebe des französischen Staatschefs für den Frieden in keinen Zweifel ziehen wollen. Napoleon müßte gar nicht seyn, was er wirklich ist, wenn er, wie die Alexander aller Zeiten, seinen Beruf im Erobern finden sollte.

Ohne indessen hierauf die mindeste Rüksicht zu nehmen, stellte man, um sich die Möglichkeit eines Frie-

Tumult der schönen Welt fiel ein Mensch ohnmächtig nieder auf das Pflaster. Alles zog gleichgültig an ihm vorbei, nur fünf oder sechs Bettler versammelten sich um ihn her. B. fragte was wohl dem armen Menschen zugestossen sey. Es ist jemand, der Hungers stirbt, antworteten die Vorübergehenden. B. lief hinzu, hohlte ihm Brodt, und warf etwas Geld in seinen Hut. Er kam wieder zu sich, und keinem Menschen fiel weder die allgemeine Gleichgültigkeit, noch die Bewegung des einzigen Menschenfreundes, der zugegen war, auf. Als dieser den Kranken verließ, sagte einer der bei ihm stehenden Bettler zu dem andern: Man sieht wohl, daß dieser da ein Fremder ist.

Jeden Morgen wurde in den Strassen ausgerufen: Gebt den armen Seelen im Fegfeuer! Diese giengen nie leer aus, während dem man den hülflos Sterbenden ohne Barmherzigkeit sterben ließ. Zwar giebt es, besonders unter der mittleren Classe der Einwohner, viele mildthätige Menschen; aber ihre Anzahl ist leider verhältnismässig viel zu klein, so wie die der Nothleidenden zu groß ist.

Die unverhältnismässige Anzahl der Personen beiderlei Geschlechts, die zu Rom Statt findet, muß natürlicher Weise den Sitten eben so sehr Eintrag thun, als der Bevölkerung. Man rechnet dort fünfzehn bis zwanzigtausend Mannspersonen, die keine Weiber haben; zu denen noch jährlich gegen zweitausend Fremde, größtentheils von eben dem Geschlecht hinzukommen; so daß aller Wahrscheinlichkeit nach zu Rom um die Hälfte mehr Weiber der Verführung Preis gegeben sind, als anderswo.

Umgeben von nichtswürdigen und unwissenden Sklaven, wächst in den höhern Ständen die römische Jugend im Luxus und Ueberfluß auf. Der Stamm wird, was er ist, und was er werden kann.

Den niedern Ständen, wenigstens zwei Dritteln der römischen Bevölkerung, die nur aus der Hand in den Mund zu leben, und also auch nicht weiter zu denken haben, diesen Elenden, die ohne Eigenthum und Hoffnung, so wie ohne Unterricht und Erziehung keine Zukunft vor Augen haben, ihnen ist jede Handlung gleichgültig. Da kein andres Ziel

sie an sich zieht und ihren Geist in Bewegung sezt; so sind, wenn nicht auf Augenblike irgend ein betäubendes Mittel, ihr trostloses Daseyn ihnen vergessen macht, ihre Leidenschaften das einzige, was ihnen Befriedigung zu geben im Stand ist. Zu Marino sah B. eine unnatürliche Mutter, ihr fünfjähriges Kind, nach den grausamsten Schlägen mit Füssen treten, und gegen die Wand werfen. An einem andern Ort, hörte er eine andere, die unbarmherzigen Schläge, womit sie ihr Kind überfiel, so lange fortsezen, daß das Wehgeschrei der armen Creatur, endlich in eine Art von Röcheln übergieng, und sich zulezt ganz verlor, so daß er es für todt halten mußte. Man versicherte ihn, die Fälle seyen nicht selten, daß man Kinder auf diese Art umkommen sehe.

Was Leidenschaft und glühendes Blut für sich allein nie thun würden, das thut Elend und Noth. Wollt' ich, sagt B., mit edler Begeisterung, eine Nation zu grossen Verbrechen und Greueln erziehen, so dürft ich nur Elend und Verzweiflung zu Hülfe nehmen. Welche Strafe wäre vermögend, ihrer Wirkungen zuvorzukommen? Was ist Ehrlichkeit für den, der vor Hunger vergeht? Für den hülflosen Hausvater, vor dessen Augen seine Kinder, sein Weib, seine Mutter, sein Vater dahin sterben? Was ist Tugend der zärtlichliebenden Tochter, die ihre Mutter in den Qualen des Hungertodes verschmachten sieht?

Die Laster, die aus solchen Quellen entspringen, verbreiten sich nach und nach, und in unzähligen Armen über die ganze Gesellschaft. Bald sind alle Classen derselben vergiftet, die Pest wird allgemein, und es giebt kein Mittel mehr, ihr Einhalt zu thun. Mag immer jezt die Regierung Hospitäler errichten: sie wird von den Aufsehern bestohlen. Laßt sie Erziehungshäuser stiften: wenn alle Menschen Bösewichter oder Dummköpfe sind, wer soll die Kinder erziehen? Mit Entsezen schaut der zu spät erwachende Fürst um sich her, und sucht nun vergebens Mittel die wüthende Flamme zu löschen, die bereits ihn selber zu ergreifen droht.

14.

Asile.

Die schwärzesten Greuelthaten werden zu Rom von den

Gesezen selbst mit den heiligsten Vorrechten öffentlich begünstigt. Es ist bekannt, daß jede Wohnung eines fremden Gesandten die Freistätte des Verbrechens ist, das der Souverain, den der Minister vorzustellen hat, in seinen Schuz nimmt; daß jeder Tempel, durch geistliche und weltliche Macht doppelt heilig, dem Verbrecher Zuflucht und Sicherheit anbietet; und daß ihm die weiten Einöden von Ostia, unter dem Schuz ihres Eigenthümers, des Cardinals Albani, offen stehen; einst ein blühendes Tempe von Göttern und Helden bewohnt, jezt eine graunvolle Wüste, den verworfensten Scheusalen der Menschheit zum sichern Zufluchtsort geweiht.

Diese zärtliche Besorgnisse für die schändlichsten Bösewichter, vergiften die allgemeine Meinung, so, daß bei den Ermordungen, die täglich zu Rom vorkommen, das Publikum jedesmal für den Meuchelmörder, und nie für sein Schlachtopfer sich interessiert. Es hält jene Messerstiche für eine Art von Zweikampf, für eine Rache, wobei die Ehre im Spiel sey; obschon die Stiche soviel möglich von hinten, oder wann der Gegner ausser Stand ist, sich zu vertheidigen, angebracht werden.

Was die Asile bei den Gesandten betrift, so ist die Eifersucht, womit keiner seine Vorrechte aufgeben will, vielleicht die Hauptursache, daß ihre Wohnungen noch immer zu Rom den Verbrechern zur Zuflucht dienen. Sollte es nicht der Nation, die über so viele andre, durch ihre Tapferkeit sich erhoben hat, würdig seyn, diesem barbarischen Vorrecht zu entsagen, und dadurch zu beweisen, daß wahre Grösse nie von Ungerechtigkeit Gebrauch macht?

15.
Polizei.

Wahrhafte Armuth, vermengt mit müssiggängerischer Betteley, wodurch jene muthwilliger Weise bestohlen wird, ist zu Rom der auffallendste Beweis einer schlechten Polizei. Die Bettler bilden hier eine Art von Zunft, die ihre eigene Geseze und Regeln hat. Jeder von ihnen ist im ausschließlichen Besiz irgend eines Winkels der Stadt, den er als sein Erbtheil ansieht, und ohne besondere Veranlassung nicht verläßt.

Alle sind unterrichtet, wann und wo irgend ein Fang im Grossen für sie zu machen ist. Kein Concert, keine Gesellschaft wird gegeben, wo sich nicht eine Abtheilung dieses Heers einfindet. Am meisten besezen sie die Oerter, wo häufig Fremde vorbeikommen, z. B. den Portikus des Pantheon, oder den Obst- und Kräutermarkt. Bei den vier Fontänen bemerkte B. mehrmalen eine gut aussehende Frau, die sobald sie einen vorübergehenden Fremden gewahr wurde, ein Kind, das sie auf den Armen trug, zu kneipen anfieng, um durch sein Geschrey Mitleiden zu erweken. —

Ehmals waren zu Rom grosse Wasserbehälter bei den Häusern angebracht; diese werden nicht mehr unterhalten, und verbreiten eine Menge fauler Ausdünstungen.

Die römische Polizei befiehlt durch ausdrükliche in den Strassen angeheftete Verordnungen, die Unreinigkeiten an einen angewiesnen Ort bringen zu lassen. Aufgehäuft und fast niemals weggeschaft, gähren sie desto stärker, je mehr sie zunehmen. Der ganze spanische Plaz wird nach und nach immer höher, durch lauter dergleichen Unrath, der dort aufgethürmt liegen bleibt.

Unter anderm zeugen auch die Apotheken zu Rom von gänzlichem Mangel an Polizei. Nicht nur sind sie an sich selbst, wie alles übrige, in dem elendesten Zustand; die Arzneigefässe haben nicht einmal Aufschriften, was zu unaufhörlichen Verwechslungen, wovon manche höchst traurige Beispiele erzählt werden, Gelegenheit geben muss.

Während der revolutionnären Regierung gab es zu Rom, nach den anfänglichen Bestrafungen, in Zeit von achtzehn Monaten nicht einen einzigen Mord; und jener so furchtbare Jähzorn der Römer wurde selbst in der Trunkenheit, und mitten in den wildesten Ausschweifungen, bei der blossen Erinnerung an Spinelli, den damaligen Polizeimeister, gelassen und vorsichtig. Se non fosse Spinelli! (wenn Spinelli nicht wäre!) sagten sie, und stekten klüglich ihre Messer wieder in die Tasche. Nach der Revolution hat das Morden wieder von neuem angefangen.

Ein aus Rom geflüchteter Meuchelmörder, den B. auf seiner Reise im Latium zum Wegweiser bekam, verlangte seine

nen Kindern, dem Zustand seiner Gesundheit u. s. w. zu halten hätte. Die Eigenthümer oder Pächter müßten verbunden seyn, ihren Arbeitern gesunde, reinliche und wohl mit Stroh versehene Hütten zur Wohnung zu verschaffen. Man müßte sie anhalten, zu gewissen Stunden zu Hause zu seyn, ihnen eine gesunde Nahrung vorschreiben, die Kranken absondern, und nach Rom in zwekmäßig für sie eingerichtete Häuser bringen lassen. Nach der Erndte und Saat müßte man die Auswärtigen, mit der erforderlichen Wegzehrung versehen, nach Hause schiken, und den Zurükbleibenden andre Arbeit anweisen. Es würde vielleicht nicht übel gethan seyn, diese Arbeiter in Corporationen zu vereinigen, und sie selbst aus ihrer Mitte Aufseher wählen zu lassen, die mit einem kleinen Gehalt dem höheren Magistrat untergeordnet seyn könnten. Diesem wären noch einige Aerzte zuzugeben, und jedes Jahr würde offizieller Bericht über den Zustand dieser nüzlichen Menschenclasse abgestattet. Die Unkosten wären unter die Eigenthümer vertheilt, und würden durch immer wachsenden Wohlstand der Arbeiter reichlich wieder ersezt werden. So könnte es die Regierung am Ende dahin bringen, daß die römische Landschaft durch ansässige Eigenthümer, und also unendlich besser, als bis jezt, angebaut würde.

17.

Römischer Staat.

Nun ist es dahin gekommen, daß der römische Staat seiner besten Provinzen und Einkünfte, und wenigstens einer Million seiner Unterthanen beraubt ist. Jene fromme Ehrfurcht gegen sein Oberhaupt vermag ihn nicht mehr zu schüzen, noch weniger seine militärischen Hülfsmittel, die ganz und gar nichts bedeuten. Losgerissen von seinem alten System gleicht dieser Staat gegenwärtig einem Himmelskörper von minderem Rang, der um eine mächtige Centralkraft sich herumzudrehen bestimmt ist. Doch welchen Plaz er auch einnahm, immer könnte sein Loos beneidenswerth seyn, wenn er von dem Reichthum seines fruchtbaren Landes Vortheil zu ziehen wüßte; so wie herabgewürdigt er izt zu desto schmachvollerer Unsterblichkeit verdammt zu seyn scheint, je unauslöschlicher in den Annalen der Geschichte, und je majestätischer der Name ist, den er trägt.

V.

Ueber Englands wahre Absichten bei dem gegenwärtigen Krieg.

Der Friedensantrag, womit der Kaiser der Franzosen zu Anfang dieses Jahres die englische Regierung überraschte, mußte alle diejenigen, welche von der Nothwendigkeit des gegenwärtigen Krieges nicht hinlänglich belehrt sind, zu der Voraussezzung hinleiten, daß zwischen Frankreich und England ein Friede möglich sey, und daß die Fortsezung des Krieges von Seiten Englands mehr als Resultat der Leidenschaft, denn als Werk der Einsicht betrachtet werden müsse.

Mit ein wenig mehr Aufmerksamkeit auf die nächstfolgenden Erscheinungen würde man über Napoleons Bewegungsgründe zu dem scheinbar großmüthigen Schritt, den er im Angesicht des ganzen Europa that, nicht lange im Dunkel geblieben seyn. Die Sizungen des gesezgebenden Körpers giengen zu Ende. Vorher mußte das Budget eingereicht werden. An der Bereitwilligkeit des gesezgebenden Körpers, jede Summe zu bewilligen, war nicht zu zweifeln; sollte aber das französische Volk mit eben so viel Bereitwilligkeit bezahlen, so konnte ihm diese Bereitwilligkeit nur durch die Ueberzeugung gegeben werden, daß es nicht an dem guten Willen des Kaisers liege, den Krieg sogleich zu beendigen. Mit einem Worte: der Friedensantrag Napoleons hatte eine finanzielle Tendenz, wobei wir übrigens die Vorliebe des französischen Staatschefs für den Frieden in keinen Zweifel ziehen wollen. Napoleon müßte gar nicht seyn, was er wirklich ist, wenn er, wie die Alexander aller Zeiten, seinen Beruf im Erobern finden sollte.

Ohne indessen hierauf die mindeste Rüksicht zu nehmen, stellte man, um sich die Möglichkeit eines Frie-

dens zwischen England und Frankreich deutlich zu machen, tiefsinnige Untersuchungen über das Verhältniß beider Staaten an; und das Resultat derselben war: daß die Basis der Politik beider wesentlich verschieden sey; daß, während die Politik Englands, als des ersten Handelsstaates, nothwendig auf aussereuropäische Reiche hinstrebe, die Politik Frankreichs, als der ersten Continentalmacht, eben so nothwendig auf die Beherrschung des Continents von Europa gehe; daß folglich beide Staaten sich eigentlich in ihren Kreisen gar nicht zu berühren brauchen und eben daher ein Frieden zwischen beiden sehr wohl möglich sey und statt finden würde, sobald die Leidenschaften sich zur Ruhe gelegt hätten.

Das Fehlerhafte dieses Raisonnements lag offenbar darinn, daß man über die Nothwendigkeit wegsah, worinn sich jeder große Handelsstaat befindet, für seine Politik allenthalben eine Basis zu haben, weil er sonst nicht mit Sicherheit existiren kann. Mag doch England ausserhalb des europäischen Continents die ganze Erde beherrschen, so lange es durch diese unermeßliche Herrschaft nicht auch über das ganze Europa gebietet, ist seine Existenz nie gesichert, und kann man sich nur eine erträglich-angemessene Vorstellung von Englands Planen machen, so wird man eingestehen müssen, daß es nichts Geringeres beabsichtige, als eine solche quintessenziirte Universalmonarchie.

Man kann den Ausspruch Bacons: "daß die Herrschaft zur See die Quintessenz der Weltherrschaft sey," nicht oft genug wiederholen, weil er eben so tiefgedacht als wahr ist. Seit mehr als zwei Jahrhunderten bestand das Problem, das die englische Regierung zu lösen hatte, einzig darinn: Wie sie der englischen Nation diese Herrschaft zur See verschaffen wollte. Wie sehr sie bei diesem Geschäft vom Schiksal selbst unterstüzt worden ist, darüber giebt die englische Geschichte die besten Aufschlüsse. Ohne die Revo-

lution von 1688 würde England noch auf eben dem Punkte seyn, auf welchem wir einige nordische Staaten erbliken, welche, mit allem Eifer einen wesentlichen Antheil an dem Welthandel zu gewinnen, sich fortgesezt in einem nur allzu engen Kreise bewegen. Es war vorzüglich die Trennung der gesezgebenden und vollziehenden Gewalt, was dem englischen Staate eine so ungeheure Excentrizität gab; und indem die Nationalschuld hiermit in der allerengsten Verbindung stand, so konnte es nicht fehlen, daß selbst die Regierung, ihrer ursprünglichen Bestimmung ganz entgegen, eine Beschützerin der Antinationalität wurde; denn nur auf diese Weise konnte sie sich in dem Kampfe behaupten, worinn sie sich mit den Regierten von dem Augenblike an befand, wo sie sich genöthigt sah, ihr Schuldner zu werden. Spanien, Portugal, Holland, und welcher andere Staat die Herrschaft zur See streitig machen konnte, wurde also mit Gewalt und List so lange bekämpft, bis sie Englands Oberherrlichkeit anerkannt hatten. Nur Frankreich widerstand; und darum sagte einer von Englands einsichtvollsten Schriftstellern schon vor fünfzig Jahren: Wir haben nur einen Feind, Frankreich zu fürchten.*

Der Antagonismus, in welchem wir Frankreich und England gegenwärtig erbliken, schreibt sich aus jenen Zeiten her, in welchen Frankreich sich zuerst zu einer bedeutenden Seemacht ausbildete, das heißt, aus den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten. Wenn Frankreich damals die englische Revolution benuzte, um, durch Theilnahme an dem Welthandel, zu einem höhern Grad von Macht emporzusteigen, so ließ es England, ein Jahrhundert später, nicht an sich fehlen, um auch seiner Seits die französische Revolution zur Consolidirung sei-

* We have but one enemy to dread. Vid. Essays and Treteases on several subjects by David Hume, Essay VIII in fine.

ner Macht zu benuzen. Wie auch die erste Ansicht, die man in England von dieser Revolution faßte, beschaffen seyn mochte, immer konnte der Endzwek der englischen Regierung nur der seyn: sich, wenn es irgend möglich wäre, für immer eines furchtbaren Feindes zu entledigen; und da dies nur durch Auflösung des französischen Staats geschehen konnte, so war die ganze Kraft der englischen Regierung auf diesen Gegenstand gerichtet. Die unerwarteten Wendungen, welche die Revolution im Kampfe Frankreichs mit den Mächten des Continents nahm, konnte nur die Mittel, nicht den Endzwek Englands verändern; und so geschah es, daß England, als es nach dem Lüneviller Frieden allein auf dem Kampfplaze da stand, nach einer kleinen, durch den Tractat von Amiens hervorgebrachten, Pause, wiederum als Kämpfer auftrat, nichts so sehr befürchtend als den Wohlstand und das Gedeihen, welches Frankreich in einem Frieden von längerer Dauer zu Theil werden mußten. Ohne diese Befürchtung würde der Wiederausbruch des Krieges unmöglich gewesen seyn.

Faßt man nun die beiden feindlich gegenüber stehenden Staaten etwas schärfer ins Auge, so entdekt man eine Verschiedenheit, bei welcher alles zum Vortheile Frankreichs ist. In eben dem Maaße, worin die englische Verfassung dem englischen Staate eine unerhörte Excentricität geben mußte, in eben diesem Maaße hat die französische Verfassung dem französischen Staate Concentrizität geben müssen. Da aber die Concentrizität den entschiedensten Vorzug vor der Excentrizität hat, so fühlt sich England fortgesezt durch Frankreichs Concentrizität bedroht. In der That, Frankreichs ganze Kraft beruht auf dem glüklichen Verhältniß der Volksmenge zum Terrain, und da das glükliche Verhältniß nothwendig in so fern auf den Charakter der Franzosen zurükwirken mußte, als es eine gewisse moralische Einheit hervorzubringen nicht verfehlen konnte, so verdankt Frankreich

die großen Vortheile, die es in dem Revolutionskriege davon getragen hat, keinem Umstande so sehr, als diesem. Mit dem größten Rechte von der Welt sagt der Kaiser der Franzosen in seinem Schreiben an den König von England: "Die Kolonien sind für Frankreich ein untergeordneter Gegenstand." Eine genaue Untersuchung dieses Ausspruchs würde zeigen, daß, obgleich Frankreich sein Colonialsystem behaupten muß, um einen Kanal zu haben, in welchen es sich von Zeit zu Zeit seines Ueberflusses an Menschen entledigen könne, es dennoch sehr thöricht verfahren würde, wenn es jemals ein großes Colonialsystem beabsichtigte, weil dies das beste Mittel seyn würde, die großen Vortheile zu zerstören, welche es in seiner Concentrizität hat. Man hat sich schwerlich in dem übrigen Europa die Mühe gegeben, zu untersuchen, wie viel für die Ruhe des ganzen Continents durch das Verhältniß Frankreichs zu seinen Colonien gewonnen wird; allein es springt in die Augen, daß dadurch, seit mehr als einem Jahrhundert, sehr viel für die ruhige Entwikkelung gewonnen worden ist; und sollte Frankreich in dem gegenwärtigen Kriege dahin gebracht werden, seinem Colonialsystem entsagen zu müssen, so ist in den nächsten dreißig bis funfzig Jahren für den gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustand um so mehr zu befürchten, da die Kraft des französischen Staates seit der Revolution mehr als jemals auf den Akerbau basirt ist, welcher bekanntlich nie ermangelt, die Volksmenge zu vermehren. In dieser Betrachtung liegen große Aufschlüsse verborgen.

Da nemlich England von der Fortdauer des französischen Colonialsystems einen wesentlichen Abbruch für seine Finanzen befürchtet, und auf der andern Seite sich durch Frankreichs Concentrizität bedrohet sieht; so muß es auf nichts so sehr bedacht seyn, als wie es Frankreich mit seinem Colonialsystem zugleich seine Concentrizität nehmen will. Man lasse sich nur nicht durch die Spra-

che bethören, welche England in diesem Augenblike führt, so liegt das ganze Geheimniß seiner Politik am Tage. Wollen wir Englands Versicherungen glauben, so ist die Beschüzung des bisherigen gesellschaftlichen Zustandes von Europa der ausschliessende Endzwek seiner kriegerischen Unternehmungen. Allein welchen Antrieb hat denn England zu so viel Großmuth? Wofern es nicht verlangt, daß die europäischen Nationen seinen Worten blindlings glauben sollen, oder wofern die Leidenschaft nicht da allein entscheiden soll, wo nur die Einsicht entscheiden darf, hat es nie einen ärgern Betrug gegeben, als welchen England in dem gegenwärtigen Augenblike spielt. Denn was kann England dadurch verlieren, daß Frankreich sich zu einer Universalmonarchie des Continents ausbildet? Nichts, gar nichts. Es kann dadurch nur gewinnen, für eine ganze Ewigkeit gewinnen. Denn sobald Frankreich zu einer Universalmonarchie des Continents wird, verliert es seine Concentrizität, und die Folge davon kann keine andere seyn, als daß es aufhört, für England furchtbar zu seyn, aus keinem andern Grunde, als weil grosse Körper mehr Schwerkraft haben, als kleine. Gehen wir also der Sache etwas tiefer nach, so findet sich, daß England eben ie französische Universalmonarchie, welche es zu verabscheuen das Ansehn haben will, von ganzem Herzen wünschet, weil seine politische Unabhängigkeit dadurch allein gesichert werden kann. Und in dieser Hinsicht ist der Kampf, der gegenwärtig vor Europa's Augen geführt wird, eben so eigenthümlich als interessant. Napoleon, dessen unbegränzten Ehrgeiz man unablässig anklagt, verabscheuet nichts so sehr, als den Gedanken einer Universalmonarchie, und Pitt, der sich das Ansehn giebt, als ob er der Retter Europa's werden müsse, wenn es nicht so ganz und gar in den Strudel der französischen Monarchie untergehen solle, wünscht nichts so heftig, als diesen Untergang in der möglichkürzesten

Zeit vollendet zu sehen. Alle nur möglichen Triebfedern werden zu diesem Endzwek in Bewegung gesezt; und wenn es der englischen Regierung bisher nicht gelungen ist, eine neue Coalition der Continentalmächte gegen Frankreich zu Stande zu bringen, so kann die lezte Ursache dieser Erscheinung nur in der Abneigung der europäischen Regierungen liegen, das, was immer nur die Sache der Einsicht seyn kann, zur Sache des Gemüthes zu machen.

Die besten Gründe, wodurch man zu einem neuen Kreuzzug gegen Frankreich auffordert, sind von der Individualität des französischen Staatschefs hergenommen; es liegt aber nur allzusehr am Tage, daß sie in einer so wichtigen Angelegenheit, als eine erneuerte Coalition seyn würde, gar nichts entscheiden können. Mag doch Napoleon von der grossen Mehrheit der Franzosen noch so sehr gehaßt werden: das wird diese grosse Mehrheit durchaus nicht abhalten, ihr Vaterland mit eben so viel Nachdruk zu vertheidigen, als sie es immer gethan hat, sobald die politische Existenz desselben in Gefahr kam. Es ist ganz offenbar etwas in dem Charakter des Franzosen, wodurch er sich, so oft es seyn muß, über alles Einzelne und Individuelle erhebt, und seine Pflicht auch dann thut, wenn er nicht dem Antrieb der Liebe für den Staatschef folgt. Dabei darf man nicht vergessen, daß der Haß der Regierten gegen die Regierung nie ein so bestimmtes Gefühl ist, daß man sich von den Wirkungen desselben für den Erfolg politischer Unternehmungen etwas versprechen könnte. In dem Verhältniß der Regierer zu den Regierten spielen die Empfindungen überhaupt eine sehr untergeordnete Rolle; die schlimmste Ansicht aber, welche Staatschefs von ihrem ganzen Geschäft fassen können, ist die, daß sie es auf die Liebe der Unterthanen anlegen müssen; denn hieraus kann sich zulezt nichts anderes entwikeln, als Verachtung, und wo diese einmal Wurzel geschlagen hat, ist das ganze Re-

gierungsgeschäft von Grund aus verdorben. In besonderer Beziehung auf den Kaiser der Franzosen könnte man wiederholen, was Montesquieu in einem seiner geistreichsten Dialogen den Sulla sagen läßt; nämlich: „Ich habe Rom in Erstaunen gesezt, und mehr bedurfte es nicht." Wenn Sulla dies wirklich that, so hat Napoleon es noch weit mehr gethan; und wenn die Franzosen ihren Staatschef auch noch so lebhaft verabscheuen sollten, weil er in einer unbegreiflichen Größe vor ihnen dasteht, und immer nur als Intelligenz auf sie einwirkt, so werden sie, dem Gefühl der Bewunderung nachgebend, seine grossen Plane deshalb nicht minder energisch ausführen, und was er vertheidigt wissen will, mit Nachdruk vertheidigen. Und so liegt es am Tage, daß der Ausgang einer neuen Coalition gegen Frankreich für die koalisirten Mächte nicht rühmlicher ausfallen würde, als er bereits einmal ausgefallen ist, wobei sie zulezt noch die Kränkung erhalten könnten, daß Napoleon ihnen aus freien Stüken zurükgäbe, was sie auf das Spiel gesezt haben.

In der That, die Universalmonarchie ist eins von den Phantomen, womit nur Kinder geschrekt werden können, welche so ganz und gar nicht wissen, was sie dabei denken sollen. Jede europäische Nation hat ein bestimmtes Interesse, frei und unabhängig dazustehen; allein hat sie auch nur das allermindeste Interesse, eine Universalmonarchie gründen zu wollen? Gewiß nicht. Abgesehen davon, daß die Nationen Europa's in sich selbst viel zu verschieden sind, um eine Universalmonarchie auf die Dauer zu dulden — wo in aller Welt sollte der Antrieb zur Gründung derselben hergenommen werden? Die Römer kannten kein anderes Metier, als das der Waffen, und eben deswegen waren sie genöthigt, die Subsistenzbasis der ganzen damals bekannten Welt an sich zu reißen. In einem solchen Falle befindet sich aber keine von den modernen Nationen, und die Auf-

gabe, welche die Regierungen unsrer Zeit zu lösen haben, besteht bei weitem weniger darin, das Volumen der Staaten zu vermehren, als vielmehr darin, die innere Kraft derselben zu erhöhen, welches beständig nur durch Begünstigung oder Belebung der Industrie geschehen kann. Und weiß man nun, wie viel dem Kaiser der Franzosen daran gelegen ist, die französische Nation von dieser Seite zur ersten in der Welt zu machen; so kann man eben dadurch überzeugt seyn, daß alle Gedanken an Universalmonarchie weit von ihm entfernt liegen; denn nichts verträgt sich weniger mit einander, als Eroberungssucht und Geistesentwikelung, und wer die leztere will, kann, wofern er nicht in Widerspruch mit sich selbst steht, durchaus nicht darauf ausgehen, die erstere einimpfen zu wollen.

Wäre den Engländern an der Erhaltung des alten gesellschaftlichen Zustandes so viel gelegen, als sie das Ansehn haben wollen, so hätten sie sich das Continent durch nichts mehr verpflichten können, als durch Beschüzung des französischen Colonialsystems; denn in diesem System hatte Europa die beste Garantie gegen die verschrieene Turbulenz der Franzosen. Da die Engländer von dem, was sie hätten thun müssen, um ihre Handlungen mit ihren Versicherungen in Harmonie zu sezen, so geradezu das Gegentheil gethan haben, so muß es allen Continentalmächten erlaubt seyn, anzunehmen, daß England in jedem Continentalkrieg, den es zu Stande bringen will, nur die allereigennüzigsten Zweke verfolgt, und um nichts in der Welt weniger verlegen ist, als um die Fortdauer des Gleichgewichts von Europa. Wie England dazu kommt, so unredlich zu verfahren, ist eine Sache für sich, die zulezt im Selbsterhaltungstrieb gegründet ist; allein da dieser Selbsterhaltungstrieb allen Nationen gemein ist, und es in allem, was man Politik nennen kann, nur immer darauf ankommt, daß dieser Trieb auf eine den sämmtlichen europäischen Staats-

verhältnissen, so wie diese einmal da liegen, angemessene Art befriedigt werde, so sind die europäischen Regierungen hinlänglich gerechtfertigt, wenn sie Bedenken tragen, sich einem fremden Staate aufzuopfern, der sie nie entschädigen kann. Das Vertrauen, welches England ein ganzes Jahrhundert hindurch in die Kurzsichtigkeit der Continentalregierungen gesezt hat, muß endlich aufhören; und obgleich diese Regierungen nicht das mindeste Interesse haben, den Untergang des englischen Staates zu wünschen, so haben sie doch von der andern Seite alle nur mögliche Ursache, auf ihrer Hut zu seyn, damit sie nicht in einen Strudel gezogen werden, der sie nur verschlingen kann. England ist jezt auf Selbstvertheidigung zurükgebracht. Dies hätte längst der Fall seyn sollen, weil Englands Sache eine so eigenthümliche ist, daß sie nur durch Selbstvertheidigung entschieden werden kann. Es versuche, ob es die Quintessenz der Universalmonarchie für sich behalten und Frankreich das Volumen desselben aufdringen kann; denn etwas anderes will es nicht.

Vielleicht macht man dem Verfasser dieses Aufsazes von neuem den Vorwurf, daß er der Englischen Politik Feinheiten aufbürdet, an welchen sie ganz unschuldig sey. Er erwiedert hierauf vorläufig, daß er es für eine große Thorheit hält, Männern, wie Pitt, Addington u. s. w. Combinationen absprechen zu wollen, die aus der Sache selbst hervorgehen und die nur derjenige nicht macht, der diese Männer nicht in den Problemen begreift, die sie zu lösen haben. Ueberhaupt kann man sich darauf verlassen, daß man der Englischen Regierung, als Intelligenz genommen, weit eher Unrecht thut, wenn man ihr etwas ab, als wenn man ihr etwas zu spricht. Seit einem Jahrhundert hat das Kabinet von St. James die Welt regiert; und die Erklärungen eines Friederich des

Großen über diesen Gegenstand sagen etwas mehr aus, als die gutmüthigen Urtheile solcher Personen, die an keine List glauben, weil sie selbst der List unfähig sind. Uebrigens liegt es in der Natur der Sache, daß man einen Feind, den man nicht vernichten kann, dadurch unschädlich mache, daß man ihn groß macht; denn in der unverhältnißmäßigen Größe liegt die allersicherste Vernichtung. Ein Glük für Europa, daß England seinen Zwek nicht erreichen wird.

VI.

Ueber den nahen Frieden zwischen England und Frankreich; ein Anhang zu dem Aufsaz: Ueber Englands wahre Absicht bei dem gegenwärtigen Kriege.

Da Preussens besonnene Politik einen Continentalkrieg verhindert hat und es England also durchaus mislungen ist, Frankreich der Universalmonarchie auf dem europäischen Continent näher zu bringen; so wird, obgleich die Englische Regierung nicht für gut befand, den vor einigen Monaten von dem französischen Staatschef gemachten Friedensantrag anzunehmen, nach sehr kurzer Zeit ein Frieden statt finden müssen. Zu dieser Catastrophe ist schon jezt alles gehörig vorbereitet, und es kommt nur darauf an, den Entwikelungsgang, so viel davon noch übrig ist, vorläufig, anzugeben, nicht etwa um den Propheten zu spielen, sondern um zu zeigen, daß, wenn man das Wesen der Dinge erkannt hat, die einzelnen Erscheinungen an demselben nichts Räthselhaftes enthalten und mit der größten Bestimmtheit vorhergesagt werden könne. Ohne weitere Vorrede.

Der gegenwärtige Krieg war von Seiten Englands im eigentlichsten Sinne des Worts ein Depradationskrieg, der keine andere Absicht hatte, als das Anleihesystem

der englischen Regierung aufrecht zu erhalten. Ein solcher Krieg ist vortheilhaft, so lange noch etwas vorhanden ist, was man rauben kann, aber er wird von dem Augenblike an nachtheilig, wo nichts mehr zu rauben ist. England hat seit zwei Jahren nicht nur Frankreich und Holland, sondern auch Spanien ausgeplündert. Wollte es nun diesen Krieg noch länger fortsetzen, so würde es auf eine doppelte Weise dabei verlieren; einmal, durch die ungeheuren Kosten, welche die Fortsezung verursachen würde; zweitens, durch die Verluste, welche, von jezt an, der Englischen Handelsmarine (dieser Basis aller Seemacht) auf allen Meeren durch französische und spanische Kaper bevorstehen. Da nun England nur so lange kämpft, als der Kampf einträglich ist; so wird es nach einer Frist von ungefähr zwei Monaten die Hand zum Frieden bieten. Es klingt verwegen, hierüber so positiv zu seyn; alles verwegene verschwindet, so bald man die Symptome kennt, welche Englands Hinneigung zum Frieden mit sich führen.

Daß der Frieden zu Stande gebracht werden sollte, war schon zu einer Zeit entschieden, wo England ihn auf den Antrag des französischen Staatschefs verweigerte. Nichts giebt darüber so viel Aufschluß, als das Verhältniß, worein Herr Addington am Schluße des abgewichenen Jahres gegen den Premierminister trat. Das Geschäft eines Englischen Premierministers — wenn nicht eines Premierministers überhaupt — ist immer von der Art, daß es keine Collegenschaft duldet; denn es kommt dabei vor allen Dingen auf Einheit des Impulses an. Da nun aber eine Collegenschaft zwischen Herrn Pitt und Herrn Addington zu Stande gekommen war, so konnte man mit der größten Sicherheit daraus schließen, daß der erstere von neuem resigniren wollte — und zwar aus keinem anderen Grunde resigniren wollte, als weil er die Nothwendigkeit eines Friedens mit Frank-

reich einsah, wenn England in der Fortsezung des Krieges nicht wesentlich leiden sollte, und diesen Frieden nicht zu Stande bringen konnte, ohne seine hochgepriesene Consequenz Preis zu geben, auf deren Behauptung er die größte Ursache hat bedacht zu seyn, weil er in ihr als Repräsentant der ganzen englischen Nation, in ihrer Opposition gegen Frankreich, erscheint. Wenn er zu seinem Nachfolger der Herrn Addington wählte, so lag der Grund davon in den persönlichen Eigenschaften dieses Staatsmanns, der vor tausend und aber tausend Andern wenigstens den Vorzug hat, in alle Staatsgeheimnisse eingeweiht und dabei ein tüchtiger Redner zu seyn; Eigenschaften, welche das Verhältniß der Premierminister zum Parlamente durchaus nothwendig macht; freilich schien die Wahl durch eine besondere Vorliebe des Königs für Herrn Addington zu Stande zu kommen; allein das war nichts weiter, als ein Blendwerk für den großen Haufen, in deßen Achtung der König nicht ganz untergehen darf.

Es kam von nun an nur noch auf ein schikliches Mittel an, sich der Premierministerschaft zu entledigen; und allerdings durfte man auf den Ausweg gespannt seyn, welchen der Premierminister nehmen würde, um mit Ehren aus der Affaire zu kommen; denn hierin war ein Maasstab für seine Empfindsamkeit enthalten. Zu glauben ist, daß Herr Pitt sehr reiflich über diesen Gegenstand nachgedacht hat; allein, es sey nun, daß sein Genie erschöpft war, oder, daß er es zulezt für gleichgültig hielt, dieselbe Rolle zweimal zu spielen, wofern sie sonst nur gut gespielt wurde, genug, er hat für gut befunden, von neuem den Beleidigten zu machen und der Welt durch seine irländischen Marionetten den Frieden zuzuführen. Der Entwikelungsgang ist ganz unwidersprechlich folgender: Von Herrn Pitt aufgemuntert haben die catholischen Irländer dem Parlement eine Bittschrift überreicht, worin sie auf Emancipation antragen.

Das Parlement hat in beiden Häusern diese Bittschrift angenommen, und einen Tag festgesezt, an welchem die Debatten über diesen wichtigen Gegenstand ihren Anfang nehmen sollen. Sobald dieser Tag erschienen seyn wird, versteht es sich ganz von selbst, daß Herr Pitt das rechtmäßige Begehren der catholischen Irländer aus allen Kräften unterstüzt und für ihre Emancipation, wie pro aris et focis, kämpft. Indessen muß er in diesem Kampfe unterliegen, weil die Welt auf anderthalb Jahre hin des Friedens bedarf und ihn nicht aus Herrn Pitts Händen bekommen kann. Dabei versteht es sich ganz von selbst, daß die Mehrheit derjenigen Stimmen, welche sich gegen die Emancipation der Irländer erklären, sehr gering ist; aber wie diese Mehrheit auch ausfallen mag, genug, Herr Pitt fühlt (oder stellt) sich gekränkt, daß das Parlement ihm in einer Sache, die so höchst gerecht und gut und philanthropisch ist, entgegengewirkt hat, und das Resultat ist — eine Resignation, die unmittelbar nach Beendigung der Debatten über die Emancipation der Irländer erfolgt. Die ganze Farce wird mit allem nur möglichen Künstlerernst gespielt, und die einzigen Betrogenen in diesem Spiele sind die armen catholischen Irländer, welche sich einbilden, daß einmal verlorne Menschenrechte auf dem Wege der Güte und Großmuth wieder zu erlangen sind.

Sobald Herr Pitt die Bühne verlassen hat, tritt Herr Addington als Premierminister an seine Stelle. Seine Verwaltung ist, für die nächsten zwei Jahre, auf eine doppelte Weise gedekt; einmal, durch die Schäze, welche die Regierung im lezten Kriege, besonders aber in dem improvisirten Kampfe mit Spanien, erobert hat, zweitens durch die parlementarische Bewilligung der lezten Anleihe, welche, wie sehr sie auch für die nachdrükliche Fortsezung des Krieges gemacht zu seyn schien, dennoch nur für den Frieden gemacht wurde. Es erfol-

gen also von Seiten Englands Annäherungen an Frankreich. Nach vorhergegangenen Friedenspräliminarien, wird ein Ort bestimmt, wo der Friede förmlich unterhandelt wird. Es versteht sich ganz von selbst, daß England jeden Vorschlag Frankreichs bekämpft; allein es versteht sich eben so sehr von selbst, daß es zulezt alle Bedingungen eingeht, welche Frankreich vernünftigerweise machen kann. Malta wird geräumt; die ionischen Inseln werden zurükgegeben und unter den Schuz des Königreichs Italien gestellt; England macht sich wohl gar anheischig, zur Wiedereroberung der Insel St. Domingo beizutragen, und was dergleichen mehr ist. Der Friedenstraktat wird ratifizirt; die Welt rechnet auf einen sehr langen Frieden, weil endlich einmal alle Irrungen ausgeglichen und alle Leidenschaften beschwichtigt sind. Und der Erfolg? Ist kein anderer, als ein neuer Krieg, der von dem Augenblik an ausbricht, wo die Verwaltung des englischen Premierministers nicht mehr gedekt ist und eine Revolution im Innern Englands erfolgen muß, die sich, wie ehemals in Rom, nur dadurch abwenden läßt, daß man einen äusseren Feind aufsucht, und den Krieg in eine einträgliche Spekulation verwandelt. In dieser Hinsicht ist Europa's Schiksal auf eine ganze Ewigkeit vorherzusagen, vorausgesezt, daß Englands innere Verhältnisse eine ganze Ewigkeit vorhalten können, welches nur allzuproblematisch ist.

Es ist ausgemacht, daß es für einen Frieden mit England keine Garantie giebt; denn dies folgt aus der Construktion der englischen Regierungsmaschine, auf welche wir immer und ewig zurükgehen müssen, wenn es uns darauf ankommt, die Entstehung und unwiderstehliche Kraft der englischen Nationalschuld kennen zu lernen. Die englische Regierung hat das Eigenthümliche, daß sie es gar nicht in ihrer Gewalt hat, friedfertig zu seyn; sie steht als Schuldner unter einer so gebietenden Nothwendigkeit, daß sie auf alles, was

Das Parlement hat in beiden Häusern diese Bittschrift angenommen, und einen Tag festgesezt, an welchem die Debatten über diesen wichtigen Gegenstand ihren Anfang nehmen sollen. Sobald dieser Tag erschienen seyn wird, versteht es sich ganz von selbst, daß Herr Pitt das rechtmäßige Begehren der catholischen Irländer aus allen Kräften unterstüzt und für ihre Emancipation, wie pro aris et focis, kämpft. Indessen muß er in diesem Kampfe unterliegen, weil die Welt auf anderthalb Jahre hin des Friedens bedarf und ihn nicht aus Herrn Pitts Händen bekommen kann. Dabei versteht es sich ganz von selbst, daß die Mehrheit derjenigen Stimmen, welche sich gegen die Emancipation der Irländer erklären, sehr gering ist; aber wie diese Mehrheit auch ausfallen mag, genug, Herr Pitt fühlt (oder stellt) sich gekränkt, daß das Parlement ihm in einer Sache, die so höchst gerecht und gut und philanthropisch ist, entgegengewirkt hat, und das Resultat ist — eine Resignation, die unmittelbar nach Beendigung der Debatten über die Emancipation der Irländer erfolgt. Die ganze Farce wird mit allem nur möglichen Künstlerernst gespielt, und die einzigen Betrogenen in diesem Spiele sind die armen catholischen Irländer, welche sich einbilden, daß einmal verlorne Menschenrechte auf dem Wege der Güte und Großmuth wieder zu erlangen sind.

Sobald Herr Pitt die Bühne verlassen hat, tritt Herr Addington als Premierminister an seine Stelle. Seine Verwaltung ist, für die nächsten zwei Jahre, auf eine doppelte Weise gedekt; einmal, durch die Schäze, welche die Regierung im lezten Kriege, besonders aber in dem improvisirten Kampfe mit Spanien, erobert hat, zweitens durch die parlementarische Bewilligung der lezten Anleihe, welche, wie sehr sie auch für die nachdrükliche Fortsezung des Krieges gemacht zu seyn schien, dennoch nur für den Frieden gemacht wurde. Es erfol-

gen also von Seiten Englands Annäherungen an Frankreich. Nach vorhergegangenen Friedenspräliminarien, wird ein Ort bestimmt, wo der Friede förmlich unterhandelt wird. Es versteht sich ganz von selbst, daß England jeden Vorschlag Frankreichs bekämpft; allein es versteht sich eben so sehr von selbst, daß es zulezt alle Bedingungen eingeht, welche Frankreich vernünftigerweise machen kann. Malta wird geräumt; die ionischen Inseln werden zurükgegeben und unter den Schuz des Königreichs Italien gestellt; England macht sich wohl gar anheischig, zur Wiedereroberung der Insel St. Domingo beizutragen, und was dergleichen mehr ist. Der Friedenstraktat wird ratifizirt; die Welt rechnet auf einen sehr langen Frieden, weil endlich einmal alle Irrungen ausgeglichen und alle Leidenschaften beschwichtigt sind. Und der Erfolg? Ist kein anderer, als ein neuer Krieg, der von dem Augenblik an ausbricht, wo die Verwaltung des englischen Premierministers nicht mehr gedekt ist und eine Revolution im Innern Englands erfolgen muß, die sich, wie ehemals in Rom, nur dadurch abwenden läßt, daß man einen äusseren Feind aufsucht, und den Krieg in eine einträgliche Spekulation verwandelt. In dieser Hinsicht ist Europa's Schiksal auf eine ganze Ewigkeit vorherzusagen, vorausgesezt, daß Englands innere Verhältnisse eine ganze Ewigkeit vorhalten können, welches nur allzuproblematisch ist.

Es ist ausgemacht, daß es für einen Frieden mit England keine Garantie giebt; denn dies folgt aus der Construktion der englischen Regierungsmaschine, auf welche wir immer und ewig zurükgehen müssen, wenn es uns darauf ankommt, die Entstehung und unwiderstehliche Kraft der englischen Nationalschuld kennen zu lernen. Die englische Regierung hat das Eigenthümliche, daß sie es gar nicht in ihrer Gewalt hat, friedfertig zu seyn; sie steht als Schuldner unter einer so gebietenden Nothwendigkeit, daß sie auf alles, was

Freiheit genannt werden kann, Verzicht leisten muß. In der Regel denkt man sie sich als eine äusserst leidenschaftliche; diese Vorstellung ist aber grundfalsch. Sie ist von allen europäischen Regierungen vielmehr die allerkaltblütigste. Alle ihre Combinationen haben ein Regeldetri-Exempel zu Grunde, wodurch sie ausmittelt, ob sich die Interessen der Staatsschuld ohne grosse Unbequemlichkeit der englischen Nation aufbringen lasse, oder nicht. Ist das leztere der Fall, so heißt es: „Wir müssen Krieg haben, damit wir nehmen können.“ Und so ist denn Krieg, und ganz Europa dient dem Interesse, welches die englische Regierung hat, die Interessen der Staatsschuld, wie es einem ehrlichen Schuldner geziemt, prompt abzutragen. Man muß erstaunen, wenn man bedenkt, in welcher Kleinigkeit das Foment aller europäischen Antipathien eingeschlossen ist.

Dies muß nothwendig so lange fortdauern, bis England, es geschehe nun auf welche Art es wolle, dahin gebracht wird, keine Nationalschuld zu haben. Gewöhnlich betrachtet man diese Nationalschuld aus einem ganz unrichtigen Gesichtspunkt. Der einzige, aus welchem man sie betrachten sollte, ist der, wo sie das Verhältniß der Regierung zu den Regierten bestimmt; aber gerade diesen läßt man am meisten aus der Acht. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß England fest und unerschütterlich dasteht, so lange der Kredit der Regierung wachsen kann; allein ist es ein Glük für Europa, daß es eine Regierung giebt, welche, um ihr sehr einfaches Geschäft noch länger zu vollziehen, eines unermeßlichen Kredits von Seiten der Regierten bedarf, und sobald dieser zu wanken beginnt, zu lauter antinazionalen Maasregeln ihre Zuflucht nehmen muß? Die Verblendung muß sehr allgemein seyn, wenn man nicht begreift, daß die längere Wirksamkeit eines solchen Verhältnisses, sich nur mit der Verarmung und folglich mit der Auflösung des ganzen gesellschaftlichen Zustandes in

Europa endigen kann. Und doch läßt sich kaum begreifen, wie dieses Verhältniß in England aufgehoben werden kann, ohne von dem catonischen Grundsaze auszugehen, daß Karthago zerstört werden müsse. Beim Ausbruch des gegenwärtigen Krieges hatte man einige Ursache zu glauben, daß er ein Kampf auf Leben und Tod seyn würde. Diese Aussicht ist jezt verschwunden; aber nur für die nächsten Jahre. Welches Inhalts auch der Friede seyn mag, der nach einigen Monaten zu Stande kommen wird, so läßt sich doch die Dauer desselben zum voraus bestimmen; und wird man es zulezt nicht überdrüssig werden, Verträge zu machen, deren Unhaltbarkeit zum voraus erwiesen ist? Entweder Frankreich giebt mit der Zeit dem Wunsche Englands nach, daß es sich zur Universalmonarchie konstituiren möge, und zwar so, daß England die Quintessenz derselben in dem Welthandel bleibt, während Frankreich das universalmonarchische Volumen hat; oder es wird nach und nach dahin eingeleitet, daß das Prinzip der Trennung aus der englischen Regierungsmaschine verschwindet, und die englische Staatsschuld aufhört, eine Weltschuld zu seyn. Nur auf einem von beiden Wegen ist ein dauerhafter Friede möglich.

Die in diesem Aufsaze ausgesprochenen Urtheile dürften vielen Lesern auffallen. Die Wahrheit derselben kann nur der Erfolg rechtfertigen. Es möchte also nicht überflüssig seyn, am Schlusse zu bemerken, daß sie den 7. April 1805. niedergeschrieben worden sind, unmittelbar nachdem die englischen Blätter die Nachricht von der Petizion der irländischen Catholiken nach Deutschland gebracht hatten. Rechtfertigt der Erfolg das Gesagte, so ist der Verfasser deshalb kein Prophet, sondern nur ein gründlicherer Geschichtsforscher, als mehrere seines Gleichen.

Fb.

Drukfehler in Annalen 1807. 2tes St.

S. 112. Z. 3. v. unten l. einen, durch. S. 114. Z. 2. l. Burgermeister von Zürich seinerseits. Z. 12. von unt. l. mit der. S. 117. Z. 5. nach lassen muß ein 1 stehen. Z. 15. l. Verhältnisse sprach. S. 122. Z. 3. von unt. l. geziemet. S. 123. Z. 16. von unt. l. möchte. Z. 10. von unt. l. jedes.

(3tes St.) S. 204. Z. 6. statt Geldmünze, l. Geldumsätze. S. 210. Z. 11. statt, stehenden Zahlwerthe, l. stehenden Nominalwerthe. S. 215. Z. 10. von unten, st. Es, l. Er. Ebend. Z. st. Rekrutiren l. Rekurriren. S. 232. Z. 11. von unten, st. Endossement, l. mit Endossement. Ebend. Z. 7. u. Z. 4. von unten, st. Indossent, l. Indossant. Eben s. S. 34. Z. 6. von unten. S. 239. Z. 14. von unten, st. Dominiel, l. Domaniel.

Nachrichten. Davids Thermopylen und dessen Portrait des Pabstes. Robert Lefebure. Gerard, und dessen Ossian. Der Maler Lecomte. Ankauf Bouchardonscher Zeichnungen. Bevorstehende Ausstellung. Kaiserliche Sorgfalt für öffentliches Wohl. Armenanstalten.

Hartleben allgemeine teutsche Justiz- und PolizeyFama 1805. März.

Inhalt.

Polizey. Verschiedene Mißgriffe in den KontumazAnstalten — berichtigt nach dem vortrefflichen Muster der Quarantaine zu Marseille — Einstweilige Warnung an einen adelichen Paßfabrikanten in SüdDeutschland. — Das Schweidnizer Korrektionshaus. — Die fränkische Reichsritterschaft trift Anstalten zu Befolgung der KreisPolizeygesetze — Beweis, daß die Medizin bisher ungleich mehr geschadet, als genüzt habe. — Vortheile, welche mit der allgemeinen Einführung der Viehwaage verbunden sind. — Maaßregeln der kurpfalzbayrischen Landesdirektion von Schwaben, um der Kuhpocken-Impfung Eingang zu verschaffen. — Weise Schulanstalten, und doch schlechter Unterricht. — Interessante Notizen über Ungarns gegenwärtige Handelsverhältnisse, besonders dessen Verbindung mit der Türkey. — Wärmsäle zu Prag und Würzburg. — Organisation des Sanitätswesens im Kanton Aargau in der Schweiz. — Ueber Vernachläßigung der Gesundheit-Erhaltungskunde in den höheren Unterrichtsanstalten. — Warnung vor Schazgräbern und vor Leuten, welche ihr Heil bey denselben suchen. — Landesherrliche Verordnung, die Organisation des hochfürstl. fuldaischen Medizinal- und Sanitäts-Kollegiums betreffend. — Wittwen- und WaisenVersorgung in Böhmen. — Eine wohl zu beherzigende Erinnerung über den Mißbrauch der Gesundheitspässe. — Kunstschule des Herrn Direktors Karl Kahnt in Braunschweig. — Ist es erlaubt, dem Volke am Sonntage öffentliche Schauspiele zu geben? — Fränkischer Kreisschluß in Betreff der Sanitätsanstalten. — Vorschläge des Protomedikus Schraud zur allgemeinen Einführung der Vaccination in Ungarn. — Schädlichkeit der in einigen Städten am Schlusse des Faschings gewöhnlichen Kinderbälle. — Etwas über das Für und Wider unserer bestehenden Zunftverfassungen — samt Gedanken, Winken und Vorschlägen über ein Paar der auffallendsten Auswüchse unsers dermaligen ZunftSystems. — Der Starrsinn der ungarischen Mezger, bezähmt durch das feste Benehmen der Regierung. Aehnliches Ereigniß im vorigen Jahre zu Würzburg, beendet mit Vortheil für die Landeskultur. — Geist des neuesten Censurgesezes in Rußland. — Merkwürdige Aufschlüsse über die vormaligen und jezigen Verhältnisse des amerikanischen Fiebers in Spanien und Italien. — Pharmakopie eines hausirenden Arzneykrämers. — Vollständige Darstellung der Vorsichtsanstalten gegen die Verbreitung des amerikanischen Fiebers in den kais. königl. Staaten. — JustizWesen. Ueber die Qua-

len, die vorgängig vor der Todesstrafe Kapitalverbrechern zugefügt werden. — Seltenes Beyspiel obrigkeitlichen Zutrauens auf das Wort eines Vaganten. — Beytrag zu dem Betragen durch Unfähigkeit mancher JustizBeamten. — Kurzes GlaubensBekenntniß über das oberste Prinzip und den Maaßstab peinlicher Strafen. — Neue Litteratur. — Mißzellen. — Justiz- und PolizeyAnzeigen.

Fourcroys (A. F.) System der chemischen Kenntnisse im Auszuge von Fr. Wolff, 4 Thle, gr. 8. Königsberg bey Friedrich Nicolovius. 10 Rthlr.

Fourcroy's Werk ist der vollständigste Lehrbegriff der Chemie, der bisher erschienen ist. Man findet nicht allein alle wichtige Thatsachen in diesem Werke vereinigt, sondern auch auf eine zwekmäßige Art zusammengestellt, und auf eine angenehme Art vorgetragen. Was dem Verfasser vorgerükt werden könnte, ist ein etwas zu wortreicher Vortrag und Wiederholungen, auf welche man an mehrern Stellen des Originals trift. Es war daher sehr zwekmäßig, einen Auszug aus diesem Werke zu liefern, in dem mit Beybehaltung alles Wesentlichen und Aufführung aller Thatsachen, die Beschränkungen nur den Ausdruk betreffen. Dadurch, daß manche zu wortreiche Periode mehr ins Enge gezogen, eine Sache nur einmal gesagt wurde, liessen sich die zehn Bände des Originals auf vier zurükbringen. Nur muß man bemerken, daß die Bände des Auszugs an Bogenzahl die des Originals bey weitem übertreffen, und daß der Auszug ungefähr nur um ein Drittheil kürzer ist als das Original. Wir dürften nur die Inhalts-Anzeige hersezen, um jeden Liebhaber der Chemie zu überzeugen, daß dieses Lehrbuch zu den unentbehrlichsten Hülfsmitteln gehört, um ihn in seiner Wissenschaft weiter zu bringen; allein der Raum dieser Blätter erlaubt es nicht. Wir wollen uns daher begnügen, den Käufer zu versichern, daß diese deutsche Bearbeitung das Original vollkommen ersezen kann, da der Uebersezer bey seiner Arbeit keine Mühe und Sorgfalt gespart hat, und ihr durch die größere Präcision des Vortrags, durch manche Berichtigungen und Zusäze noch Vorzüge vor jenem ertheilt hat. Das Publikum hat auch bereits entschieden, daß durch diesen vollständigen Auszug eine wörtliche unabgekürzte Uebersezung nicht nur entbehrlich, sondern auch ganz überflüßig gemacht ist, daher auch diese gar nicht weiter zu erwarten ist.

Vierteljährliche Unterhaltungen 1805. 1s Q.

Inhalt.

I. Eduard und Wilhelmine. II. Kindesliebe und Edelmuth. III. Sunilda. IV. Burkart Zenk. V. Gedichte.

Europäische Annalen

Jahrgang 1805

Fünftes Stük

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1805.

Inhalt.

I.

Bemerkungen über die von Montesquieu aufgestellten Verfassungsprinzipe.

(Fragment eines nächstens erscheinenden Werks: Der neue Leviathan.)

Es ist oben gezeigt worden, daß Montesquieu keinen deutlichen Begriff von einer Republik hatte, weil er diese nur in der Polyarchie wiederfand, und folglich nicht ahnete, daß das Prinzip der Einheit, wodurch Monarchie zu Stande gebracht wird, dem Begriff einer Republik gar nicht widerspricht.

Gegenwärtig kommt es darauf an, die Prinzipe zu beleuchten, welche Montesquieu den verschiedenen Regierungsverfassungen zuschreibt; denn nach ihm ist die Tugend das Prinzip einer demokratischen die Mässigung das einer aristokratischen, die Ehre das einer monarchischen und die Furcht da einer despotischen Verfassung.

Eine Zergliederung der Begriffe von Tugend, Mässigung, Ehre und Furcht wird hier unumgänglich nothwendig, weil Montesquieu alle diese Begriffe wie Zauberringe benuzet, die sich erweitern oder zusammenziehen, je nachdem das eine oder das andere nöthig ist.

Was ist Tugend in Beziehung auf eine Regierung? So wie sich Montesquieu darüber erklärt, muß man annehmen, daß er eine gemeinnüzige, d. h., der ganzen Staatsgesellschaft ersprießliche Verwaltung der Staatskräfte verstanden wissen wolle. Eine solche Tugend sezt beständig die Einsicht voraus. Kann man aber nicht beweisen, daß die Einsicht einer demokratischen oder

aristokratischen Regierung nothwendiger ist, als einer monarchischen und despotischen, so kann man auch nicht darthun, daß jenen die Tugend eigenthümlicher sey, als diesen. In beiderlei Regierungen kann die Tugend nichts anders seyn, als wohlthätige Energie; als solche aber ist sie beiden gleich nothwendig, wofern sie ihr Geschäft nicht durchaus als Sache des Genusses nehmen, und sich dadurch selbst zerstören wollen.

Was die Mässigung in Beziehung auf Regierung betrift, so wird man sie allenthalben da antreffen, wo die Regierung in sich stark ist; und da sie dies nur dann seyn kann, wenn sie das Prinzip der Einheit gehörig bewahrt, so sezet die Mässigung beständig die Tugend voraus, so wie diese die Einsicht nothwendig macht.

Die Ehre anlangend, so läßt sich, wenn aus dem Begriff derselben nicht alle Realität verschwinden soll, nichts anderes dabei denken, als die vortheilhafte Meinung, welche die ganze Gesellschaft von der intellektuellen und moralischen Kraft eines ihrer Mitglieder hat. Ist aber die Ehre nichts anders, so fällt sie zulezt mit der Tugend zusammen, so daß sie eben so wenig als die Mäßigung ein besonderes Prinzip bildet.

Wenn Montesquieu die Furcht zum Prinzip einer despotischen Regierung macht, so muß billig erst untersucht werden, erstlich, ob die despotische Regierung eine besondere Art der Regierung ist, und zweitens, ob sich überhaupt eine Regierung denken läßt, welche von diesem Prinzip keinen Gebrauch macht. Selbst, wenn man zugiebt, daß die Furcht da weniger wirksam ist, wo eine Trennung der gesezgebenden von der vollziehenden Macht statt findet, so entsteht wieder die Frage, ob bei dieser Trennung eine eigentliche Regierung denkbar ist, d. h. eine intelligente Kraft, welche durch ein ewiges Begegnen aller anarchischen Bewegungen den Zustand der öffentlichen Sicherheit und ruhigen Entwikelung möglich macht. Und muß diese Frage, wie billig,

verneint werden, so ist alle Regierung zulezt nur um der Furcht willen vorhanden, und durch dieselbe möglich.

Die Monarchie unterscheidet sich von der Polyarchie sehr wesentlich dadurch, daß alle Interessen in der Person des Staatschefs zusammenlaufen, und daß er, als Mittelpunkt aller Macht, diejenigen zu sich hinzieht, welche auf irgend eine Weise an dem Regierungsgeschäft Theil nehmen wollen. Allein folgt hieraus das Mindeste für die Verbannung und Ausschliessung der Tugend? Allerdings entscheidet bei der Anstellung die Ehre oder die vortheilhafte Meinung, welche der Staatschef und dessen nächste Umgebung von den geistigen und sittlichen Eigenschaften des Candidaten haben; aber, da ein Staat, dessen Regierung aus lauter dummen und lasterhaften Mitgliedern besteht, nothwendig entweder zu Grunde gehen oder revolutionirt werden muß, so versteht es sich immer ganz von selbst, daß die Tugend die Grundlage derselben seyn muß. Was ist die Ehre überhaupt anders, als das Symbol der Tugend? Weicht die Tugend aus einer Monarchie, so ist es nie die Schuld der Verfassung, welche, so viel an ihr ist, die Tugend immer zu sich zurükruft; es ist die Schuld einer gänzlichen Verkennung des wahren Prinzips der Monarchie, und einer daraus hervorgegangenen fehlerhaften Organisation, wodurch sie der Polyarchie ähnlich geworden ist. In der That, auf diese konnte man anwenden, was der h. Augustin von den Tugenden der Griechen und Römer sagte; nämlich, daß sie nur glänzende Laster gewesen wären. Indem durch die Trennung der gesezgebenden und vollziehenden Gewalt in allen Polyarchien unter den sämmtlichen Mitgliedern der Regierung eine Zwietracht entzündet wird, welche bis zur Wiederherstellung des Prinzips der Einheit anhalten muß; so wird zwar eine Energie gewekt, welche das äussere Ansehn der Tugend hat, allein man darf die Wirkungen dieser Energie nur schärfer ins Auge fassen, um sie von der

wahren Tugend leicht und für immer zu unterscheiden. Denn findet sie keinen andern Gegenstand, als den Staat, in welchem sie wirksam ist, so zerstört sie diesen in den gefährlichen Krisen, welche der Partheikampf zur Wiederherstellung des Prinzips der Einheit herbeiführt. Wer kann die Tugend der Römer oder die der Engländer erheben, sobald er die Quelle derselben kennt? Doch die Wohlthätigkeit der Energie zugegeben, wie läßt sich die Ehre davon trennen? Ist die wahre Tugend da, so ist die Ehre ihre ewige Begleiterin; aber die Ehre ohne Tugend ist ein leerer Schatten, und hat als Prinzip durchaus keine belebende Kraft. Man untersuche den Charakter aller Bayards, die es je gegeben hat, und das Resultat der Untersuchung wird immer seyn, daß das primum mobile in ihnen etwas ganz anderes war, als der Ehrgeiz. Hieraus aber kann man mit der vollkommensten Sicherheit schliessen, daß die Ehre an und für sich, d. h. als Prinzip betrachtet, gar nichts ist.

Wahr ist, daß Tugend und Ehre da gänzlich verschwinden, wo der Selbsterhaltungstrieb durch den Despotismus in immer gleicher Lebendigkeit erhalten wird. Allein der Despotismus ist keiner besondern Verfassung eigen, sondern allenthalben das Produkt der Schwäche der Regierung. Aus diesem Grunde gehört er in den Polyarchien bei weitem mehr zu Hause, als in den Monarchien; denn es kann nicht fehlen, daß da, wo die Gewalt getheilt ist, Misbräuche aller Art entstehen, welchen, wenn das Uebel den höchsten Grad erreicht hat, nur durch ein diktatorisches Verfahren, d. h. durch ein grosses Unterdrükungssystem abgeholfen werden kann.

Was den morgenländischen Despotismus betrift, den man so oft zum Stichblatt gemacht hat, wenn es darauf ankam, das Verfahren der Regierungen zu tadeln; so muß man wohl bedenken, daß Religiosität die Quelle desselben ist, und daß es daher durchaus nicht in der

Macht der Regierung steht, nicht despotisch zu seyn. Diese Behauptung bedarf eines Beweises. Hier ist er:

Die Hauptstadt des türkischen Reichs ist vermöge ihrer Lage einer der gesundesten Oerter auf der ganzen Erde. Gleichwohl herrscht in Constantinopel die Pest beinah ununterbrochen. Vor ungefähr einem Jahre machte man die Bemerkung, daß sich diese Krankheit in eben dem Maaße verloren hatte, in welchem die Kommunikation zwischen Konstantinopel und Alexandrien war unterbrochen worden. Dieser Bemerkung zufolge, dachte man, nach der Räumung Egyptens von den Engländern, auf Mittel, die Pest für immer von der Hauptstadt abzuhalten. Die in Vorschlag gebrachte Quarantaine wurde von den auswärtigen Gesandten aufs nachdrüklichste unterstüzt. Die Sache kam im Divan zur Sprache. Der Muphti erklärte, daß in dem Coran nichts enthalten sey, wodurch das Quarantaine-Halten verhindert würde. Als die Reihe, sich zu erklären, an den Reis-Effendi kam, widersezte sich dieser einer so erspriesslichen Einrichtung durch folgendes Argument: „Die ganze noch übrige Kraft des türkischen Reichs beruht auf der Bereitwilligkeit des türkischen Militairs, sich dem Tode unerschroken entgegenzustürzen, so oft es dazu aufgefordert wird. Führt man das Quarantainehalten ein, so verleitet man den türkischen Soldaten, auf sein Leben einen Werth zu legen. Seine Tapferkeit wird sich in eben dem Maaße verlieren, in welchem die Furcht vor dem Tode die Oberhand in ihm gewinnt. Da nun aber die Regierung nichts so sehr verhindern muß, als die Feigheit der Vertheidiger des Reichs, so bleibt nichts anderes übrig, als die Pest noch länger zu ertragen, um nicht den ganzen Staat auf eine gefährliche Spize zu stellen."

Will man dies für keinen Beweis gelten lassen, so darf man nur das ganze Verfahren der türkischen Regierung in seine Bestandtheile zerlegen, um sich zu über-

zeugen, daß Religiosität demselben überall zum Grunde liegt, und daß die Regierung sich entweder von diesem Prinzip befreien, oder ihren bisherigen Maximen so lange getreu bleiben muß, als sie möglicher Weise vorhalten können.

Man erlaube mir statt einer trokenen Zergliederung folgende Auseinandersezung der Sache, die den dogmatischen Ton, worin ich bisher gesprochen habe, unterbricht, ohne der Gründlichkeit des Raisonnements den mindesten Abbruch zu thun.

Angenommen, der nächste Erbe des Otomannischen Reichs erkläre an dem Tage seiner Thronbesteigung dem Großwessier, daß es sein fester Wille sey, in dem milden Geiste mehrerer europäischer Fürsten zu regieren, und den Despotismus seiner Vorgänger für immer aus dem Reiche zu verbannen, was würde der Großwessier als ein Mann von Einsicht auf solche Erklärung erwiedern? Ungefähr folgendes:

Ew. Majestät haben als präsumtiver Thronerbe nichts so fleißig gelesen, als den Fürsten des Macchiavelli und den Antimacchiavelli Friedrichs des Zweiten; zwei Bücher, welche einer Ihrer glorreichen Vorfahren in die türkische Sprache übertragen ließ, damit es den Prinzen Ihres Hauses nicht an Stoff fehlen möchte, über ihre erhabene Bestimmung nachzudenken. Bezaubert von den Idealen des grossen Friedrichs, haben Sie den festen Entschluß gefaßt, diese Ideale auf dem otomannischen Throne zu realisiren. Ich ehre diesen Entschluß als die Ausgeburt eines edlen Gemüths; da aber nicht sowohl das Gemüth, als vielmehr der Verstand regieren muß, so halt' ich es für meine Schuldigkeit, Ihrem lobenswürdigen Eifer mit einigen Bemerkungen zu begegnen, welche Sie weder in dem Fürsten des Macchiavelli, noch in dem Antimacchiavelli des Königs von Preussen antreffen konnten, weil sie aus der Verfassung des türkischen Reichs geschöpft werden mußten, die nur

sehr Wenigen in ihrer Eigenthümlichkeit bekannt ist. Ew. Majestät sollen demnach wissen, daß, so wie jede Regierung ihr besonderes Geheimniß hat, das sie um keinen Preis verräth, so auch die türkische das ihrige habe. Es besteht darin, daß das Verhältniß der Regierung zu den Regierten auf einem Contrakte beruht, der weder gehalten, noch gebrochen werden darf, wofern das Reich in seiner Integrität verbleiben soll. Zwischen Ihnen und dem Volke liegt der Coran in der Mitte. In diesem heiligen Werke sind Ihre Pflichten, wie Ihre Rechte bestimmt; von allen darin enthaltenen Gesezen aber ist keins so wichtig, als dasjenige, wodurch es Ihnen verboten ist, eine neue Auflage zu creiren. Um die Zeit seiner ersten Erscheinung war dieses Gesez sehr heilsam, insofern es Muhammeds Nachfolger verhinderte, das Volk durch allzuschwere Auflagen zu erdrüken. Wenn diese Heilsamkeit sich nach und nach verlor, so rührte dies daher, daß wir durch das Schiksal in Verhältnisse geworfen wurden, die einen grösseren Aufwand der Caliphen nöthig machten, wenn das durch Muhammeds Nachfolger vergrösserte Reich in seiner Integrität erhalten werden sollte. Diese Verhältnisse allein haben es zu verantworten, wenn der ganze Coran gegenwärtig verderblich einwirkt, und das Gesez, von welchem ich so eben gesprochen habe, den Despotismus des Staatschefs erzwingt. Ihr ganzes Wesen ist darin für immer ausgesprochen und fixirt. Befolgen Sie das Gesez mit der Gewissenhaftigkeit eines Regenten, dem ein einmal eingegangener Contrakt über Alles heilig ist; so bringen Sie nicht nur sich selbst, sondern auch das ganze Reich an den Rand des Verderbens; denn von dem Augenblik an, wo es Ihnen an den Mitteln fehlt, die Vertheidiger des Reiches zu besolden, wird dieses eine Beute ehrgeiziger Nachbarn, denen Alles daran gelegen ist, daß die Rechtlichkeit in Ihnen den Ausschlag über die Einsicht gebe, weil sie alsdann ihre Endzweke

nur desto schneller erreichen. Uebertreten Sie es mit der Entschlossenheit eines Monarchen, der eine bessere Ordnung der Dinge realisiren will, weil er eingesehen hat, daß die alte ins Verderben führt; so erscheinen Sie allen denjenigen Bewohnern Ihres Reiches, die von der Existenz unseres Geheimnisses keine Ahnung haben, als ein irreligiöser Regent, den man aus dem Wege zu räumen nicht genug eilen kann; und die Folge davon ist, daß Sie von Ihrer eigenen Leibwache ermordet werden. Eludiren Sie, wie ihre Vorgänger auf dem otomannischen Thron, das furchtbare Gesez, dem keiner unserer Regenten gewachsen war; so haben Sie davon wenigstens den Vortheil, daß Sie sich selbst erhalten, und dem Reiche, wo nicht eine ewige Dauer, doch eine möglichst lange sichern. Eludiren aber läßt es sich nur auf einem einigen Wege, der, wenn man ihn den Weg des Despotismus nennen will, freilich nicht als der beste empfohlen werden kann, uns aber die sicherste Rettung bringt. Jene Bassen, welche Sie als Unterdrükungswerkzeuge so lebhaft verabscheuen, sind nichts mehr und nichts weniger, als die Surrogate einer Souverainetät, die, wie unumgänglich nothwendig sie auch in jedem großen Reiche seyn mag, Ihnen durch alle unsere Institutionen genommen ist. Als solche sind sie nämlich die Canäle, durch welche Ihnen die Mittel zur Erhaltung des Ganzen zugeführt werden. Sie verrichten das Geschäft der Pumpen, und ihre Bestimmung ist, es auf eine dem Ganzen ersprießliche Weise zu verrichten. Thun sie dies nicht, so ist Ew. Majestät berechtigt, sie zu zerstören, wobei Sie immer in dem Lichte des Allergroßmüthigsten erscheinen, selbst, wenn von der Staatskraft, die jene in sich aufgenommen haben, nichts auf die Gegenstände ihrer Unterdrükung zurükfließet. Betrachten Sie also die Sache, von welcher Seite Sie wollen, und Sie werden sich überzeugen, daß unsere Verfassung, insofern sie auf Religion basirt ist,

kein anderes Finanzsystem gestattet, als das einmal eingeführte. Besser ist es, Sie dulden, was nicht zu ändern ist, als daß Sie in eine Neuerung eingehen, der Sie nur unterliegen können. Sie sind als Staatschef der Archimed, der ruhig an dem Ufer dasizt, und durch eine leichte Bewegung seines Armes ein grosses Schiff bewegt; soll aber die Bewegung, welche Sie dem Staatsschiff gegeben, eine ersprießliche bleiben, so müssen Sie vor allen Dingen Ihre Hebel in der hergebrachten Ordnung erhalten. Das Genie der ersten Stifters des türkischen Reichs hat Ihnen das Recht genommen, Einsichten zu folgen, welche nicht unmittelbar aus seiner Schöpfung hergenommen sind, und da das, was Sie Ihre Menschlichkeit nennen, nur verderblich einwirken kann, so thun Sie am besten, wenn Sie Ihrem Gemüthe als Staatschef entsagen und alles beim Alten lassen."

Man muß bekennen, daß die Vernunft, welche aus diesem Großwessier spricht, durchaus nicht im Geschmak der Idealisten unserer Zeit ist; und doch ist es die Vernunft selbst. Jeder Großherr, der, aus irgend einer Art von Eigensinn, nicht auf ihre Stimme hören wollte, würde entweder blos sich, oder sich, und den Staat zugleich zu Grunde richten. Selbst der entschlossenste Idealist würde sich dieser gebietenden Realität unterwerfen müssen, wofern er nicht geradezu für einen Narren passiren wollte. Es sind ja nicht immer die Menschen, welche die Dinge machen; es sind sehr oft die Dinge, welche über die Menschen gebieten, nachdem sie zu irgend einer Zeit aus den Menschen hervorgegangen sind und durch besondere Umstände ein unwiderstehliches Ansehen bekommen haben. Mag also Montesquieu immerhin in demjenigen Kapitel seines berühmten Werks, wo er die Idee des Despotismus angiebt, ausrufen: „Wenn die Wilden von Louisiana Früchte genießen wol„len, so hauen sie den Baum, der diese Früchte trägt, „an der Wurzel um," und hinzufügen: „So verfährt

eine despotische Regierung;" dies ist sehr schöngeisterisch, aber die Natur des Despotismus erklärt es nicht, weil es Umstände geben kann, in welchen der Despotismus unumgänglich nothwendig wird, wofern der Staat noch länger bestehen soll.

Eine solche Idee mußte dem Cardinal Richelieu vorschweben, als er in seinem politischen Testamente die Staatchefs vor nichts so sehr warnte, als vor einer Befreundung mit Personen, welche in dem Credit stehen, sehr rechtschaffene Männer, eifrige Patrioten, mit einem Wort: Gens de bien zu seyn. Montesquieu zieht hieraus zwar den Schluß, daß dieser genievolle Staatsmann selbst eingesehen habe, daß die Tugend nicht das Prinzip einer monarchischen Regierung seyn könne; allein alles, wovor der Cardinal Richelieu warnen konnte, war, wenn ich mich so ausdrüken darf, die isolirte Rechtschaffenheit, die, weil sie Sache des blossen Gemüthes ist, mit der Intelligenz in keiner Verbindung steht. Personen von wahrer Einsicht haben das Eigenthümliche, daß sie aller der Aufwallungen und Ebullitionen unfähig sind, welche die sogenannten rechtschaffenen Männer und eifrigen Patrioten charakterisiren. Nicht als ob es deßwegen um ihre Rechtschaffenheit und ihren Patriotismus schlechter stände, sondern weil sie in ihrer Entwikelung eine Höhe erreicht haben, auf welcher man seine Gefühle durch Ideen beherrscht und von dem, was möglich ist, nicht mehr und nicht weniger will, als sich realisiren läßt. Das Gemüth ist das Treibhaus des Geistes und hat als solches einen unschäzbaren Werth; allein so wie es Treibhäuser geben kann, in welchen ein allzu hoher Grad von Wärme die Früchte in den Blüthen verdirbt, eben so kann die allzu grosse Heftigkeit des Gemüths sehr wohl die Ursache einer grossen Geistesverwirrung werden; und obgleich Personen, bei welchen dies der Fall ist, niemals zu einer klaren Ansicht von sich selbst gelangen können, so ist es doch nur

allzu sehr entschieden, daß sie von allen Individuen am wenigsten geeignet sind, da angestellt zu werden, wo die Einsicht und zwar die ruhige, unerschütterliche Einsicht allein entscheiden kann. Das Regieren ist überhaupt nicht eine Sache des Gemüths, sondern eine Sache des Verstandes. Das Gemüth kann das beste von der Welt seyn; aber da, wo der Verstand allein entscheiden muß, hat es gar keinen Werth, ausser insofern es den ewigen Antrieb zu allen Entscheidungen des Verstandes enthält. Ich möchte sogar behaupten, daß es ein Glük für jeden Staat ist, wenn er der guten Bürger recht viele und der rechtschaffenen Männer recht wenige hat; denn wenn man beide Ausdrüke in dem von Montesquieu angegebenen Sinne nimmt, so werden diese rechtschaffenen Männer immer sehr unruhige Köpfe seyn, die allenthalben nur Laster und Verderbtheit erbliken, und, wofern ihnen die Macht dazu gegeben wird, ihre Rechtschaffenheit durch Strang und Schwerdt und Scheiterhaufen offenbaren. Die Aufgabe ist, die Tugend nothwendig zu machen; diese Aufgabe aber wird nie durch Personen gelöset, welche nur im Gemüthe existiren und der wahren Einsicht durchaus unfähig sind. Muß ich mich hierüber noch ausführlicher erklären, so kann ich es nur durch das Beispiel thun, welches Pestalozzi in neuern Zeiten gegeben hat, indem er, um die Moralisation der ärmsten und verlassensten Classe der menschlichen Gesellschaft einzuleiten, auf eine Methode bedacht war, die sich des Geistes dieser Classe einmal für allemal bemächtigt, und durch die demselben eingedrükten Formen allen feindseligen Antrieben des Gemüths entgegenwirkt. Dieser Mann ist einer der tiefsten Denker, welche die Gegenwart aufzuweisen hat, und wieviel Widerspruch auch seine Formen finden mögen, so werden sie doch über alle Hindernisse siegen. Wie Pestalozzi, eben so sind Männer von wahrem Genie zu allen Zeiten verfahren, und die Wirkungen ihres Verfahrens sind we-

nigstens insofern immer dieselben gewesen, daß sie das gesellschaftliche Leben vergrösserten und heiligten.

Soviel zur Beleuchtung der montesquieuschen Regierungsprincipe. Wie ist aber Montesquieu zu diesen Unterscheidungen gekommen? Seiner eigenen Versicherung nach auf dem Wege der Geschichte. „Ich spreche hier nichts aus, sagt er, was nicht durch die Geschichte aller Zeiten bewiesen ist." Bewiesen? Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Montesquieu durch das sorgfältige Studium der Geschichte auf ein Gesez für diejenigen Erscheinungen stossen wollte, die er im dritten Buche seines berühmten Werks zergliedert; allein um dies Gesez aufzufinden, hätte er die Erscheinungen mehr generalisiren müssen. Was ihm bei seinen politischen Räsonnements am meisten vorschwebte, war die römische Republik, die er in einem früheren Werke zum Gegenstand einer ausführlichen Analyse gemacht hatte; allein diese Republik war und blieb ihm, ihrem Wesen nach, unbegreiflich. Sehr verschieden waren die Erscheinungen, welche diese Republik in der Gestalt der Polyarchie darbot, von denen, welche sie in der Gestalt einer Monarchie lieferte; aber was war die lezte Ursache dieser Verschiedenheit? die Polyarchie, antwortet Montesquieu; aber mit Unrecht. Denn nicht jede Polyarchie kann solche Wirkungen hervorbringen. Nur da, wo der Grundcharakter eines Volks Eroberungssucht ist, läßt sich durch eine Trennung der gesezgebenden und vollziehenden Macht eine solche Energie weken, als die der Römer in den ersten Jahrhunderten der Republik war. Und wie wirkte diese Energie von dem Augenblik an, wo keine Eroberungen mehr zu machen waren, auf den Staat zurük? Man muß es wohl ins Auge fassen, daß sie von diesem Zeitpunkt an gar nicht umhin konnte, sich selbst zu tödten, indem sie die Verfassung zerstörte, der sie den besten Theil ihrer Entwikelung zu verdanken hatte. Für Staaten, deren Regierungsmaschine auf dem Prinzip der Einheit ruht, ist der Zustand des Krieges kein nothwen-

diger. Eben deßwegen hat die Energie der Bürger solcher Staaten ganz andere Gegenstände. In der Regierung offenbart sie sich durch das rastlose Bestreben, die einmal vorhandene Staatskraft zu erhalten und intensiv zu erweitern; in den Regierten durch den fleissigen Gebrauch gemachter Entdekungen und Erfindungen und durch ein unablässiges Ringen nach Erweiterung des Gebiets der Künste und Wissenschaften, mit einem Wort: durch eine Art von Industrie, welche moralisch ist, ohne antinational zu seyn. Dieselbe Industrie hätte den Römern in jener Epoche zu Theil werden sollen, wo sich die Polyarchie in eine Monarchie verwandelte. Es lag in der Natur der Sache, daß, nachdem eine monarchische Verfassung zu Stande gebracht war, die bisherige Excentricität sich in Concentricität verwandeln und jedes Interesse nur innerhalb der Sphäre der Republik wirken konnte; doch indem in den Römern keine andere Thätigkeit vorhanden war, als die der Waffen, mußte dieselbe Kraft, von welcher die Vergrösserung des Staats ausgegangen war, zerstörend auf sie selbst zurükwirken, ungefähr eben so, wie ein Strom, dessen Lauf man hemmt, erst ein Sumpf wird, und sich sodann allmählig selbst verzehrt. Die Regierung selbst trug hierzu nicht wenig bei; denn so lange sie in der polyarchischen Form dastand, beschäftigte sie sich bei weitem mehr mit den äusseren, als mit den innern Angelegenheiten; und als der Zeitpunkt gekommen war, wo es keine auswärtigen Angelegenheiten mehr gab, da war die Grösse des Reichs eine von den wesentlichsten Ursachen der schlechten Organisation. Der schaffende Geist der Römer war zu schwach, um eine Schöpfung hervorzubringen, die innere Kraft genug gehabt hätte, das Ganze zusammen zu halten. Wie sehr man auch dies Volk zu allen Zeiten erhoben hat, so wird man doch eingestehen müssen, daß es bei weitem mehr durch Eigenschaften des Gemüths, als durch Eigenschaften des Geistes hervorstach;

die Summe der von den Römern ausgegangenen Erfindungen ist nur allzu klein.

Bei Feststellung seiner Verfassungsprincipe hatte Montesquieu gewiß auch den Unterschied im Auge, der zwischen seinem Vaterlande und England, soweit sich beide Reiche zu seiner Zeit entwikelt hatten, statt fand. Der Geist der Geseze beweiset, daß er nur allzuviel Vorliebe für die englische Verfassung hatte, und daß diese Vorliebe das ganze Werk diktirt hat. Hätte er die Revolution erlebt, um wieviel anders würde es ausgefallen seyn. Alles beweiset, daß der Verfasser von einem solchen Phänomen, als Frankreich gegenwärtig ist, auch nicht die allerschwächste Ahnung hatte. Eine republikanische Monarchie, wer hätte hierin nicht noch vor wenigen Jahren einen Widerspruch anzutreffen geglaubt! Und doch ist kein Widerspruch darin enthalten. Montesquieu vollends konnte für Monarchen keinen andern Maasstab haben, als den ihm die französischen Könige darboten; aber wie beschränkt waren diese Könige in Vergleichung mit dem gegenwärtigen Kaiser? Werkzeuge einer zusammengeflikten Constitution, genossen sie die Souverainetät nur im Titel; Bonaparte hingegen ist wahrhaft souverain, weil er über die Constitution waltet. Jene hatte unaufhörlich mit der Geistlichkeit zu kämpfen, welche, indem sie sich die höchste gesezgebende Macht anmaßte, den Geist der Könige unaufhörlich zwischen Theokratie und Kosmokratie in der Schwebe erhielt; dieser hat die Geistlichkeit in solche Schranken eingeklemmt, daß ihr religiöser Geist in einer ewigen Knechtschaft bleiben muß, wenn er nicht untergehen will. Jene lebten in einem ewigen Zwist mit den Mitgliedern ihrer Familie, welche, um die königliche Macht zu theilen, die eigene Kraft durch die der Vasallen verstärkten; dieser hat keinen solchen Zwist zu fürchten, weil seine Familie nur im erborgten Glanze schimmert und keine Parthey vorhanden ist und werden kann, die

ihren Vortheil dabei fände, sich an sie anzuschliessen. Von jenen giengen zwar alle Delegationen aus, allein sie kehrten nicht zu ihnen zurük; von diesem gehen sie gleichfalls aus, allein sie sind durch unauflösliche Fesseln an ihn gebunden und haben keine andere, als eine planetarische Bewegung. Jene konnten nie den Gedanken haben, selbst regieren zu wollen, weil alle Staatsorgane isolirt da standen; dieser hat sich in die glükliche Nothwendigkeit gesezt, selbst regieren zu müssen, weil, wenn er aufhörte, der belebende Geist der ganzen Regierungsmaschine zu seyn, diese entweder zerfallen, oder sich einen anderen ähnlichen Geist zu ihrer Belebung wählen müßte.

Kurz: alles was Montesquieu über den Despotismus bemerkt, ist vollkommen richtig. Nur die Quellen desselben hat er nicht aufgesucht und darin nicht wenig geirrt, daß er ihn zu einer besondern Verfassung machte. Für Frankreich lag er um die Zeiten, worin Montesquieu lebte, in dem Verfall der ganzen Regierungsmaschine; und zwar in einem Verfall, dem kein Einzelner abhelfen konnte, und der deswegen mit einer allgemeinen Zerrüttung endigen mußte. Das ganze Werk vom Geist der Geseze ist eine schwarze Ahnung von den Zeiten, die da kommen mußten, und — vielleicht ein Symbol der Verwirrung derjenigen, worin der Verf. lebte. Er scheint sehr ernstlich darüber nachgedacht zu haben, wie dem Elende abzuhelfen sey, wovon er Augenzeuge war. Sein Ideal war offenbar eine Verfassung, wie die Englische. Die höchste Gewalt (Souverainetät) schien ihm kein Sterblicher zu verdienen. Darum wollte er theilen. Aber seine Idee war falsch; denn die höchste Gewalt darf nicht getheilt werden, weil sie ihrem Wesen nach untheilbar ist. Viele andere nüzliche Ideen hat er in Gang gebracht, und wohlverdient ist der Ruhm, den er bis zur Stunde geniesset; allein auch bei den besten Köpfen muß man nicht vergessen, daß sie

nur Produkte ihrer Zeit sind, und daß eben daher ihre Aussprüche wohl für diese, aber nicht für alle Zeiten gelten. Lebte Montesquieu noch, so würde er sich schwerlich dabei aufhalten, über den Geist der Geseze zu schreiben und in einem solchen Werke nur leise Winke zu geben. Er würde eine Technik der Gesellschaft liefern, und, indem er seinen Genius auf diese Weise übte, der Gründer einer neuen Wissenschaft werden, und ewig unvergeßlich bleiben. Alsdann wäre das Werk nie erschienen, oder es wäre in einer unendlich vollkomneren Gestalt ans Licht getreten.

II.

Denkschrift

Heinrich Monod's, über die helvetische Revolution, sein Benehmen in derselben, und über die Verhältnisse des Waadtlandes.

(Fortsezung.)

Zweiter Abschnitt.

Revolution des Waadtlandes im Januar 1798, und Uebersicht der Ereignisse der helvetischen Revolution, in so weit solche den Canton Waadt betreffen, bis zum Sturze des Vollziehungsdirectoriums im Januar 1800.

Der 24ste Januar 1798 war der Tag, an dem das Waadtland unter den freyen Völkerschaften Helvetiens seine Stelle erhielt. Damals, sey es aus Furcht geschehen oder weil sie vom allgemeinen Enthusiasmus sich fortgerissen fühlten, hat man Leute dem herrschenden Tone des Tages huldigen gesehen, die izt, was sie damals thaten, als Verrath am Vaterland möchten angesehen wissen. Der Centralausschuß ließ sich zu keinerlei unüberlegten Schritten verleiten; es ward ihm eine Fahne mit der Aufschrift Lemanische Republik

in Procession zugebracht; er schlug es ab, dieselbe aufpflanzen zu lassen; und diese aus höchstens zwanzig Mitgliedern damals bestehende Behörde, ohne Soldaten und ohne andere Gewalt, als die aus dem Zutrauen einiger Gemeinden, von denen sie waren abgeordnet worden, herfloß, vermochte durch die Kraft der Vernunft allein, eine tumultuarische Menge, die gekommen schien ihren Willen zu verkünden, dahin zu bringen, daß sie ruhig nach Hause zurükkehrte. Während diesem Volksauflaufe und in der vorhergehenden Nacht ereignete sich nicht die geringste Unordnung, obgleich noch überall keine Polizeyanstalten vorhanden waren.

Von einer Abordnung nach Bern konnte nun keine Rede mehr seyn; man vernahm überdieß, daß die Berner deutsche Truppen nach Wilflisburg marschiren lassen, und daß andere sich in der Gegend von Iferten zusammenziehen. Hieraus mußten erneuerte Besorgnisse für unser Land entstehen und man beschloß nun, nicht die Franzosen gegen die Berner anzurufen, aber uns selbst in Vertheidigungsstand zu setzen, und den Bernern, im Fall sie vorrüken wollten, anzuzeigen, daß sie bei uns Widerstand finden werden. Der Centralausschuß bildete izt aus seiner Mitte eine Militärcommission. Bis dahin durchaus auf sehr untergeordnete Stellen beschränkt, erfuhren wir gleich zu Anfang einen solchen Mangel für höhere Stellen fähiger Männer, daß ich, der vom Kriegswesen nicht das Mindeste verstand, eins der drei Glieder dieses Ausschusses und zu Leitung wichtiger und mir durchaus fremder Arbeiten berufen ward.

Es würde überflüssig seyn, alles dasjenige hier anzuführen, was damals geschah; es war ein mühsames und mitunter sehr lächerliches Detail, wie es im Anfange bürgerlicher Zwiste unvermeidlich ist. Ich glaube aber nicht, daß während der Menge der, sich in furchtbarer Schnelle drängender Ereignisse, dem Centralausschuße irgend eine Handlung, die nicht den Stempel der Ruhe und der Mäßigung trüge, könne zum Vorwurfe gereichen. Die im Lande angesessenen Berner und ihre Freunde, als sie die Wendung der Dinge wahrnahmen, fiengen an unruhig zu werden, einige von ihnen verlangten zu wissen: ob sie ohne Gefahr im Lande bleiben könnten? Sogleich ward ein

Beschluß bekannt gemacht, der jeden Berner, welcher ruhig und gehorsam bleiben würde, mit seiner Familie und seinem Eigenthume unter den besondern Schuz der Geseze nahm. Gegen die Landvögte, von denen einige zurükgeblieben waren, beobachtete man jede mit der gegenseitigen Stellung verträgliche Schonung, und als einer derselben bei seiner Abreise sollte angehalten werden, wurden sogleich Befehle ertheilt, ihn ungestört abziehen zu lassen. Der Landvogt von Morsee, der die Gesinnungen seiner Angehörigen wohl kannte, dachte an keine Abreise und genoß in dem nun von Bern getrennten Lande fortgesezt alle jene Achtung, die ihm vorher seine Stelle, als dem Statthalter der Regierung verschaft hatte. Selbst als der Einmarsch der Franzosen ganz nahe war, und man alsdann vielleicht nicht mehr im Falle gewesen wäre, ihm die gehörige Achtung zu verschaffen, konnte sich niemand entschliessen, ihm die Nothwendigkeit seiner Entfernung vorzustellen, und man verlangte von mir, daß ich es thue. Seine Abreise erfolgte an eben dem Tage, an welchem ein Adjutant des französischen Generals die Auffoderung an den bernischen General, das Waadtland zu verlassen, brachte; auf den Fall seiner Weigerung, sollte er durch Französische Truppen gezwungen werden. Die Entwiklung konnte nun nicht länger zögern. Um die schlechte Strasse von Lausanne nach Iferten, wo sich das Generalquartier der Berner befand, zu vermeiden, hatte dieser Offizier seinen Weg über Moudon genommen. Zu Thierens stunden die Bauern unter den Waffen. Zwei französische Husaren, die vor dem Wagen des Offiziers herreiten, kommen des Nachts in dieses Dorf; man ruft sie an und sie antworten nicht; die Bauern schiessen auf sie und die Unglüklichen fallen. Der Offizier kehrt zurük und dieses unvorgesehene Ereigniß hatte den Einmarsch der Franzosen zur Folge. Ich wohnte zu Lausanne in eben dem Gasthofe, in welchem der französische Offizier sich aufgehalten hatte, und ich erhielt sogleich die durch einen Eilboten in der Nacht eingetroffene Nachricht. Der Ausschuß, der izt provisorische Versammlung hieß, ward augenbliklich versammelt. Kaum läßt sich die Bestürzung denken, welche dies schrekliche Ereigniß unter den Mitgliedern erwekte; so getheilt die Meinungen über seine Ursachen waren,

so blieb dagegen über die Folgen kein Zweifel übrig. Nach einiger Ueberlegung dessen, was izt zu thun wäre, ward einmüthig folgendes beschlossen: Man ließ auf der Stelle in das bernische Hauptquartier, nach Iferten, die dringendsten Vorstellungen gelangen, damit dem französischen General die Genugthuung für die Tödtung seiner Leute, die er zu fodern berechtigt war, möchte angeboten werden. Zu gleicher Zeit ward an den französischen General geschrieben, um demselben den Schmerz der Versammlung über die erhaltene Nachricht zu bezeigen, und ihm anzuzeigen, daß sie alle in ihrer Macht stehenden Maasregeln zu Aufklärung des Vorgangs, so wie zur Verhaftung und Bestrafung der Schuldigen treffen werde; sie bot ihm alle von ihr abhängende Genugthuung an und meldete ihm den bei dem bernischen Generalquartier gethanen Schritt, von welchem sie sich den besten Erfolg verspräche; dem zu Folge hofte sie auch, jede Maasregel für das Vorrüken der Truppen würde überflüssig oder doch zu voreilig seyn. Beide Schreiben wurden noch in der Nacht durch Eilboten abgesandt, und die Versammlung erklärte sich permanent. Als ich zwischen vier und fünf Uhr Morgens einen Augenblik nach Hause gieng, langte eben der französische Adjutant von Moudon zurük an; ich suchte die Hizze des jungen Offiziers zu besänftigen; ich erzählte ihm, was wir gethan hätten, und was wir noch weiter zu thun gedächten, und drang in ihn, er möchte sich zur Ruhe begeben. Er that dies, und ich benuzte die Zeit, um in die Versammlung zurükzukehren, die dann eine Abordnung mit dem Auftrag ernannte, um ihm alles dasjenige zu wiederholen, was man geschrieben hatte, und ihn einzuladen, den Bericht, den er seinem General senden würde, mit unsern Ansichten übereinstimmend abzufassen. Er antwortete der Abordnung, von der ich ein Mitglied war: er hätte bereits von Moudon aus einen Courier an seinen General gesandt; der Bericht war in der ersten Aufwallung geschrieben, und er verbarg uns nicht, daß es mehr als wahrscheinlich wäre, die französischen Vorposten würden, noch ehe er zurük seyn werde, eingerükt seyn. Wir bestunden indeß auf dem Zwek unserer Sendung und thaten, was von uns abhangen konnte, um den Offizier zu bewegen, seinen General von dem Entschlusse,

den er möchte gefaßt haben, zurükzubringen. Wann uns indeß derselbe dazu auch einige Hoffnung übrig gelassen hätte, so waren die von Iferten erhaltenen Antworten geeignet, jene wieder zu rauben. Sie enthielten sehr geschikt ausgedrükte Versicherungen der Theilnahme an dem Wohl unsers Landes, schienen aber keineswegs so beschaffen, daß sie bei dem französischen Generale, was wir wünschten, hätten erzielen können.

Dies sind die alleinigen Schritte, welche von Seite der einzigen Behörde, die als Stellvertreter des Waadtlandes konnte betrachtet werden, dem Einmarsche französischer Truppen vorangiengen. Was sollen denn jene in der Schweiz und im Auslande mit so viel Geflissenheit verbreiteten Gerüchte, als hätte das Waadtland die fremden Armeen in die Schweiz gerufen? Rühren sie nicht etwa von Leuten her, welche damit die Vorwürfe abwenden möchten, die ihr eignes übelberechnetes Betragen verdient? Oder vielleicht von jenen, die durch ein solches beglaubigtes Vorurtheil den Tag der Rache zu beschleunigen hofften? Das Waadtland weigerte sich, für die Vertheidigung seiner Herrscher sich aufzuopfern. Dies war sein Unrecht; ich zweifle, ob ein vernünftiger Mann, der das Vorhergehende gelesen hat, dasselbe hierum nicht eher loben als tadeln wird; und wann er das Nachfolgende liest, so wird er wohl eher sein Betragen weise zu nennen geneigt seyn.

Man ward zu Lausanne sehr bald inne, was der Adjutant des französischen Generals nur allzudeutlich angekündigt hatte, daß nemlich die französischen Truppen sich zum Einmarsche rüsteten. Vorher und in eben der Nacht, in der die zwei französischen Husaren waren erschossen worden, hatte man die Anzeige erhalten, das Schloß von Lucens wäre vom bernischen Militär besezt; da der General der Berner sich zu Iferten befand, und deutsche Truppen bei Wifflisburg sich zusammenzogen, so zweifelte man nicht, daß die Absicht obwaltete, vorwärts zu rüken; eine Menge Offiziers-Brevets, welche die Berner denen, die sie als ihre Anhänger betrachteten, durch die Post sandten, bekräftigten diese Vermuthung. Zu Lausanne, in den Bezirken Lavaux und Jorat griff man zu den Waffen; die Garnison von Lucens, aufgefordert von den Einwohnern

der Gegend, räumten das Schloß, das bernische Generalquartier entfernte sich von Iferten, und kurz nachher traf das französische Generalquartier in Lausanne ein. Am nemlichen Tage reiste ich mit zwey anderen Deputirten, die die provisorische Versammlung der Stellvertretter des Waadtlandes an das Direktorium abzusenden dienlich achtete, nach Paris ab.

Die Umstände waren von solcher Art, daß sie gegründete Besorgnisse erregen mußten. Es war dem Waadtlande daran gelegen, der Schweiz angeschlossen zu bleiben; die Vereinigung mit Frankreich ließ für unser Land unerträgliche Abgaben, die Beschwerden einer Grenzprovinz, den Ruin unseres Weinbaues u. s. w. befürchten. Das zum Vorschein gekommene Projekt einer kleinen lemanischen Repnblik, die jeden Augenblik wieder verschwinden könnte, mußte über die wahren Absichten der französischen Regierung Zweifel erregen; diese zu erforschen und im Fall sie uns nicht günstig seyn sollten, dieselben wo möglich umzustimmen, war der Zwek der Abordnung. Glüklicher Weise beschränkte sich ihre Verrichtung auf Dankbezeugungen. An eben dem Abend, an dem wir in Paris eintrafen, vernahmen wir auch, die Verfassung, unter der die Schweiz während der Direktorialregierung sich befand, wäre durch einen Courier abgesandt worden; wir vernahmen, diese Verfassung, der die Einheit der Schweiz zum Grunde lag, sey nicht ohne Widerstand angenommen worden; wir vernahmen, daß der Einmarsch der französischen Armee noch unbekannt war, und bereits unterwegs hatten wir dieses bemerkt, indem der General, welcher bestimmt war, das Commando der Truppen zu übernehmen, nnd dem wir begegneten, über die Anzeige, die wir ihm davon machten, nicht wenig Befremden zeigte. Es kann seyn, daß ich mich irre, aber diese Umstände schienen mir zu bekräftigen, was ich weiter oben geäussert habe: daß man durch ein klügeres Benehmen sich aus der schwierigen Lage hätte ziehen können. Alles, was wir vernahmen, mußte uns über die Unabhängigkeit und das Schiksal unseres Landes beruhigen; bereits vor unserer Ankunft war der Hauptgegenstand unserer Sendung erreicht gewesen, und die gute Aufnahme, welche wir fanden, bewies uns, daß man zwar die Schweizerregierung verändern wolle, daß man aber diesen

Zwek durch die blosse Zurüstung der Gewalt zu erreichen wünsche. Wir wurden am ersten Tage nach unserer Ankunft vor das Direktorium gerufen, und indem wir demselben unsern sehr aufrichtigen Dank für die Wohlthat unserer Befreyung erstatteten, versäumten wir nichts von allem dem, was von uns abhangen konnte, um es einleuchtend zu machen, daß die Freyheit und die Unabhängigkeit unseres Vaterlandes allein, fester als irgend ein anderes Band, dasselbe an Frankreich unauflöslich zu knüpfen vermöchten. Wir erhielten sehr aufmunternde Zusicherungen, und während unseres kurzen Aufenthalts in Paris ward uns von allem, was wir zu verlangen beauftragt waren, nichts versagt. Man bewilligte uns u. a. eine sehr beträchtliche Getraideausfuhr, die für die Grenzdepartements, welche ihren Ueberfluß absezen konnten, nicht minder vortheilhaft, als für uns selbst war. Man verhieß uns Entschädigung für die Kosten des Unterhalts der französischen Truppen, und man ertheilte sogar Befehle, daß dieselben uns nicht zur Last fallen sollten. Eben als wir aus der Schweiz abzureisen im Begriff waren, hatte der französische General ein Anleihen von 700,000 Fr. verlangt; wir beschwerten uns darüber, man schien die Sache zu misbilligen, und versprach, es solle dasselbe zurükbezahlt werden. Endlich versicherte man uns ganz bestimmt: insofern die kleinen Cantone darauf bestünden, ihre aus dem dreyzehenten Jahrhundert sich herzählende Verfassung, einer Regierung, die für civilisirtere Völker passender erachtet würde, vorzuziehen, so werde man sie zu keiner Abänderung zwingen; und man zweifelte nicht, sie später durch einen günstigen Handlungsvertrag oder andere Vortheile zu gewinnen.

Wir kamen nach Verfluß eines Monats mit besseren Aussichten zurük, als wir solche bei unserer Abreise hoffen durften. Die Versammlung theilte unsere Freude; aber kaum hatten wir unsern Bericht erstattet, als ihr neuerdings der Entwurf einer lemanischen Republik vorgelegt ward, der nach unserer Abreise von Paris sollte abgesandt worden seyn, und der, wenn nicht den Charakter officieller Glaubwürdigkeit, doch einige Zeichen derselben an sich trug. Es war eben damals um die Vereinigung Genfs mit Frankreich zu thun, man

wollte das Hauptort eines Departements dahin verlegen, und der Plan der lemanischen Republik kam eben auch von den Beförderern der Einverleibung Genfs her ꝛc. Diese Umstände alle erneuerten unsere Besorgnisse. Man erklärte sich mit vielem Nachdruk gegen einen Vorschlag, der die Selbstständigkeit unseres Landes zu gefährden schien. Ich habe Ursache zu glauben, daß die französische Regierung keinen Theil an diesen Umtrieben hatte; aber, wie es in unruhigen Zeiten zu geschehen pflegt, es finden sich immer Leute, die ihre Aufträge überschreiten, in der Hoffnung, auf den Fall des Gelingens Belohnung, und im entgegesezten Fall, auch insofern sie misbilligt würde, Dank zu erhalten. Der Gedanke hatte inzwischen auch hie und da Beifall gefunden. In einem engeren Umkreise fand ein kleiner Ehrgeiz besser seine Rechnung; und mancher, der unbekannt geblieben wäre, oder auch nicht gern seinen Canton verließ, um in der helvetischen Republik eine Rolle zu spielen, konnte oder wünschte eine solche in der lemanischen Republik zu erhalten. Dieses persönliche Interesse, dessen sich manche wohl selbst nicht bewußt waren, verblendete so sehr, daß man über dem izigen Augenblik die nahe Zukunft vergaß. Glüklicherweise befand sich die überwiegende Mehrheit der Versammlung nicht in diesem Falle, und obgleich die grosse Zahl Deputirter, durch die sie verstärkt war, ihr eher das lermende Ansehen eines Clubbs, als den ernsten und überlegten Ton eines Senats gaben, so war es demunerachtet ein Geist der Weisheit, der sie belebte, das gemeine Beste ward von den meisten Gliedern allein bezwekt, und einige aufgeklärte und rechtschaffene Männer, die sich in diesen schwierigen und gefährlichen Augenbliken den öffentlichen Angelegenheiten gewidmet hatten, genossen in derselben des Einflusses, dessen ihre Vaterlandsliebe werth war.

Während unserer Abwesenheit hatte Bern endlich Maßregeln des Widerstandes ergriffen; es hatte seine Angehörigen bewaffnet, und von seinen Bundesgenossen einigen Zuzug erhalten; allein mitten unter diesen Zurüstungen, die den Entschluß, sich keine Geseze vorschreiben lassen zu wollen, ankündigten, bemerkte man ein Schwanken, welches die Neigung zum Nachgeben verrieth. Was man für das Waadtland zu

thun sich geweigert hatte und wodurch der Einmarsch französischer Truppen abgewandt werden konnte, die Eröffnung der Regierungsstellen für die Unterthanen, das geschah nun zu Gunsten der Bernischen Landleute, nachdem die Franzosen in die Schweiz eingerükt waren. Eine aus den verschiedenen Bezirken des deutschen Bernergebiets gewählte Zahl Bürger, ward in den Rath der Zweihundert aufgenommen. Diese späte und halbe Maßregel konnte nur die vorhandene Stokung und die Ungewisheit der öffentlichen Angelegenheiten vermehren. Der Monat verstrich in Unterhandlungen, die Franzosen benuzten die Zwischenzeit, um sich zu verstärken, und nach zwey bis drey Tagen kleiner Scharmüzel und Gefechte, in deren einem Bern, sich allein überlassen, seinen Feind tapfer zurükschlug, öffnete die Stadt ihre Thore, und unterwarf sich, allzufrühe für ihren Ruhm, und allzuspät für die tapfern Schlachtopfer des kurzen und unnüzen Widerstandes. Mitten in der allgemeinen Betäubung fühlte ein ehrwürdiger Greis, eines der Häupter des Staates, daß ihm nur eines zu thun übrig bliebe; er verließ den Kreis seiner Familie, und suchte unter den Truppen den Tod, welchen Altersschwäche ihm nicht mehr dem Feinde zu geben erlaubte; fortgerissen von den Haufen der Fliehenden, kann er den gewünschten Tod nicht finden; wann er den Fall seiner Vaterstadt überlebt hat, so leistete er den Beweis, daß er es werth gewesen war, an ihrer Spize zu stehen. Die Geschichte wird vielleicht bezeugen, daß auch Bern seinen Philopömen besaß; aber sie wird auch die Ermordung des Generals und mehrerer ausgezeichneter Bernischer Officiere durch ihre Soldaten, welche über die erlittenen Unfälle an ihnen Rache übten, nicht verschweigen. Also unterlag dieser Freistaat, der bey seinem Ursprunge durch die Festigkeit und den Muth, mit welchem seine Söhne ihre erworbene Freiheit vertheidigten, und in der Folge durch den kühnen und unternehmenden Charakter, womit sie andere, unter dem Vorwande die Tyrannei der Feudalregierung zu zerstören, sich unterjochten — berühmt, und in seinem Sinken noch um des folgerechten Geistes seiner Verwaltung willen, gepriesen war. Eben dieser Geist war es aber auch, der seinen Untergang beförderte. Die Berner, indem sie die gleichen Grundsäze unter ungleich gewordenen

Zeitumständen anwenden wollten, benahmen sich mit so schnöder Härte gegen ihre Angehörigen und mit so viel Ungeschiklichkeit gegen das Ausland, das es schwer hält, nicht eben hierin eine Hauptursache ihres Unglükes zu finden. Wer sich unverändert an die gleichen Regierungsmaximen halten will, während er die grossen Veränderungen, welche die Zeit in den Sitten und Verhältnissen der Völker hervorbringt, nicht zu hindern vermochte, der will dem Hausvater nachahmen, welcher gegen seine mündig gewordnen Kinder eben die Zwangsmittel anzuwenden fortfährt, deren er sich gegen die minderjährigen bediente!

Die Wahlversammlung der Waadt hatte eben angefangen die Ernennungen zu den verfassungsmäßigen Behörden vorzunehmen, als sie in ihren Verrichtungen durch einen Beschluß des französischen Generals unterbrochen ward, welcher, mit Beiseitsezung der von Paris gesandten Verfassung, die helvetische Republik neuerdings zerstükelte. Unter der Benennung der rhodanischen Republik vereinigte er die nördliche Schweiz von der Aare an mit dem Wallis, so daß zu dieser leztern Landschaft das Oberland, Seeland, der Canton Fryburg und Waadt hinzugekommen und Lausanne ihr Hauptort geworden wäre. Die Bevölkerung dieses neuen Staates, wenigstens 300,000 Seelen stark, konnte dem Ehrgeiz derer, die darin eine Rolle spielen wollten, schmeicheln; unsere Landschaft, die die größte Abtheilung davon ausmachte, und das Hauptort dazu lieferte, durfte sich den bedeutendsten Einfluß versprechen; die nicht eben günstigen Gesinnungen, welche wir von der übrigen Schweiz erwarten konnten, schienen die Trennung, als uns vortheilhaft, zu empfehlen. Aber der Vortheil der gesammten Schweiz ward von keiner dieser Betrachtungen überwogen; man war betroffen über die neue Schöpfung, die in eben dem Augenblike zum Vorschein kam, in welchem Berns Fall denjenigen des schweizerischen Bundesstaates nach sich zog, wo bereits mehrere der grösseren Cantone die neue Verfassung angenommen hatten, und wo die Zustimmung der übrigen für die Bildung der helvetischen Republik nicht bezweifelt werden konnte. In eben diesem Zeitpunkte nun sollte auf einmal ein bedeutender Theil der Schweiz abgerissen

werden! Man glaubte hierin zu sehen, was vielleicht nicht vorhanden war; die provisorische Versammlung, weit entfernt dem Beschlusse ihre Beistimmung zu geben, beschloß vielmehr, die Wahlmänner sollen ihre Verrichtung, nach Anleitung der von Paris gesandten Verfassung, vollenden, und man sandte, auf meinen Vorschlag, sehr dringende Vorstellungen durch einen ausserordentlichen Courier nach Paris. Das Direktorium zögerte nicht, das Geschehene zu mißbilligen und der Gedanke einer rhodanischen Republik ward aufgegeben.

Durch die Wahlmänner meines Cantons ward ich Mitglied der Verwaltungskammer, die bis zur Organisation der helvetischen Republik die ausgedehnteste souveraine Gewalt besaß; wäre sie anstatt eines Monats, deren drei in ihrem Besize geblieben, so würden wahrscheinlich dem Waadtlande einige seiner späteren Crisen erspart worden seyn. Eine der ersten Maasregeln der neuen Behörde bestünd darin, daß sie einen Clubb, der seinen Einfluß zu verbreiten und die Festigkeit der Regierung auf die Probe sezen zu wollen schien, unter ernste Polizeiaufsicht sezte. Die Akademie von Lausanne ward durch Einrichtung zweier neuer Lehrstellen verstärkt, und vier bis fünf tausend Mann, die unter den Waffen stunden, wurden entlassen. Man eröffnete Unterhandlungen, durch welche ein Stükgen Land, dessen Frankreich zu Errichtung der Strasse nach Gex bedurfte, gegen Ueberlassung des im waadtländischen Gebiet eingeschlossene Celigny, abgetretten werden sollte; die Unterhandlung war dem Abschlusse nahe, als spätere Ereignisse auf andere Gesinnungen brachten.

Der wichtigste Gegenstand indeß, den die Verwaltungskammer, während es von ihr abhieng, gerne hätte beendigen mögen, berührte die Aufhebung der Lehenrechte. Diese waren im Waadtlande von äusserst lästiger Natur und von jenen der teutschen Schweiz unendlich verschieden. Ohne vorhergehende nähere Bestimmung der gleichen Verwaltung unterworfen, mußten unsere liegenden Gründe weit beträchtlichere Lasten tragen, als diejenigen der übrigen Schweiz, und da wir überdiß eine ungleich grössere Masse von Nationalgütern, als die meisten übrigen Cantone, zubrachten, so waren wir

in Gefahr, überall benachtheiligt zu werden. Frankreich hatte die Lehenrechte abgeschaft und die Erhaltung derselben in unserm Lande ließ sich nicht leicht denken; wann die neue Regierung diese Abschaffung anordnen würde, so konnte man voraussehen, daß dieß auf gleiche Weise für die gesammte Schweiz geschehen und keine Rüksicht auf den zwischen uns und dem teutschen Gebiet obwaltenden Unterschied werde genommen werden. Der festgesezte Loskauf konnte für die leztern wenig lästig seyn, während er ungemein lästig für jene war. Zu all' diesen Betrachtungen gesellte sich die überwiegende neue hinzu, daß die öffentliche Meinung überall auf unserer Landschaft sich so entschieden gegen die Lehenrechte erklärt hatte, daß ihre Beibehaltung mit der Erhaltung der öffentlichen Ruhe unerträglich scheinen mußte. Man erinnert sich an die dießfallsigen bereits im J. 1790, als Bern noch ungetheilt über uns herrschte, gethanen Schritte; unsere meisten Landleute hatten die Revolution mit der Aufhebung der Lehenrechte für identisch gehalten, mehrere Grenzbewohner des Pays de Gex, die auf dem Gebiete beyder Staaten Grundstüke besaßen, sahen jene Operation für so unzweifelhaft an, daß auch nur der Gedanke eines Aufschubs Bewegungen unter ihnen veranlaßte, deren endliches Resultat dahin zielte, uns in die Arme von Frankreich zu werfen. Auf jeden Fall mußte es einer weisen Regierung daran gelegen seyn, unter solchen Umständen, wo der kleinste Stoß alles zu Grunde richten konnte, den Ruhestörern diesen Hebel zu entreissen. Die Verwaltungskammer fühlte dieß und wollte es thun. Um der verschiedenen Interessen Rechnung zu tragen, mußte man dieselben kennen; und zu einer auch nur oberflächlichen Kenntniß derselben bedurfte man Zeit. Sie hofte diese hinlänglich zu haben, und beeilte sich, durch verständige Commissarien das Land bereisen zu lassen, um Verzeichnisse des Werthes der hohen Gefälle sowohl, als derjenigen der Nationalgüter zu erhalten. Sie wollte die einen für den Loskauf der andern verwenden. — Dieser Gedanke war zuerst von einem sehr beträchtlichen Eigenthümer von Lehengefällen vorgetragen worden, der, wie alle andere Besizer solcher Gefälle, damals ihre Beibehaltung für etwas durchaus unmögliches ansah. Die

Besorgnisse über das Schiksal dieser Art von Eigenthum waren damals so allgemein, daß ich überzeugt bin, man hätte nicht zehen Besizer jener Gefälle gefunden, die solche nicht sehr dankbar um die Hälfte ihres Werthes würden hingegeben haben. Unser Plan war damals sehr einfach; wir wollten den Besizern der Lehengefälle, Schuldscheine für den auf einen billigen Fuß berechneten Betrag ihrer Gefälle geben; die Nationalgüter sollten verkauft und jene Schuldscheine an Zallungsstatt angenommen werden; im Fall dieß zu Tilgung der Schuld nicht hinreichte, so wäre der Ueberrest, in einer bestimmten Zeit, durch eine jährliche, verhältnißmäßig auf die mit Feudalrechten belastenden Güter vertheilte Abgabe bezahlt worden. — Dieser Entwurf ist nun zwar seit kurzer Zeit realisirt worden, allein damals war die Masse der Nationalgüter beträchtlicher und alles, was die helvetische Regierung davon verkauft hat, wäre dem Lande zu gut gekommen; von dem Druk der Lehenrechte befreit, würde es sich allen übrigen Opfern unschwer gefügt haben, und dieser ewige Apfel der Zwietracht hätte uns nicht weiter beunruhigt. Die schnelle und unwiderrufliche Liquidirung der Lehengefälle, würde ihre Besizer von weiterem Widerstand, und die Pflichtigen, durch das Gefühl ihrer Unabhängigkeit, von Mißtrauen abgehalten haben; der Partheigeist hätte seine kräftigste Nahrung verlohren und wir würden uns alle dabei besser befunden haben. Ich weiß gar wohl, was sich allein über die verderblichen Folgen des Verkaufs der Nationalgüter, über die Beeinträchtigung des Eigenthums, wenn der Lehenherr gezwungen wird, seine Gefälle um einen bestimmten Preis gegen Effekten, die wenig Credit haben, zu verkaufen, und endlich über die Ungerechtigkeit, Güter, welche der Gesamtheit angehören, für die Befreiung von Einzelnen zu verwenden, sagen läßt. Die Antwort auf diese blendenden Einwürfe, scheint mir aber so entscheidend zu seyn, daß ich glaube, man werde sich einst wundern, daß sie mußte gegeben werden.

Wie viele Staaten, und kraftvolle Staaten bestehen nicht ohne National-Domainen? Ward Bern durch seine reichen Besizungen, die mit denen keines andern Staates verglichen werden konnten, gerettet? Sind es die National-Domainen

Englands, mittelst deren dieses Land eine jährliche ordentliche Ausgabe von einigen dreyßig Millionen Sterlingen bestreitet; und wenn wir in Bezug auf Hilfsquellen ihm nie verglichen werden können, sollten wir nicht einst ihm an Vaterlandsliebe und an Gemeingeist gleichen? Hieraus besteht das köstlichste Nationalgut einer jeden guten Regierung; wann das Volk Zutrauen hat, und wann es Liebe zu seinen Staatseinrichtungen besizt, alsdann ist es das Vermögen aller Bürger, welches den öffentlichen Schaz bildet; keine prachtvollen Güter gehen alsdann aus Mangel an Sorgfalt zu Grunde, die Verwaltungskosten zehren nicht beinahe ihren ganzen Ertrag auf, die verwikelte Maschine der Staatseinkünfte vereinfacht sich, alle diese Vortheile kommen dem Volke zu gut, und dieses trägt die Lasten des Staates um so leichter, als dieselben gleichförmiger vertheilt sind. Freilich ist die Regierung in diesem Fall weniger unbeschränkt in ihrer Finanzverwaltung, und um Geld zu erhalten, muß sie die Verwendung desselben anzeigen. Eben darum ist es dann auch begreiflich, warum die Freunde eines willkürlichen Regimentes, so grossen Werth auf Nationalgüter und auf die damit zusammenhängenden Feudalrechte legen. Aber gerade aus eben dem Grunde, und weil das System willkürlicher Regierung meinen Grundsäzen zuwider ist, wünsche ich, anderer Gründe nicht einmal zu gedenken, meiner Republik keine Nationaldomainen.

Ich achte das Eigenthumsrecht als die Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft, aber der Grundsaz seiner Unverlezbarkeit darf nicht übertrieben werden. Es giebt Fälle, in denen der kleine Vortheil des Einzelnen dem grossen Interesse der Gesellschaft weichen, und das Eigenthum von Jenem, zum Vortheile aller verlezt werden muß. Wann dem Geseze nicht das Recht eingeräumt wird, gewisse dem angenommenen gesellschaftlichen Systeme zuwiderlaufende Arten des Eigenthums zu modifiziren und darüber Bestimmungen zu treffen, so muß jenes System ohne anders zu Grunde gehen. Solche Ausnahmen sind in allen Staaten anerkannt worden. Die Geschichte Berns liefert eine Menge Beweise dafür; ich beschränke mich hier nur allein derjenigen zu erwähnen, die auf das Lehenwesen Bezug haben. Sind nicht die gerichtsherrlichen Rechte

wesentlich beschränkt, ist nicht der Todtenfall, zuerst gegen einen leichten Loskauf und hernach unentgeldlich aufgehoben worden? War dieß keine Beeinträchtigung des Eigenthums? und das Bernische Verbot selbst, das die Befreiung von Feudallasten untersagte, war es nicht auch ein Eingriff in das Eigenthum? .. Wo fanden sich Beispiele grosser Veränderungen, die in einem Staate vorgiengen, ohne daß das Eigenthum einige Eingriffe dabei erlitten hätte; wo sind wesentliche Mißbräuche gehoben worden, ohne Beeinträchtigung des Eigenthums? Nie ist übrigens davon die Rede gewesen, die Lehenrechte im Waadtlande auf revolutionaire Weise und ohne Entschädigung aufzuheben; ihre Besizer sollten mit dem zwanzigfachen Werthe des Jahrsertrages, und also nach dem gesezlichen Zinsfuße entschädigt werden. Im J. 1798 fand man dieß sehr billig, später schrie man laut über Ungerechtigkeit. Die veränderte Stimmung beruht darauf, daß man zu Anfang der Revolution grosse Besorgnisse nährte, und überzeugt war, daß an einen Fortbestand der Lehengefälle nicht dürfe gedacht werden, sich darum glüklich schäzte, solche nicht wie in Frankreich unentgeldlich abgeschaft zu sehen. Als man später wahrnahm, wie die gefürchtete Erscheinung vorüberzog ohne Verwüstung zurükzulassen, wie diejenigen, welche diese leiteten, zu beschüzen und zu erhalten trachteten; als man die helvetische Regierung ihre Feinde begünstigen sah; als man sich überzeugt hatte, daß man gegen diese Regierung alles wagen dürfe, und daß im schlimmsten Falle, ausser dem Mißlingen der Absicht, weiter keine Gefahr obwalte; als man endlich die Herstellung der alten Ordnung zu hoffen und bald sie für gewiß zu halten anfieng, da glaubte man sich berechtigt, Geseze zu geben, anstatt solche zu empfangen, man ward um so stolzer, als man zuvor kriechend und um so anmassender, als man zuvor nachgebend gewesen war; man wollte nun bei andern eben so viel Furcht erregen, als man vorher selbst gehegt hatte; statt gehorsam zu seyn, drohte man izt, und wenig fehlte, daß man sich über den Mangel hinlänglichen Stoffes zur Klage beklagte. Sollte ein solches Benehmen darthun, daß die Menschen durch Furcht und durch Schreken beherrscht zu werden verlangen? Ich kann nicht

so schimpflich von dem Volke meines Cantons denken, um dieses zu glauben; das gemässigte Betragen der grossen Mehrheit seiner Bewohner während der früheren Epochen der Revolution, und so oft das Volk mit Zutrauen behandelt ward, beweist, daß, wie sehr man uns auch herabzuwürdigen bemüht war, dennoch Niederträchtigkeit unserm Charakter fremde ist, und daß unsere Gefühle eines freien und aufgeklärten Volks würdig sind.

Ich komme auf die Verrichtungen der Verwaltungskammer zurük. Die Commissairs für die Schazung der Lehengefälle und der Nationalgüter, hatten kaum ihre Verrichtung angefangen, als das aufeinander folgende Anschliessen der verschiedenen aristokratischen Cantone an die neue Verfassung, eine baldige Organisation derselben erwarten ließ. Die Verwaltungskammer sah voraus, daß sie auf dem eingeschlagenen Wege nicht zum Ziele gelangen würde, und daß Eile nothwendig sey. Ich war Präsident, und trug auf einen Beschluß an, der die Lehnrechte aufhob, die Nationalgüter zum Verkauf desselben bestimmte, und den erforderlichen Rest auf die oben bezeichnete Weise zu erheben verordnete. Man hatte eben damals die, jedoch noch nicht officielle Anzeige von der Ernennung des helvetischen Vollziehungsdirektoriums erhalten, und obgleich die Kammer noch im Besize aller ihrer souverainen Vollmachten war, so fand sie es dennoch unschiklich, ein so entscheidendes Gesez in diesem Augenblik zu erlassen, und sie begnügte sich (21. April) einen Beschluß zu fassen, der die Abschaffung der Lehnrechte auf billige Weise zu sichern, und inzwischen alles in Status quo zu lassen verordnete. Darum erfolgte, was immer erfolgen muß, wenn von den Umständen gebotene Maasregeln nur zur Hälfte geschehen; man schadet dadurch mehr, als wenn man sie überall unterlassen hätte. Der Beschluß verursachte in dem ganzen an das Pays de Gex angränzenden Theile des Cantons eine bedeutende Gährung; es erschienen Deputirte, die verlangten, man solle, anstatt zu versprechen, vielmehr handeln. Die ausserordentlichen Gewalten der Kammer waren zu Ende und sie wieß die Petitionärs an die obern Gewalten. Sie stellten sich vor dem gesezgebenden Rathe in Arau, der die

persönlichen Feudalrechte aufhob, und wegen der übrigen einer Commission die Berichterstattung auftrug. Die Verwaltungskammer hatte eine sehr umständliche Denkschrift eingesandt, auf welche wenig Rüksicht genommen ward; man stritt sich lange über die Natur des Lehnrechts, und vergaß, daß es jezt nicht um diese, sondern um die Wirkung jenes Rechtes unter den neuen gesellschaftlichen Verhältnissen zu thun sey: man beschloß heute dieß, und morgen etwas anders, abwechselnd je nach dem System der herrschenden Partei. Das Volk mehr als einmal getäuscht, fieng an mißtrauend zu werden, vom Mißtrauen gieng es zur Verachtung, und von dieser zum Aufstande über.

Es war ein grosses Unglük für das Waadtland, daß seine Verwaltung nicht eine längere Zeit von jener der übrigen Schweiz gesondert blieb. Meine Besorgnisse über die daher zu erwartenden Nachtheile waren so lebhaft, daß, als die helvetischen Behörden im Begriffe waren, ihre Verrichtungen anzutretten, ich mich zu einem Mitglied derselben, das an eine der ersten Stellen berufen war, verfügte, um ihm meine Bedenken zu eröffnen. Ich sah mit Vergnügen, daß seine Gesinnungen mit den meinigen zusammentraffen. Meine Meinung war, die helvetische Regierung sollte gleich von Anfang diejenigen Verwaltungsgegenstände in ihre Hand nehmen, deren Centralisirung den örtlichen Verhältnissen nicht zuwider seyn, und keinerlei bedeutenden Widerstand finden würde; alles übrige sollte den Cantons überlassen bleiben, zu Berichtigung und Liquidation dessen, was zu berichtigen wäre, und zu zwekmässiger Einrichtung des übrigen, unter der Aufsicht und Gutheissung der obern Behörden. Diese Oberaufsicht sollte meines Erachtens darin bestehen, daß man sich jährlich über jeden Verwaltungszweig Rechnung ablegen lassen, und dabei jedesmal einige Abänderungen vornehmen sollte, wodurch allmählig die einzelnen Theile dem angenommenen allgemeinen Systeme genähert, und im Lauf einer Anzahl von Jahren, alle ungleichartige Bestandtheile in ein Ganzes ungewaltsam verschmolzen würden. Während der Dauer dieser Zwischenzeit sollte jeder Canton, der ihm auf eine seinen Hülfsquellen möglichst angemessene Weise bestimmten Beitrag zu der Staats-

Kasse liefern. Die Magistratsperson, mit der ich mich hierüber unterredete,*) theilte meine Meinung so vollkommen, daß er sich ohne Zweifel noch unschwer der Ausdrüke erinnern wird, womit er die Unterredung endigte, und die den Inbegriff meines Systems enthalten: „Während mehrerer Jahre noch, Einheit „von Rechteswegen, in der That aber Föderalism für mehrere „Verwaltungszweige." Ich zweifle nicht, daß er auf dieser Ansicht beharrte, und es ihm nicht möglich war zu verhindern, daß einen Monat nach seiner Ankunft in Arau, das vollständigste Amalgame beschlossen ward. Die Wirkungen dieser verderblichen Maasregel konnten nur nach Verlauß einer geraumen Zeit fühlbar werden, und in den ersten Momenten war die Aufmerksamkeit um so weniger darauf gerichtet, als dieselbe ausschliessend mit den Contributionen beschäftigt war, welche die französischen Commissarien von den ehemaligen Regierungsgliedern mit empörender Härte erhoben. Als dieselben bald nachher sich erlaubten, Mitglieder des Vollziehungsdirektoriums abzusezen, und andere zu ernennen, da stieg die allgemeine Entrüstung aufs höchste; bei vielen trat nun Haß an die Stelle des Dankes, den sie zuvor gegen Frankreich gefühlt hatten, und jene, welche schon zuvor diesem Land abgeneigt waren, wurden es itzt in weit heftigerem Grade.

Schon vor diesen erniedrigenden Auftritten, hatte ich als Privatmann an den Commissär Lecarlier geschrieben, um ihn an die wohlwollenden Aeusserungen der französischen Regierung gegen das Waadtland sowohl, als an die erhaltenen Versprechungen zu erinnern, und ihm zu bemerken, daß diese Landschaft nicht als erobertes Land könne betrachtet werden; ich machte ihm begreiflich, daß die Interessen derselben, mit denen der ganzen Schweiz die nemlichen seyen, und daß der Ruin der übrigen Theile der Schweiz den ihrigen nach sich ziehen müßte. Die Wirkung meiner Vorstellungen ist mir nicht bekannt, da dieselben unbeantwortet blieben; ich vernahm indeß, daß eine zu eben jener Zeit bei ihm gegen mich eingegebene Denunziation mit Unwillen zurükgewiesen ward.

*) Es ist ohne Zweifel der Direktor Glayre, den der Verf. hier bezeichnet.

Anm. des Uebers.

und daß er sich über mich auf eine Weise äusserte, die keine ungünstige Aufnahme meiner Briefe verrieth. Ein Mann, welchen selbst diejenigen, die seine Großmuth angerufen, und davon Beweise erhalten hatten, mit ausgezeichneter Erbitterung verläumdet haben, rächte sich damals, indem er durch seine Verwendung eine Mässigung der zu erhebenden Contribution bewirkte *).

Die waadtländische Verwaltungsbehörde erklärte sich fest und beharrlich gegen neue Gerüchte von Einverleibung dieses Landes, oder eines Theils desselben mit Frankreich. Sie wurden mit grösserer Zuversicht als je verbreitet, und man sprach von dahin abzwekenden Verfügungen französischer Agenten, die sich in der Nähe befanden; man behauptete, einige Genfer, welche wünschten, daß wir ihr Schiksal theilen möchten, hätten sich zu Paris die Betreibung dieses Geschäfts mit der ihnen eignen Thätigkeit angelegen seyn lassen; man konnte nicht zweifeln, daß auch in unserm Lande sich einzelne Menschen fänden, die in Ermanglung anderer Verdienste durch eine fremde Regierung, der sie sich angenehm zu machen glaubten, gehoben zu werden hoften.

Die Verwaltungskammer hatte noch einen andern Kampf zu bestehen; der französische Commissär übersandte ihr unmittelbar die von ihm genommenen Beschlüsse, mit dem Auftrag, solche vollziehen zu lassen; sie weigerte sich, dieselben zu anerkennen, und überhaupt sie auf einem andern Wege, als durch Dazwischenkunft ihrer Regierung zu empfangen; sie schlug es ab, die Magazine, welche sich im Canton vorfanden, und von den französischen Generalen, da sie als Freunde

*) Ich bin von glaubwürdiger Quelle berichtet, daß von Deportation der Häupter der ehmaligen Regierungen nach Cayenne die Rede war. „Sie werden sehen, sagte damals der Beförderer des Projektes, zu demjenigen, der sich demselben eifrig widersezte, daß Sie Ihren Widerstand bereuen werden." Ist die Vorhersagung eingetroffen, frug ich die Person, welche mir diese Anekdote erzählte? Ich glaube wohl, antwortete sie, daß die Schweiz ruhiger geblieben wäre, aber wie könnte man über den, der Vollziehung einer solchen Gewaltthätigkeit geleisteten, Widerstand Reue fühlen?

Anm. des Verf.

und nicht als Eroberer in unser Land kamen, als unser Eigenthum waren anerkannt worden, dem Commissär, der sich ihrer bemächtigen wollte, zu überliefern. Dadurch gelang es uns, mitten unter allen Schwierigkeiten, die meisten Jahrgehalte, jene der Geistlichkeit zumal, ohne Rükstände auszahlen zu können. Man nahm es übel, daß wir über einen Theil des von uns Geretteten Verfügung traffen, und wir blieben in der Folge nur die Vollzieher höherer Befehle. Diese waren nur allzuoft keineswegs den bestehenden Verhältnissen angemessen, und noch vor Abschluß des Jahres 1798 glaubten wir wahrzunehmen, daß sich unter den Beamten der Regierung solche fänden *, die nichts weniger als die Befestigung der neuen Ordnung der Dinge beabsichtigten. Die Sache verhielt sich folgendermassen; die Regierung befand sich in der schwierigen Lage, eine Menge wichtiger Stellen auf einmal zu besezen; sie mußte dazu häufig genug Leute wählen, die sie nicht genau kannte; unter denen, welche sie kannte, fanden sich hinwieder manche, von denen sie wohl wußte, daß sie keineswegs Freunde der Grundsäze der Revolution wären, für die sie sich aber, theils um ihrer Talente willen, theils auch wohl in der Hoffnung, sie durch einen solchen Beweis von Zutrauen zu gewinnen und zurükzubringen, bestimmen ließ. So lange Frankreichs Einfluß von der Art war, daß jede Veränderung in der Schweiz unmöglich schien, zeigten sich diese Menschen nicht zwar als sehr eifrige, aber auch nicht als untreue Beamte. Etwas später hatte der Horizont sich verdunkelt; sogleich war die Hoffnung einer Aenderung bei allen, die dieselbe wunschten, aufgegangen, und mehreren leuchtete nun der Grundsaz der Fanatiker ein, daß man den Unglaubigen keine Treue schuldig ist. Da die im Finstern angebrachten

* Diejenigen, welche ich hier im Auge habe, erklärten sich später ganz unverholen zur Parthey der ehmaligen Regierung, und sie spielten eine Rolle, die ihnen noch izt großen Credit verschaft. Ich sprach einst mit einem ihrer Freunde von ihrer Verrätherei; er läugnete sie keineswegs; aber befremdend war es mir zu hören, wie er es ganz natürlich fand, daß Anhänger der alten Ordnung sich in der neuen hätten brauchen lassen, um an ihrem Umsturz zu arbeiten. Soweit verirrt sich die Moral des Partheygeistes!

Schläge die sichersten sind, so giengen sie anfangs sehr behutsam zu Werke, und nur hie und da entschlüpften ihnen verrätherische Züge.

Bald hernach schlossen diese treulosen Beamten sich an diejenigen Mitglieder der Räthe, bey denen sie gleiche Gesinnungen kannten, und beyde bliesen izt die Zwietracht an, die in jenen zu keimen begonnen hatte. Beyde Partheyen in den Räthen, mit Ausnahme jener wenigen verkehrten Glieder, wollten die nemliche Sache, die helvetische Republik, oder mit andern Worten, die neue Ordnung der Dinge. Jede Rükkehr zum Alten schien ihnen für die Schweiz eben so unthunlich, als verderblich zu seyn. Die freygewordnen Landschaften konnten nur durch Gewalt ihrem ehmaligen Joche wieder unterworfen und unter demselben erhalten werden; woher sollte diese Gewalt kommen, wenn, nachdem die Schäze der ehmaligen Regierungen verschwunden waren, nicht neue Abgaben den ehmaligen Lasten beygesellt wurden? Das Ansehen der vormaligen Magistrate, das sich auf eine Gewohnheit mehrerer Jahrhunderte stüzte, konnte, einmal verloren, nicht wieder hergestellt werden. Und warum sollte man auch, einigen Familien zum Gewinn, auf alle die grossen Vortheile Verzicht thun, welche sich aus dem Vereine aller schweizerischen Völkerschaften in ein Volk erwarten liessen? Waren die bedauerlichen Zeiten, in denen man lebte, und die nicht immer dauren konnten, einmal vorübergegangen, so konnte die in einen Staatskörper vereinte Schweiz, ohne je ihren Nachbarn furchtbar zu werden, für die Erhaltung ihrer Neutralität und ihrer Unabhängigkeit einen Bestand annehmen, dessen ihr alter Bundesstaat, nachdem das Geheimniß seiner Schwäche sich verrathen fand, auf immer unfähig geworden war. Diese Betrachtungen waren es, welche die grosse Mehrheit der Stellvertreter der Schweiz in beyden Räthen, für die Einheit der Republik und die bestehende Ordnung unzweideutig bestimmten; diese Mehrheit aber trennte sich in der Wahl der Mittel für die Befestigung ihres Systemes, und diese Trennung machte sich die kleine Zahl derer, die das System nicht wollten, zu Nuze. Die eine Parthei unter den Freunden der Einheit, hielt Eile für nothwendig; und für die Eile schien

Wr erforderlich, daß dem Volk die Vortheile fühlbar gemacht würden, die es erlangt hätte; dazu wären Thatsachen nothwendig, und diese bestünden darin, daß der Masse des Volkes ihre drükendste Last abgewendet würde, daß die Führer desselben durch Stellen, zu denen man sie berufen würde, gewonnen, und daß zu Bildung der künftigen Geschlechter, neue wohleingerichtete Anstalten errichtet werden sollten. Auf diesem Wege, behaupteten sie, würde es allein möglich seyn, das Volk schnell für die neue Regierung zu gewinnen, und nur alsdann könnte man hoffen, die neue Ordnung standhaft gegen alle Schläge, von denen sie bedroht würde, vertheidigt zu sehen. Die andere Parthei war auch der Meinung, daß man für das Volk arbeiten solle, aber sie hielt sich zugleich an jene anderen Grundsäze, daß es nicht durch das Volk geschehen müsse; die Führer desselben an die öffentlichen Beamtungen bringen, hiesse, meinten sie, den Staat den Demagogen überliefern; sie fand, daß deren nur allzuviele bereits in den öffentlichen Stellen sich fänden, und sie zeigte Mißtrauen gegen dieselben; sie behauptete, was man Befreiung des Volks von seiner drükendsten Last nenne, wäre eine Handlung der Willkühr, durch die das Eigenthum verlezt, die Rechte anderer Individuen gekränkt und diese zu unversöhnlichen Feinden gemacht würden; sie glaubte deßnahen, was nicht schreyender Mißbrauch wäre, müsse beybehalten, und dieser solle ruhig und nur mit reifer Ueberlegung geändert werden; zu den öffentlichen Stellen wollte sie Männer von Talenten, und die durch Vermögen oder Erziehung sich auszeichneten, ohne Rüksicht auf ihre Meinungen, berufen; dadurch würden die einen gewonnen und die andern von Vorurtheilen zurükgebracht; eine solche Handlungsweise, glaubte sie, würde nach und nach die Eintracht unter den Schweizern herzustellen, und ihren Ruf eines rechtschaffnen und überlegten Volkes zu erhalten, geeignet seyn.

Man kann nicht umhin, zu gestehen, daß von beiden Seiten Gründe aufgestellt wurden, die viel Empfehlendes an sich trugen, und daß Männer von gleich aufrichtigen Gesinnungen sich für die eine oder die andere erklären konnten. Dennoch möchte wohl derjenige sich Gehör verschaft haben, der,

ehe die Trennung zu weit vorgerükt war und die Eigenliebe sich im Spiele befand, ungefähr Folgendes würde gesagt haben: „Ihr wollt alle die Grundsäze der Revolution; so müßt „ihr dann auch ihre Würkungen wollen. Glaubet nicht, daß „sie ohne einige Reibungen könne zu Stande gebracht wer„den, und wenn in feststehenden Regierungen geringe Mis„bräuche nicht ohne Verlezung irgend eines Interesse's geho„ben werden können, wie wollt ihr dann die Elemente der „gesellschaftlichen Ordnung verändern, ohne daß jemand zu „klagen haben sollte? Der Grundsaz, der in ähnlichen Fällen „befolgt werden muß, ist dieser: man solle nicht mehr thun, „als für die bezwekte Aenderung unentbehrlich ist, und man „solle den, der dadurch beschädigt wird, so vollständig als mög„lich ist, entschädigen." — Was die Auswahl für öffentliche Stellen betrift, so ist die Frage durch die Erfahrung so vollkommen entschieden, als ihre Natur es zulassen kann. Der eine wird einer Sache, für die er sich gebrauchen läßt, redlich dienen, wenn er sie auch nicht lieb hat, während ein anderer, der sich für sie erklärt hat, bey jedem Winde ändert. Darum bleibt es nicht minder wahr, daß Vernunft und Erfahrung rathen, man sollte die Vertheidigung seiner Sache nicht seinem Feind übertragen. Zudem ist ein wesentlicher Unterschied zu machen. Im Zeitpunkt, wo eine vorgenommene Veränderung noch mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hat, und wo sie jeden Augenblik kann umgestürzt werden, ist es eine sehr falsche Politik, zu Vertheidigung derselben, ihre Gegner an die Stellen zu bringen. Die Gefahr der Demagogie, und die daraus herfliessenden Verordnungen verdienen dabei in keinen Betracht gezogen zu werden; sie kann allerdings weiter führen, als man wollte, sie kann vielleicht zum Verderben führen; gelingt es aber, das Werk zu bevestnen, zu dem sie geholfen hat, alsdann darf man hoffen, sie zu mässigen, während im Gegentheil, durch gleich anfängliche Uebertragung desselben an Leute, die ein Interesse bei seiner Zernichtung haben, sein Einsturz zuverläßig erfolgen wird. Die Ausschweifungen der Demagogie waren um so weniger in der schweizerischen Revolution zu befürchten, als Frankreich, unter dessen Einfluß jene geschah, sich nur eben aus den

Gräueln derselben erholt hatte, und sie in der Schweiz, wenn auch die helvetische Regierung dazu ohnmächtig gewesen wäre, zuverläßig würde zurükgehalten haben. Ist einmal die Veränderung beveßnet, dann kann man ohne grosse Gefahr auch ihren Gegnern Stellen übertragen und sogar hoffen, sie dadurch zu gewinnen; nur ist es nöthig, daß man diejenigen kenne, die man gebrauchen will, und im Falle man sie nicht hinlänglich kennen sollte, um versichert zu seyn, daß die Vernunft am Ende bey ihnen an die Stelle der Leidenschaft treten werde, muß man den Versuch nicht bey den wichtigsten Stellen machen.

Eine solche Besprächung würde, dachte ich, wo nicht die Partheyen vereinigt, doch wenigstens das Mißtrauen und den Haß vermieden haben, die in der Folge zwischen ihnen entstunden. Ich war zu entfernt, um die ersten Spuren der Trennung wahrzunehmen, und als ich sie wahrnahm, war es zu spät. Die Gefahren der Schweiz bey der, den Franzosen anfangs so ungünstigen, Wiedereröffnung des Kriegs, hatten den Ausbruch verschoben; durch die Verpflanzung der Regierung nach Bern hingegen hatte die Zwietracht mächtige Nahrung gewonnen. Ich hatte die Beweise der Uebelgesinntheit gewisser Leute, die das Zutrauen der ersten Behörden besassen, erhalten, und reiste damit im July 1799 nach Bern. Hier fand ich diejenigen, welche ich unterrichten wollte, besser unterrichtet, als ich es selbst war, aber mit Schwierigkeiten aller Art umringt, und voll Verlegenheit über das, was zu thun wäre.

Da ich mir vorgenommen habe, keine Persönlichkeiten zu erzählen, so kann ich mich hierüber nicht näher erklären; hingegen muß ich von einem andern, kurz vorher mit vieler Lebhaftigkeit behandelten, Gegenstande sprechen, von der Frage nemlich: ob die Schweiz Theil an dem Kriege nehmen sollte?

Es war einer meiner wärmsten Wünsche, die Neutralität der Schweiz durch das Bündniß mit Frankreich erklärt zu sehen. Während meines kurzen Aufenthaltes zu Paris, im Anfange 1798, hatte ich die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, der mit dem französischen Directorium in genauen Verhältnissen stund. Als ich bei meiner Rükkunft vernahm,

daß von dieser Behörde ein Schuz- und Truzbündniß beharrlich verlangt werde, schrieb ich an jene Person: Frankreich — sagte ich — befindet sich am Ende eines Krieges, in welchem es allein gegen ganz Europa zu kämpfen hatte; ungeachtet der dreifachen Reihe seiner Festungen, sind dennoch Einfälle in seine Grenzen auf allen Seiten geschehen, mit Ausnahme der beinahe überall offenen und von Festungen entblößten, funfzig Meilen langen, Grenzlinie gegen der Schweiz hin. Die Neutralität der Schweiz war es, die diese ganze Streke, ohne Kosten, zu Frankreichs Vortheil geschüzt hat. Ich glaubte also, in dieser Stellung müßte Frankreich an der Erhaltung unserer Neutralität wesentlich gelegen seyn. Man antwortete mir: das Directorium wäre anderer Meinung*, und am Ende ward eine offensive und defensive Allianz abgeschlossen. Bei der Wiedereröffnung des Krieges in dieser Lage der Sachen, wäre die Schweizerische Neutralität, auch im Falle sie nicht diplomatisch aufgehoben war, doch in der That, weil das Land durch fremde Truppen besezt war, nichtig gewesen, und die Frage konnte also nur seyn: ob es für sie besser gethan wäre, sich von den kriegführenden Mächten ruhig aufzehren zu lassen und, bei jedem Ausgang des Kampfes, ein Opfer zu werden, oder aber durch eigene Theilnahme das Glük zu versuchen? Ich gestehe gerne, daß für mich kein Zweifel übrig blieb, und daß ich, weit entfernt die Schritte zu bereuen, die ich damals that, um die Kriegserklärung zu bewirken, es vielmehr beklage, daß dieselben ohne Erfolg blieben. Ruhiger Zuschauer eines Krieges, welchen Fremde auf unserm Boden führen, zu bleiben, schien mir der höchste Grad von Herabwürdigung zu seyn; die Herabwürdigung erschien mir um so grösser, als die Beleidigung weniger gefühlt, und bey einem Volke, das seines kriegerischen Muthes wegen berühmt war, das Gefühl des Nationalstolzes dadurch überall erstikt ward. Nichtsdestominder, und obgleich wir dafür angesehen wurden, im Frieden zu leben und keinen Krieg zu führen, war ein Moment vorhanden, wo mehr als 25,000 Schweizer unter den

* Die Meinige war freilich nur auf das System vom Vertheidigungskriege berechnet. (Anm. d. Verf.)

Waffen stunden und sich auf verschiedenen Punkten schlugen.*
Ich weiß gar wohl, was man aus den Unordnungen für Folgerungen zog, die jenes schnelle Aufgebot veranlaßte; man wollte damit darthun, daß jeder Gedanke an Krieg ungereimt wäre; allein es war die Ausführung der Maasregel und nicht diese selbst, die den Tadel verdiente; durch eine Kriegserklärung wäre das an mehreren Orten freiwillige Aufgebot regulirt worden; daß dasselbe erfolgte, bewies eben nur, wie sehr es durch die Umstände begründet war, und zeugte zu gleicher Zeit von der Energie des Volkes und der Furchtsamkeit seiner Regierung. So erfuhren wir alle Uebel des Krieges, das Blut der Schweizer ward vergossen, unsere Felder verwüstet, unsere Städte erobert und wiedererobert, wir ernährten und behausten die Soldaten und waren ihren Unfugen Preis gegeben; alles, gleich als wenn wir uns im Kriege befänden. Aber mehr noch, da wir weder zu den Siegern noch zu den Besiegten gezählt wurden, so wurden wir auch von beiden gleich und als Leute behandelt, gegen die es sich nicht der Mühe lohnte Schonung zu beobachten, und als der Friede zu Stande kam und wir kein Recht hatten an den Unterhandlungen Theil zu nehmen oder Entschädigung zu verlangen, so konnte man sich das Ansehen geben, uns sehr zu begünstigen, wann man nichts von uns verlangte. Wenn ich bedenke, daß dieser

* Aus einem Etat des helvetischen Kriegsministers erhellet, daß im Frühjahr 1799 sich unter den Waffen befanden: 3 Bataillons Lemaner, 3000 Mann; anstatt 4 Bataillons von Zürch, fanden sich 7200 Mann; Thurgau 2800; Argau und Baden 100; Basel 550; Bern 2000; Freyburg 1000; Linth 1500; Lucern 1500; Lavis 250; Sentis 1500; Wallis 500; zusammen 22700 Milizen. Ich berechne die helvetische Legion zu 1000 Mann; die piemonteusischen und französischen Auxiliarlegionen zu wenigstens 4300. Dies beträgt zusammen 28000, die Emigrirten und in englischem Dienste stehenden ungerechnet. So daß man ohne Uebertreibung behaupten kann, es wären zu gleicher Zeit mehr als 30000 Schweizer unter den Waffen gestanden. Eben darum, weil keine Kriegserklärung vorhanden war, und weil man jene Legionen nur als zu einem schnellen Angriffe ausgehoben betrachten konnte, war nichts organisirt, und weder Verwaltung noch Chefs vorhanden; es entstund also eine fürchterliche Unordnung, durch welche jene tapferen Schaaren, denen es nicht an gutem Willen, aber an guter Leitung fehlte, lästig werden mußten. (Anm. d. Verf.)

Krieg, an dem wir keinen Antheil nahmen, unsere Regierung mehr als zwanzig Millionen kostete, daß er die Individuen, an Geld, an Beschwerden und Uebeln jeder Art unermeßliche Summen gekostet hat, daß er uns vielleicht weniger gekostet hätte, wenn er wäre erklärt worden, daß wir alsdann wären angehört worden, und daß wir bessere Grenzen der Schweiz hätten erhalten können, so muß ich es innigst bedauern, daß man sich durch ein Schrekbild von einer Kriegserklärung abhalten ließ. Zuverlässig meinte es die weitaus größere Zahl derer, welche sich dadurch schrecken ließen, sehr aufrichtig. Man schrie von allen Seiten her: was verheißt uns diese neue Regierung für ein Glük? den Krieg. Sie beginnt damit, uns in die Greuel des Krieges zu werfen, während ihre Vorgänger, über deren Trümmern sie sich erhebt, uns Jahrhunderte durch im Frieden erhielten. Um zwischen beiden Vergleichung anzustellen, mußte man aber die ehemaligen Regierungen in die Lage versezen, in der sich die neue befand. Die Schreyer hatten ihre guten Gründe, den Krieg nicht zu wollen; sie wußten, daß, indem man den Krieg erklärte, man ihn würde nationalisirt haben, und daß der Soldat sehr bald der erbitterte Feind desjenigen wird, gegen den er sich schlägt; sie wußten, daß die Kindheit der Regierung derjenigen des Menschen gleicht, und daß das Volk einer Regierung, für deren Vertheidigung es kämpfet, eben so zugethan wird, wie die Mutter mit ausgezeichneter Liebe dem Kinde zugethan ist, dessen Leben zu erhalten ihr Sorge und Wachen kostete.

Es war daher nicht minder Gefühl als Ueberlegung, die mich, meiner Liebe zum Frieden und zu einem ruhigen Leben ungeachtet, unter den damaligen Umständen für das System des Krieges bestimmten, als für das einzige, das unserer neuen Organisation Bestand geben und den Waffenruhm der Schweiz retten konnte. Der Entscheid fiel anders aus; und wann der Friede, den man gegen das Ausland erhalten wollte, wenigstens in der Mitte der ersten Staatsbehörden geherrscht hätte, so würde man vielleicht durch Einigkeit die Republik gegründet haben, die man sich durch Energie zu gründen weigerte. Allein unglüklicher Weise verschwand auch diese lezte Hoffnung.

Es ist hier nicht der Ort, alle die Irrthümer oder Fehler zu entwikeln, welche man sich von beiden Seiten mochte haben zu Schuld kommen lassen. Der erste, und der vielleicht den Sturz des Directoriums nach sich zog, ward ohne schlimme Absicht begangen. Das Directorium hatte einen Beschluß über einen Gegenstand genommen, der, als der Competenz der gesezgebenden Gewalt zustehend, konnte angesehen werden; die Räthe, indem sie den Beschluß cassirten*, nahmen ohne weiters den Charakter einer über das Directorium gesezten Censurbehörde an; das Directorium widersezte sich nicht und schien dadurch den Grundsaz anzuerkennen; das Publikum zweifelte nicht daran; und nachdem die Spaltung zwischen beiden Gewalten einmal da war, so benuzte sie jeder unbedeutende Tropf, dem irgend ein Befehl des Directoriums mißfiel, um dagegen den gesezgebenden Rath anzurufen; nicht lange, so ward es als ein verdienstliches Werk angesehen, der vollziehenden Gewalt Troz zu bieten und sie wohl gar schimpflich zu behandeln, und die Verblendung war so groß, daß die Räthe nicht einsahen, wie der Mangel aller Achtung, den man gegen das Directorium beobachtete, am Ende auf sie selbst zurükfiel.

Ich sah die schlimmen Folgen, die ein solcher Zustand der Dinge, wann er fortdauern sollte, unvermeidlich nach sich ziehen würde, ein, und der Wunsch, denselben vorzubeugen, ließ mich den Versuch dazu wagen. Da das Direktorium verlassen schien, so mußte man zeigen, daß noch feste und von dem Bedürfniß einer kraftvollen Regierung überzeugte Männer vorhanden und bereit wären, dieselbe zu unterstüzen. Gesezt auch, alle gegen jene Behörde erhobene Klagen wären gegründet gewesen, so frage ich, ohne jemanden vertheidigen zu wollen, lediglich: wo sind diejenigen, die von Trümmern, von Uebelgesinnten und Aufständen umringt; mit Truppen und Bedürfnissen jeder Art überladen, ohne Finanzen und ohne Mittel um jene zu befriedigen, im entgegengesezten Sinne, durch die Verpflich-

* Diesem Beschluß zu Folge sollte das Militär mit Bons bezahlt werden, die hernach von den Staatscassen, bei Bezahlung der Auflagen, wären angenommen worden. Vergl. Neues helvet. Tagbl. von Escher und Usteri. B. I. n. 8. (29 Juli 1799.)

kung, stets neu wiederkehrenden Forderungen Genüge zu leisten und eines übel zugerichteten Landes zu schonen, gedrängt; wo sind, sage ich, diejenigen, die unter diesen Umständen behaupten möchten, sie würden zu keinen Klagen und zu keiner Unzufriedenheit Anlaß gegeben haben? Und wann ein Mann, der weiß, was auf Rechnung der Umstände gebracht werden muß, gesagt hat, von allen, dem helvetischen Direktorium gemachten, Vorwürfen sey derjenige der Tyrannei der ungereimteste gewesen *), so dürfte wohl die Nachwelt dieses Urtheil bekräftigen, und ich sehe nicht, wer in unsrer Schweiz aufstehen und sagen möchte: ich hätte es besser gemacht. Daß man es besser machen konnte, daran zweifle ich gar nicht; aber welcher unglükliche Zufall ist Schuld, daß während aller der Stösse und Reibungen, die wir erlitten, sich jene grossen Charaktere, welche alles zu umfassen und zu vereinen vermochten, in unseren Bergen nicht zeigten, wann solche doch vorhanden waren? Aber auch angenommen, diejenigen, die izt Klage führen, würden an der Spize der Geschäfte mit besserem Erfolg gearbeitet haben, (die Folge hat gezeigt, was man von dieser Voraussezung halten darf) hieß es nicht in der That die neue Ordnung der Dinge untergraben, wenn man die Gewalt zerbrach, welche die Verfassung handhabte, und jene neue Ordnung wider die gegen sie gerichteten Angriffe vertheidigte? Diejenigen also, welche diese Gewalt zu unterstüzen sich bereit zeigten, waren die ächten Stüzen der Verfassung. Es war darum zu thun, sie unter einander zu verbinden, und sie einander bekannt zu machen, dieses konnte einzig durch eine Adresse geschehen, in welcher die Beleidigungen, welche die erste Staatsgewalt erlitten hatte, kräftig geschildert, die Gefahren, die daraus entstehen müßten, angekündigt, die Unterzeichner derselben als Vertheidiger der Regierung erklärt, und dieser im Gefühl der Kraft, über welche sie verfügen könnte, neue Stärke gegeben würde. Dahin zielte der erste Versuch, den ich machte; die Adresse ward bald von vielen, und sie wäre von einer grossen Zahl Gemeinden unterzeichnet worden, wann nicht sogleich die Gegner des Direktoriums dagegen losgestürmt hätten. Um nicht Leidenschaften neu aufzureizen, kann ich über diesen Gegenstand nicht mehreres sagen, und ich gehe zu einem zweiten

*) Worte, die Bonaparte der Schweizerischen Zehner Commission im Febr. 1803 sagte. (Anm. des Uebersezers.)

Schritt über, der weniger bekannt ward. Ueberzeugt, daß die meisten Partheyhäupter, auf ihrem einander entgegengesezten Gange, das Gute zu erzielen hoften, versuchte ich eine Annäherung zwischen ihnen zu Stande zu bringen, und das wechselseitige Mistrauen zu ersticken. Ich schrieb in dieser Absicht an verschiedene Regierungsglieder beyder Partheien und ich wandte mich an eines derselben, das mir ganz besonders leidenschaftlich gestimmt schien. Allein ich fand kein Gehör. Man hatte eine Zusicherung für die Erhaltung der Grundlagen der Verfassung verlangt; würde diese gegeben, so versprachen alsdann die Mitglieder des Direktoriums, gegen die man am heftigsten erbittert war, sich zurükzuziehen; es war mir besser als irgend jemand bekannt, wie freudig sie von einer Stelle abgetreten wären, die sie einzig in der Hoffnung, Gutes zu wirken, angenommen hatten. Alles war vergeblich und die Leidenschaft verlangte volle Befriedigung. Es wäre unter diesen Umständen wenigstens zu wünschen gewesen, daß sie hätte erzielt werden mögen, ohne den lezten Balken, auf dem der Name helvetische Nation stund, ich meine die Constitutionsakte, zu zertrümmern. Ob die Projekte des Direktoriums dieselbe würden gerettet haben, weiß ich nicht; so viel ist gewiß, daß sie es wollten, und daß die Revolution vom 7. Jan. 1800, welche an die Stelle einer constitutionellen Gewalt, eine Gewalt schuf, die dieß nicht war, unsere Nationalexistenz dem Zufalle preis gab.

Diese Begebenheit erhielt ungleich mehr Beyfall als Tadel; dem Leidenden kömmt jede Veränderung erwünscht; für die alten Regierungen war sie ein Triumph; bei weniger Uebereilung wäre sie ohne Zweifel ihnen noch vortheilhafter geworden. Ich meines Orts, sah einen neuen provisorischen Zustand der Schweiz, an die Stelle der steten Ordnung, die dieselbe erlangt hatte, treten; ich sah darin die Vernichtung der Tractaten, durch welche wir wieder in die Reihe der Europäischen Nationen getreten waren; ich sah den Anfang eines neuen schwankenden Zustandes, der sich mit dem Frieden endigen konnte, aber alsdann einen, nicht durch unser Interesse, sondern durch die Convenienz der kriegführenden Mächte zu bestimmenden Ausgang nehmen würde. In meinem Vaterlande konnte ich

während dieser ungewissen Zwischenzeit nur Partheykämpfe, schwere Lasten, bittere Klagen, und wann sie länger dauren sollte, Zerstörung, und Untergang erwarten. Ich war ausser Stand, diese traurige Lage auch nur einigermaßen zu mildern, die herrschende Parthei konnte kein Vertrauen in mich sezen; noch weniger besaß sie das meine; so lange ich Hofnung nährte, war mir keine Aufopferung zu groß gewesen; nun die Hofnung verschwunden oder wenigstens auf lange hinausgeschoben war, konnte mein Vaterland nicht länger das Opfer meiner Ruhe und der Besorgung meiner häuslichen Angelegenheiten von mir fodern. Ich gab meine Entlaßung als Präsident der Verwaltungskammer; man verweigerte dieselbe; ich drang wiederholt darauf; man bot mir einen Urlaub an und ich verreiste.

(Die Fortsezung folgt.)

III.

Der Friedensfürst in Spanien.

Vorerinnerung.

An der Spize der Staatsverwaltung in Spanien steht bekanntlich der Principe de la Paz. Er ist Ober-Admiral, Generalissimus, erster Finanz-Minister, und vereinigt also in sich beinahe alle Staatsgewalten. Von welchem Gehalt dieser Mann seye und wie er zu seiner Höhe gekommen?

Die Beantwortung dieser Frage hat in den jezigen Zeitumständen ein Interesse für das grössere Publikum, das nach dem Gange und den Folgen des Kampfs mit England begierig ist, und das aus der Nachricht, die hier ein unpartheiischer Engländer von Madrid aus mittheilt, * selbst ermessen mag, was von dem Lenker der spanischen Kräfte in dem Kriege gegen die Britten zu erwarten steht.

Don Manuel Godoi de Alvarez, Principe de la Paz, gegenwärtig etwa 38 Jahre alt, ist gebohren zu Badajoz in Estremadura von sehr armen unangesehenen Eltern. Da diese nicht bemittelt genug waren, ihn als Cadett bei der Armee zu unterhalten, so schikte man ihn, samt seinem

* Wir haben sie aus dem Londner Zeitungsblatte the Star Decemb. 1804 genommen.

ältern Bruder Ludwig, zu der königlichen Leibwache. Manuel blieb in diesem Stande ganz unbemerkt bis zur Verbannung seines Bruders. Diese erfolgte auf eine dem König zugekommene Nachricht, welche den Verdacht erregte, daß eine hohe Person am spanischen Hof eine besondere Ergebenheit zu Don Ludwig hege. Karl III war über diese Nachricht so beunruhigt, daß er befahl: Don Ludwig soll auf Lebenszeit aus Madrid verwiesen seyn und ihm nur 2 Stunden zur Abreise aus der Hauptstadt Zeit gelassen werden. Auch ward ihm strenge verboten, sich dem Hofe jemals mehr als 25 Meilen zu nähern; jedoch erhielt er eine Kompagnie bei der Landmiliz in seinem Geburtsort und den Orden von Alcantara. Während seiner Verbannung, die bis zum Tode des Königs, (d. i. bis zum 13 Dec. 1788) dauerte, erhielt Ludwig mehrere beträchtliche Geschenke von der Prinzessin von * * *. Diese Geschenke wurden ihm von Manuel zugefertigt, den die Herzogin von Alva bei der Prinzessin eingeführt hatte, und zwar unter dem Vorwand, ihn auf der Guitarre spielen und dazu singen zu hören, was er, nach dem spanischen Ausdruke, con gratia konnte. Mit dem Tode Karls III. endigte sich die Verbannung Ludwigs. Der Eilbote, der mit der Nachricht von des Königs Tode nach Badajoz abgefertigt wurde, brachte ihm seine Begnadigung, die Bestallung als Oberster bei der Leibwache und den Befehl, unverzüglich nach Madrit zurükzukehren.

Beinahe unmittelbar mit der Rükkehr Ludwigs fieng die Erhebung Manuels an. Man stiftete für ihn eine ganz neue Stelle, die eines Generaladjutanten bei der Leibwache, womit Generalmajorsrang verbunden war. Er bekleidete dieses Amt nur kurze Zeit, als er zum GeneralLieutenant und Grande von Spanien von der ersten Klasse erhoben ward, auch die Krongüter von Alcudia und die Einkünfte des einträglichsten der 4 militairischen Orden erhielt. Sein Ansehen stieg so mächtig, daß die meistgeltenden Grandes es für nöthig hielten, um sein Vorwort zu bitten, wenn sie nur eine gewöhnliche Hofgunst erlangen wollten. Selbst der grosse Rath von Castilien mit dem trefflichen, mit Recht berühmten, Grafen Aranda an der Spize, vermochte nichts gegen ihn auszu-

richten. Bei dem Anfang des lezten Krieges mit der französischen Revolutions-Regierung gieng die Meinung des Raths von Castilien dahin: vertheidigungsweise zu Werke zu gehen, die Pyrenäenpässe stark zu besezen und das Landheer beträchtlich zu verstärken, ehe man auf den Gedanken verfallen könnte, eine Heeresmacht auf das französische Gebiet zu schiken. Doch der Herzog von Alcudia war ganz anderer Gesinnung und kein Gegengewicht hielt seine Macht in Schranken. Der Rath von Castilien ward wegen seines Widerstrebens auseinander gejagt und Graf Aranda nach Saragossa verwiesen, wo dieser würdige und fähige Staatsmann gerade lange genug lebte, um die verderblichen Folgen der Maasregeln seines Gegners zu vernehmen und die Niederlage und Schmach seiner Landsleute zu bejammern.

Spaniens mißliche Lage im J. 1795 nöthigte den Herzog von Alcudia seinen Plan zu verändern und jezt allein auf Mittel zu sinnen, wie er die Beschimpfung wieder gutmachen könne, die er durch seine Uebereilung und seine Thorheit der Nation zugezogen hatte. Ein Frieden, glaubte er, würde alle dem Volke geschlagenen Wunden wieder heilen: Frieden auf jede Bedingung schien dem flachen Kopfe des Herzogs das beste zu ergreifende Mittel. Hastig schlos er also einen überaus nachtheiligen Frieden, der in der That Spaniens Grundgebiet beschränkte, seine Hülfsquellen beträchtlich verminderte, seine Heeresmacht zu Grund richtete, seinen Muth und Eifer beinahe vernichtete. Demungeachtet war die Freude und Dankbarkeit des Volks ausnehmend groß; und der Friedenmacher erhielt vom König den Titel Friedensfürst.

Die Zwistigkeiten mit Portugal verschaften dem Fürsten Gelegenheit, seiner Begierde nach Kriegersruhm nachzutrachten. Ihr zufolge unterfieng er sich bei dem Anfang des Feldzugs, mit dem Rang eines Generalissimus ein Heer anzuführen, er, der vorher niemals nur einem Scharmuzel beigewohnt hatte und nach dem Gang seiner Erziebung ganz keine, oder nur eine äusserst seichte Vorstellung von der Theorie der Kriegskunst haben konnte.

Schwerlich ist in der Geheimenraths-Stube irgend eines

europäischen Regenten ein Mensch aufzufinden, der in Hinsicht auf Fähigkeiten und irgend einem erworbenen Geistesvorzug unter den Friedensfürsten zu sezen ist. Doch die Ursachen seiner Erhebung sind bekannt. Seine Geschiklichkeit ist der Gegenstand des allgemeinen Gespötts unter allen hellsehenden Spaniern; sein Gemüth und seine Sinnesart sind von dem alten und bessern Theile des Adels auf das tiefste verachtet. — Um dem Wunsche dieses alten Adels entgegen zu seyn und ihrer Eifersucht ein Gegengewicht hinzustellen, hat er eine Menge Neu-Adeliche gemacht. Nie hat er einen Mann von Gelehrsamkeit oder Tuchtigkeit in seinen Schuz genommen. Er ist einzig und allein von seinen eignen Creaturen umgeben, unter welchen auch nicht eine von anerkannter Fähigkeit ist.

In Versorgung seiner Anverwandten ist er indessen gerade wie selbst Bonaparte. Jedermann, wer Anspruch auf die entfernteste Verwandtschaft mit ihm machen kann, ist eines guten Postens gewiß, seine Fähigkeit sey auch, welche sie wolle. Die ersten Reichs- und Landes-Aemter sind von seinen Vettern besezt. Sein Vater, kaum in den ersten Anfangsgründen des Wissens bewandert, bekleidet eine der ersten Stellen in Spanien und sein jüngster Bruder Diego, völlig unwissend im buchstäblichen Sinne des Worts, ist Generalkapitain * bei dem Landheere, mit einem reichen Gehalte.

Hervorstechender ist nichts im Charakter des Friedens-Fürsten, als sein hassender Widerwille gegen die Franzosen. Hätten daher die brittischen Minister seinen Stolz, der unbegränzt ist, und den der spanischen Nation, der allgemein zum Sprüchwort dient, nicht so muthwillig gekränkt und beleidigt; schwerlich, ja wohl nie wäre es Bonaparte'n gelungen, die Spanier zu Bundesgenossen in diesem Kriege zu bekommen.

* General-Kapitain ist in Spanien, was bei andern Mächten ein Feldmarschall. Uebers.

IV.

Ueber das europäische Staats-Militair-System und die militairische Wichtigkeit teutscher Landesherren.

Ad extremum ruunt populi in exitium, cum extrema onera iis imponuntur. TACITUS.

Es ist in Europa so weit gekommen, daß man politische und militairische Macht für gleichbedeutend hält. Dieser Verwechslung der Begriffe muß man es zuschreiben, daß unter den Souverains und Staatsmännern jezt ziemlich allgemein die Meinung herrscht, die auch von Regenten teutscher Partikulairstaaten, selbst nach dem lezten französisch-teutschen Kriege, immer mehr Beifall erhält: " die großen stehenden Heere seyen ein „nothwendiges Uebel geworden."

Wie man auch von der angegebenen bedingten Nothwendigkeit urtheilen mag, womit die meisten modernen Staatsverwalter und die erklärten Liebhaber des Militairs, die übermäßig großen stehenden Armeen zu entschuldigen suchen: so ist es doch eines Theils an sich schon eine mißliche Sache, etwas entschuldigen zu wollen, was man selbst sich nicht getraut, geradehin zu rechtfertigen, und andern Theils wird auch der entschiedenste Vertheidiger der großen stehenden Heere, wie man sie jezt in den meisten größern europäischen Staaten findet, nicht in Abrede stellen, daß es selbst bei Staaten vom ersten Range, denen ein großes Areal, eine Volksmenge von mehr denn zwanzig Millionen, und ein bedeutender Nationalreichthum zu Gebote steht, auch in Absicht auf die stehende Miliz ein Zuviel gebe.

Zieht man in Erwägung, daß in den meisten Staaten der ersten Klasse die stehenden Kriegsheere die Hälfte,

und in einigen sogar zwei Drittheile aller Staatseinkünfte* wegnehmen; ferner, daß von hundert funfzig bis hundert sechzig Millionen Menschen, welche in Europa leben, selbst in Friedenszeiten immer zwei Millionen (die Landmiliz ungerechnet) unter den Waffen stehen; so sollte man fast auf die Idee gerathen, unsere heutigen Staaten seyen, wo nicht ganz, doch größtentheils auf die vermeintliche Ehre berechnet, mit einem großen stehenden Heere zu figuriren, und eine Rolle unter den bewaffneten Mächten von Europa zu spielen. Und doch hat im Grunde wohl theils die Macht der Gewohnheit, theils die oft vorgegebene, und nicht viel weniger oft geglaubte, bedingte Nothwendigkeit sehr großer stehender Heere, den größten Antheil an jener so sehr gespannten militairischen Positur des heutigen Europa.

Betrachtet man vollends den ungeheuern Aufwand, welchen eine bewaffnete Land- und Seemacht kostet, so findet man leicht die Hauptquelle der ungeheuern Staatsschulden, welche jezt auf so vielen größern und kleinern Staaten lasten. In Friedenszeiten kosten** 1000 Mann zu Fuß, bei der preußischen Armee jährlich 48,500 Thaler, bei der östreichischen 50,000, und bei der spanischen über 66,000 Thaler: 1000 Mann zu Pferde aber, bei der ersten 57,450, bei der andern 100,000 und bei der dritten 183,000 Thaler. Dabei ist die Generalität nicht mitgerechnet, und in Kriegszeiten steigen die Kosten viel höher.

Es fordern auch die Festungen, die Kriegsschulen, die Versorgung der Invaliden, die Anfüllung der Zeug-

* In Dänemark sogar über zwei Drittheile, nach der Versicherung des Grafen von Schmettau; in den "Patriotischen Gedanken eines Dänen über stehende „Heere, politisches Gleichgewicht und Staatsrevolution." 1792. 8.

** Nach der Angabe eines bewährten Statistikers, Hrn. Meusels, in s. Lehrb. d. Statist. (3 Aufl. 1804.) S. 30.

und Vorrathshäuser rc. rc. sehr grossen Aufwand. Noch weit grösser sind die Kosten einer Seemacht. In England kostet der Bau eines Schiffes von hundert Kanonen, ohne Ausrüstung, ungefähr 220,000 Thaler, und derjenige eines Schiffes von funfzig Kanonen 64000 Thaler. Die Unterhaltung der Matrosen und Seesoldaten, der Häfen und Bassins zu Verwahrung der Flotten, der Dokken zur Kalfaterung oder Ausbesserung der Schiffe, und der Seezeughäuser und Magazine erfordern ungeheure Summen.

Die Basis einer stehenden Kriegsmacht sind: Volksmenge, Einkünfte und Areal des Staates. Wie sich diese dermal, 1805, zu der stehenden Kriegsmacht in Friedenszeiten verhalten, mag folgende Tabelle lehren, welche bloß die sechs größten bewaffneten Mächte von Europa begreift:

Staaten.	Kriegsheer in Friedenszeiten.	Volksmenge.	Einkünfte in Reichsgulden.	Areal. Quadrat-Meilen.
Rußland, in und ausser Europa.	390,000 Mann reguläre, und eine unbekannte Zahl irregulärer Truppen, unter welchen lezten man nur allein die Kosaken und Tartaren auf 66,000 Mann schäzt Ferner eine unbekannte Zahl Seesoldaten und Matrosen.	31 Mill.	110 Mill.	307,035
Frankreich.*	300,000 Mann und 90,000 Matrosen.	30 Mill.	220 Mill.	12,070
Oestreich. .	300,000 Mann.	25 Mill.	121 Mill.	11,810
Preussen. .	235,000 Mann.	9 Mill.	55 Mill.	6,002
England. .	35,000 Mann und 18,000 Matrosen, mit Einschluß von 3,500 Seesoldaten. (Im Jahre 1804 im Kriege 155,000 Mann in und ausser Europa, 90,000 Mann Miliz in Grosbritannien und Irland, u. 160,000 Mann Matrosen u. Seesoldaten.)	14 Mill.	330 Mill.	6,036
Türkey, in und ausser Europa.	297,000 Mann.	24 Mill.	77 Mill.	50,000

* In Frankreich berechnete man im Jahr XII die Staatsausgabe auf 762 Millionen Franken; im Jahr XIII nur auf 684 Millionen. Von diesen 684 Millionen sollen 411 Millianen nur allein zu Unterhaltung der Land- und Seemacht erfordert werden; nämlich: 271,500,000 Franken für den Militär-Etat, und 140 Millionen für die Marine.

Nach dieser Uebersicht, welche auf die neuesten statistischen Angaben berechnet ist, kommt z. B. in Oestreich auf $83\frac{1}{3}$ Seelen Ein Soldat, oder es ist der $83\frac{1}{3}$ Mensch Soldat: in Preußen hingegen kommt schon auf $38\frac{14}{47}$ Menschen Ein Soldat. Ferner, in Oestreich, wo im Durchschnitt 2,117 Menschen auf der Quadratmeile wohnen, kommen auf eine Quadratmeile $25\frac{230}{473}$ Soldaten: hingegen in Preußen, wo im Durchschnitt nur $1,499\frac{1}{2}$ Menschen auf der Quadratmeile wohnen, kommen $39\frac{961}{3001}$ Soldaten auf eine Quadratmeile. Endlich kommen in Oestreich auf jede Million Reichsgulden Staatseinkünfte, $2,479\frac{41}{121}$ Mann Soldaten: hingegen kommen deren in Preußen auf jede Million Gulden Einkünfte $4,272\frac{40}{55}$ Mann.

Auffallen muß es in vorstehender tabellarischen Uebersicht, daß England ein so wenig zahlreiches Kriegsheer in Friedenszeiten unterhält. Allein die Eifersucht auf ihre Freiheit ließ von jeher die Nation in einem großen stehenden Heere ein Mittel zu ihrer Unterdrükung erblicken. Daher herrscht dort seit langer Zeit die Sitte, nach hergestelltem Frieden den größten Theil der Truppen abzudanken. Wilhelm III hatte viel Mühe, bei dem Parlament es so weit zu bringen, daß er 7000 Mann in England und 12000 in Irland halten durfte. Noch vor funfzig Jahren standen auf dem Friedensetat kaum 30,000 Mann. Erst die, durch den pariser Frieden von 1762 erfolgte Vermehrung der brittischen Besizungen veranlaßte einige Vermehrung der stehenden Truppen. Dessen ungeachtet genießt es eine Sicherheit von aussen, die keineswegs auf seiner Insular-Lage allein beruht. Seine zahlreiche und gut eingerichtete Landmiliz, seine trefliche Flotte, sein Nationalreichthum, und die durch diesen hauptsächlich bewirkte Möglichkeit, bei entstehendem Kriege die Truppen schnell auf zwei bis dreimal hunderttausend Mann zu vermehren* und sich überdem

* In dem Jahre 1793, dem ersten seines vorigen Kriegs

noch Subsidientruppen zu verschaffen, sind die Basis jener Sicherheit.

Hiezu kommt noch in diesem Augenblik eine große Menge Freiwilliger, welche eigene Regimenter formiren. Dieses Volontairsystem, dessen die Engländer jezt bei ihren Vertheidigungsanstalten wider die angedrohte französische Landung in England sich bedienen, und das vielleicht anderswo nachgeahmt zu werden verdient, bestritt Hr. Windham in dem englischen Parlamente mit folgenden zum Theil ironischen, zum Theil aber auf Freiwillige nicht allein anwendbaren Gründen: "es untergrabe die Achtung, welche nothwendig die niedern Stände gegen die höhern haben müßten. Er sey nichts minder als ein Aristokrat, der den sogenannten gemeinen Mann unterdrükt zu sehen wünsche. Aber der Unterthan, welcher seinen Obern Achtung zolle, zolle dieselbe vorausgesezten Tugenden. Der militairische Geist des Heeres werde dadurch auch vermindert. Die Volontairs hätten ihre rothen Röke und ihren militairischen Pomp sehr gerne, aber ihre Läden und ihre Handelsgeschäfte seyen ihnen noch lieber. Eine hübsche Uniform mache noch keinen Soldaten; auch könne man eine Menge Tambours, Pfeifer und Musikanten haben, ohne deswegen eine respectable Armee zu besizen; die Volontairs würden durch die niedliche Uniform, durch Säbel und Patrontaschen oder Schärpen zwar stolz und eitel, deswegen aber nicht immer brav gemacht. Ein gemahlter Mann sey noch kein Mann. Die Weintrauben, die Phidias so natürlich gemahlt hatte, daß sie die Vögel fressen wollten, seyen doch keine Weintrauben. So wenig Butter, Mehl und Eier schon einen Pudding ausmachten, so wenig machten auch die mechanischen Theile der Disciplin schon einen Soldaten. Es müsse eine Bill

wider Frankreich, unterhielt England nur 50,000 Mann eigene Truppen.

eingebracht werden, um die Freiwilligen williger zu machen. 2c. 2c. „

Es würde zu interessanten Resultaten führen, und, selbst in Absicht auf die vorgegebene bedingte Nothwendigkeit der großen stehenden Heere ein richtiges Argument a posteriori liefern, wenn Jemand sich die Mühe nehmen wollte, eine hundert- oder anderthalbhundertjährige militairisch-statistische Vergleichungstafel zu liefern, aus welcher ersichtlich wäre, um wieviel seit hundert oder hundert funfzig Jahren die Truppenzahl, die jeder Staat in Europa hält, je binnen funfzig Jahren zugenommen habe. Die Könige von Frankreich waren die ersten, welche ein stehendes Kriegsheer unterhielten, das auch in Friedenszeiten an Ordnung und Folgsamkeit gewöhnt ward. Dadurch würde Frankreich in den Staatshändeln von Europa ein grosses Uebergewicht erlangt haben, wären nicht andere Souverains sehr bald seinem Beispiele gefolgt. Sogar teutsche Fürsten ahmten diese Sitte, hauptsächlich seit dem westphälischen Frieden, nach. Inzwischen war die Truppenzahl in den ersten Zeiten der stehenden Heere nur mittelmäßig, wenn man sie mit der jezigen in Vergleichung sezt. Die östreichische Kriegsmacht schäzte man im Jahre 1673 auf 60,000 Mann, und im Jahre 1705 schon auf 132,244 Mann, nämlich: 97,244 Mann zu Fuß und 35,000 zu Pferd. Was die preussische betrift, so hielt Kurfürst Georg Wilhelm, der 1640 starb, mehr nicht als zwölf Compagnien zur Besazung in Berlin, Spandau, Cüstrin und Colberg; hundert Jahre später (1740) hinterließ König Friedrich Wilhelm I 80,000 Mann stehende Truppen. Der Sohn des gedachten Kurfürsten Georg Wilhelms, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, hatte schon vor 1665 zwei Regimenter Infanterie; und 1665 ließ er noch eines zu Regensburg, Nürnberg und Frankfurt anwerben. Im Jahre 1666 errichtete er schon das zweite Regiment

Cürassiere, und so fuhr er von Jahr zu Jahre fort, so daß er bei seinem Ableben 1688 ein stehendes Kriegsheer von 28,500 Mann hinterließ, worunter 300 Mann Artillerie, 32 Escadrons Cürassier und 8 Escadrons Dragoner befindlich waren. K. Ludwig XIV. von Frankreich unterhielt ein stehendes Kriegsheer von 300,000 Mann, ungerechnet eine Menge Seesoldaten.

Militairische Macht ist allerdings ein bedeutendes Ingredienz der politischen Macht oder Größe eines selbstständigen Staates; aber identificiren läßt sie sich darum mit dieser noch keineswegs. Ein Staat kann mit einem sehr ansehnlichen stehenden Kriegsheere versehen seyn, ohne darum in der Waagschale von Europa ein bedeutendes politisches Gewicht zu haben. In den Regionen der sogenannten höhern Politik besteht der Maasstab, nach welchem der Kundige schäzt, in der Grösse des Talentes, welches den Machthaber belebt, in der Festigkeit seines Willens, in der Entschlossenheit seines Charakters, in der Grösse, Kraft und Schiklichkeit der Mittel, die er anzuwenden pflegt, und in dem Glük, welches seinen Unternehmungen hold ist. Darum würde der Machthaber eines souverainen Staates, dessen Unentschlossenheit und Aengstlichkeit, dessen Kleinheit des Charakters, die ihn überall zum Temporisiren nöthigt, dessen politische Imbecillität bekannt wäre, sey auch seine Politik im übrigen noch so raffinirt, nie eine bedeutende Rolle auf dem Staatstheater von Europa spielen, stünde ihm auch eines der zahlreichsten und geübtesten Kriegsheere zu Gebote, dem er, fast ausschliessend seine Zeit, seine und des Staates Kräfte und seine Neigungen opfert. Mit dreifachen Hülfsmitteln ausgerüstet, würde er nie das Ansehen, und noch weniger den Thatenruhm eines Gustav Adolfs oder eines Friedrichs erreichen. Man würde ihn meist nur nach dem Nutzen schäzen, den man aus seiner Allianz oder Vermittlung zu ziehen hoft. Grosse Wirkungen, selbst durch verhältnißmäßig geringe Mittel

hervorzubringen, sind nur das Werk des Genies, auf dem Throne, wie in dem engern Kreise des Privatlebens.

Die Theorie der Staatskunst erklärt sich einstimmig wider die grossen stehenden Heere; nur an der praktischen Ausführbarkeit ihrer Verminderung, in den grossen Staaten von Europa, unter den jezigen Zeit- und Machtverhältnissen, wird hie und da, selbst von blossen Theoretikern gezweifelt. Indeß sind jene Heere, nach Montesquieu's Ausdruk, eine neue Krankheit, eine Seuche, die sich über Europa verbreitet hat. Sie erhalten, schrieb d'Alembert an seinen Freund, Friedrich den Einzigen, die großen Staaten von Europa in immerwährender Spannung, und dieser gespannte Zustand ist von einem ununterbrochenen Kriege wenig unterschieden. Ludwig XIV. hat diesen statsverderbenden Irrwahn zuerst gegen Europa verschuldet, mit seinen stehenden 300,000 Land- und einer grossen Anzahl Seesoldaten. Den Erklärungsgrund dieser gefährlichen Erscheinung wird man schwerlich entdeken, wenn man ihn anderswo sucht, als in der Eroberungssucht, womit jener allerchristlichste König unheilbar behaftet war, und in seiner Neigung den bloß leidenden Gehorsam der Staatsbürger factisch herzustellen, während es den Theoretikern noch immer nicht gelingen will.

Ob denn aber wirklich die Hindernisse unübersteiglich sind, welche sich der Verminderung der stehenden Heere in den großen Staaten von Europa entgegenstemmen? — Der Vernunft ist es überall möglich zu herrschen. Am leichtesten wird ihr dieses auf dem Throne, wo die Zahl und Kraft der ihr zu Gebote stehenden Hülfsmittel eben so siegreich wirkt, als das fast unwillkührlich zuströmende Jauchzen der Menge, die zur Vergötterung eines Herrschers hingerissen wird, sobald sie gewahrt, daß seine Kraftäusserungen anders nicht als durch energische Weisheit, Gerechtigkeit und Milde bestimmt werden.

Dem Beherrscher eines grossen Staates, mit sittli-

chem und politischem Wohlwollen und mit Geistesüberlegenheit ausgerüstet, — sey er dieses für sich allein schon, oder in Verbindung mit dem engern Kreise seiner auserwählten Staatsgehülfen — ist es vorbehalten, wann auch nicht das phantasiereiche Projekt eines ewigen Friedens auszuführen, doch durch sein Beispiel das Unheil auffallend zu mindern, woran fast alle grossen Staaten durch den Druk der grossen stehenden Heere leiden. Ihm bleibt vorbehalten, den Wahn durch die That zu widerlegen: daß ohne eine sehr grosse stehende Armee ein Staat diejenige Achtung sich nicht verschaffen könne, die ein Volk dem andern schuldig ist*.

Die grosse Seele dieses Herrschers kennt kein anderes Recht als ihre Pflicht. Die Mittel, welcher sie sich bedient, fliessen einzig und unmittelbar aus dem strengen Gebote der Pflicht. Die einzige Leidenschaft, die sich ihrer bemächtigt, ist die der Ehre, der wahren wohlverstandenen Ehre. Sie belebt ein edles und kräftiges Streben nach einem würdigen Ziele. Strenge Ge-

* Der nordamerikanische Freistaat hat jenen Wahn schon widerlegt. Er hatte im Jahr 1803/4 (30. Sept. 1803 bis 30. Sept. 1804) Einkünfte: 17 Mill. 435,192 Dollars; Ausgabe: 12 Mill. 552,967 Dollars; mithin Ueberschuß 4. Mill. 882,225 Dollars. Die bewafnete Macht soll für das Jahr 1804/5 kosten: für den Land-Militär-Etat 942,922 Dollars, für die Marine, mit Inbegriff von 71,430 Dollars für die Mannschaft der Fregatte Philadelphia, 1,240,445 Dollars, und für das Kriegsdepartement 29,450 Dollars; also zusammen 2 Millionen 212,817 Dollars. Angenommen, daß in diesem Jahre die Einnahme der vom Jahre 1803/4 gleich käme; so würde die ganze Land- und Seemacht fast nur den achten Theil der gesammten Staatseinkünfte kosten, während dieselbe in europäischen Staaten die Hälfte, wo nicht gar zwei Drittheile derselben verzehrt. E. A. W. von Zimmermanns Taschenbuch der Reisen für 1805.

rechtigkeit übend, in allen inneren und äusseren Staats-verhältnissen, stets wachsam auf Alles was in seinen und andern Staaten vorgeht, fern von der Sucht durch Unrecht und Unbilligkeit sich zu vergrösern, von edlem Wetteifer ergriffen, in der schweren Kunst der Staatsverwaltung andere Staaten und sich selbst übertreffen, scheut dieser Fürst sich nicht, laut zu bekennen; daß er aufrichtig den Frieden wünsche, ohne den Krieg zu fürchten. Ueberzeugt, daß Begierde zu herrschen, Geschäftigkeit und Vielregieren nicht den Regenten, Militairlust nicht den Helden, Vielheit der Geseze nicht den Gesezgeber, mattes Sehnen nach Ruhe nicht den Friedensfürsten mache, ist Er, bei reger Aufmerksamkeit und Thätigkeit, stets bereit, durch Thaten im Kriege, wenn sein trauriges Loos es gebietet, sich eben sowohl einen grossen Namen zu machen, als durch schönere Thaten im Frieden.

Dieser Fürst rüstet sich eben darum, während der erquikenden Ruhe des Friedens, fortwährend zum Kriege. Seine Arsenäle sind, wie seine Schazkammer stets gefüllt, seine Festungen im besten Zustande, der administrative Theil eines grossen Kriegsheeres allzeit in Bereitschaft und Uebung, ein nicht kleines, aber für die Staats-Finanzkräfte und die Nationalindustrie auf keine Weise lästiges, immer schlagfertiges Musterheer — etwa der dritte oder vierte Theil der im Kriege aufbrechenden National- oder Heerbanns-Miliz, — als Kern der Nationalmacht stets auf den Beinen, und in machinaler, wie in taktischer Hinsicht seinem Namen entsprechend, seine Anführer in der Staats Kriegsschule gebildet und erzogen, die ganze streitbare Mannschaft des Staates von Jugend auf, unbeschadet ihrer übrigen Bildung und der Landesindustrie, gymnastisch in den Waffen und zur Ringfertigkeit geübt, und — weil blosse Bearbeitung der Gelenke und Muskeln, so wenig als ängstlich gewählte und zugeschnittene Kleidung, den Helden nicht bil-

det — durch Nationalerziehung zur Vaterlandsliebe, * Todesverachtung und grossen muthigen Thaten entflammt. Die kriegerische Natur dieser Mannschaft ist zwekmäsig ausgebildet. Ermüdende mechanische Uebungen, zwekwidrige Waffen und Kleidung legen ihr keine drükenden Fesseln an. Das Heer versteht die Kunst, den Feind zu schlagen und zu besiegen; und dieser weiß an dem Sieger nichts auszusezen als daß — er nicht exerziren kann, und nicht methodisch nach strategischen Grundsäzen schlägt, sondern, ohne Pedantismus, nach Naturprincipien siegt. Jeder gemeine Soldat, wenn er die gehörigen Fähigkeiten besizt, kann kommandirender General en Chef werden. Die Armee bewegt sich in der kürzesten Zeit, immer schnell und leicht, und sie befolgt, in der Regel, ein kühnes Angriffsystem, es sey nun en Tirailleurs, oder in Colonnen.

Fürwahr, jener Fürst bedarf unter den Seinen keiner Leibwache, und im Verhältniß zu andern Staaten nicht jener furchtsamem Arglist und Verschmiztheit, jener Afterweisheit, zu deren Bezeichnung die Verkehrheit den erhabenen Namen der Politik oder Staatsweisheit mißbraucht. Für die Erhaltung der **inneren** Ruhe bürgt das stehende kraftvolle und geachtete Heer nicht minder, als der feste, durch richtige Aufklärung und durch ächten, starken Freiheitssinn erzeugte Nationalwille, die Vaterlandsliebe, und die herzliche Ergebenheit des Volkes gegen die Person seines republikanisch regierenden Einherrschers.

Die Sicherheit von **aussen** wird gewährt, durch die hohe Achtung, wozu der Anblik ausgebildeter Gei-

* Vorschläge, wie man ächte Vaterlandsvertheidiger erziehe und bilde, thut ein erfahrner und unbefangener Weltbeobachter, ein **General**, in seinem mit Laune, Reflexionen, Anekdoten und Originalität reich ausgestatteten Werke: Deutschlands Wohlfahrt. (Leipzig 1805. gr. 8.) S. 147 ff.

stesgrösse und sittlicher Vollkommenheit selbst unwillkührlich hinreißt; durch die anerkannte Gewandtheit und unbestechliche Rechtliebe des Fürsten; durch die eigene politische Macht in der Hand eines solchen Regierers, und eines so organisirten und geleiteten Staates, der nicht nur mit einem, zwar nicht übermäsig zahlreichen, aber desto kraftvollern und kernhaftern stehenden Heere, sondern auch mit grossen Haufen ächter und streitfertiger National-Miliz, jeden Augenblik eine imponirende, bewafnete Stellung anzunehmen vermag; durch die unsichtbare föderative Macht, an der es diesem Staate nie fehlen kann, weil nicht nur alle unterrichtete, kluge und moralisch gute Menschen, sondern auch alle Machthaber, die nicht dem Vorwurfe der Tirannei, der Eroberungssucht und des Blutdurstes sich aussezen wollen, aufrichtig und fortwährend, auch ohne vorhergegangene Ueberkunft, auf seiner Seite stehen werden.

Ein solcher Fürst mit einem Staate vom sogenannten zweiten Range, wäre übermächtig: aber nicht in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, der es entweder auf die verhältnißmäsig grössere Zahl des stehenden Heeres allein, oder auf diese und die noch ausserdem im Nothfall aufzustellende überwiegende Militairmacht in sofern bezieht, als hiemit die Idee einer drohenden Stellung gegen andere Staaten, in nothwendige Kausalverbindung gesezt wird. Ja, übermächtig wäre Er zum Guten, das heißt zu Handhabung des Gleichgewichtes der Gerechtigkeit unter den Staaten, des einzigen Gleichgewichtes, womit sich ein völlig bestimmter und unchimairischer Begriff verbinden läßt. Seine Stellung ist fest, ohne Besorgnisse bei andern Staaten zu erregen. Sie ist drohend für den, dem Drohung gebührt, für den Uebelwollenden, den Feind der guten Ordnung, den Eroberungs- und Ränkesüchtigen, den Ruhestörer, den ungerechten Angreifer, den kleinlichten Afterpolitiker, der mit arglistiger, höfischer, oft nur eingebildeter Schlau-

heit, im Trüben fischen möchte, und eigennüzige Zweke durch verstekte ungerechte Mittel erreichen zu können wähnt. Der höhere Charakter dieser Uebermacht wäre nicht militärisch, und überhaupt nicht reinpolitisch, sondern moralisch.

Welche wohlthätige Segnungen würde jener Fürst auch über andere Staaten durch die Nachfolge verbreiten, wozu sich diese durch sein Beispiel und ihr eigenes, durch jenes Beispiel so kräftig motivirtes Interesse unwiderstehlich hingerissen fühlen müßten! Der krampfhafte Zustand im Innern, worein sie durch ein übermäßiges stehendes Heer versezt waren, würde aufhören. Sie würden fortan nicht mitten im Frieden, in einem erkünstelten Kriege leben. Mehr denn Zweidrittheile der Staatseinkünfte fliessen nicht mehr in die Militair-Casse; Ein Drittheil genügt! Es ist von nun an überflüssig, unaufhörlich an Erhöhung und Vervielfältigung der Abgaben zu sinnen, und den finanziellen Erfindungsgeist, so zu reden, auf die Folter zu spannen. Manche Auflagen können sogar herabgesezt, und solche, die der Sittlichkeit der Staatsbürger gefährlich sind, ganz abgeschaft werden. Dennoch bleibt ein merklicher Ueberschuß in der Staatseinahme, der zu den Künsten des Friedens, zu Erwekung der Nationalindustrie und zu Erhöhung der Nationalintelligenz, weit nüzlicher verwendet werden kann. Die moralische Macht in der öffentlichen Meinung, die an sich allein schon vor künftigen Gewaltthätigkeiten zu sichern vermag, wird durch eine solche Verwendung des Ueberschusses nicht nur miterschaffen, sondern auch unterhalten.

Für die ungeheure, bei der jezigen Lage der Dinge immer wachsende, unabsehbaren Folgen ausgesezte, Last der Staatsschulden, unter welcher die meisten grössern und kleinern Staaten seufzen, giebt es nun erst die Möglichkeit einer Radikalkur. Dieser krebsartige Schaden, dessen vorzüglichster Entstehungsgrund

heutzutage in der Ueberspannung des Militair-Etats liegt *, wird dadurch, daß man diesen in verhältnißmäsige Schranken zurükweiset, zwar nur allmählich, aber desto sicherer geheilt, wenn auch nur der dritte Theil der nun überflüssig gewordenen Militairkosten, jährlich dem Schuldentilgungsfonds, nach getilgten Schulden aber Landesverbesserungen, gewidmet wird. Jede Quadratmeile neues Land, welches der Staat rechtmäsig erworben hat, jeder Zuwachs an Bevölkerung gilt nun nicht mehr als willkommenes Signal zu neuer Truppenvermehrung. Die drükendste Last für den nach persönlicher Freiheit strebenden Staatsbürger, der Militairzwang, wird, wo nicht ganz aufgehoben, doch so sehr gemindert, daß er kaum noch fühlbar ist.

Dagegen erheben sich im Nothfall, wenn es, wie einst in Nordamerika, dem Seyn oder Nichtseyn des Staates gilt, wenn der Vater des Vaterlandes an den Donnerschild der Gefahr schlägt, die tausendfach kräftigern Hände der, vorlängst zum Kriege vorbereiteten, gerüsteten und in der Heerbannsrolle rottweise angeschriebenen Vaterlandsvertheidiger muthvoll zum Streite. Es kostet nur eine Landschreye (cri d'armes, und sie stehen in Reih und Gliedern, zur machinalen Gesammt-Ausführung und zum blinden militairischen Gehorsam, wie zur einzeln persönlichen Ringfertigkeit und Tapferkeit, ja selbst zu Thaten der Kriegsklugheit bereit. Wie aus der Erde, steigen sie zu der Gewaltschlacht empor. „Dem Zakenbliz in der Wolkennacht „gleich" fliegen sie an den Ort der Gefahr, erklimmen

* Ein europäischer Staat, der sich mittelst eines grossen stehenden Heeres, zu einer der ersten Mächte erheben möchte, während ihm die Basis einer solchen Höhe fehlt, könnte seinen Sturz nur durch Schuldenfreiheit, durch einen ansehnlichen Schaz, und durch äusserst geschikte Manipulation und Pünktlichkeit in der Finanzverwaltung verspäten.

Felsen und wolkenbrechende Gebirge, stürzen sich in Schluchten und Thäler hinab, überschreiten Schneewüsten und Ströme wie Sandfurchen.

Solchergestalt hebt sich von selbst die bedingte Nothwendigkeit eines übermäsig grossen stehenden Kriegsheeres, oder die gewählte Voraussezung, daß der Staat von der Eroberungssucht seiner Nachbarn etwas zu fürchten habe, und eine Garantie Aller durch einen Staatenverein, gegen die Herrschsucht des Einzelnen nicht vorhanden sey.

Möge auch hier das leuchtende Beispiel eines aufblühenden Staaten-Coloß in der neuen Welt, des nordamerikanischen Freistaates, für Europa wohlthätig wirken! — Da ist „jeder waffenfähige Staatsbürger verpflichtet, für das Vaterland zu streiten, sobald es die Noth fordert. Am geschiktesten hiezu sind die Bewohner der nördlichen Staaten. Schon von früher Jugend an kennen sie den Gebrauch des Schießgewehrs. Alle Mannspersonen von 16 bis 40 Jahren sind in die Musterrolle der Miliz eingezeichnet; ausgenommen die Mitglieder des Kongresses, die Staats- und die Kirchendiener, Lehrer, Studenten, Aerzte und Wundärzte, Schiffskapitaine, Müller, Indier, Neger und Mulatten; wie auch alle Quäker, die jedoch die Kosten zur Ausrüstung mittragen müssen. Alle Krieger dieser Art, in den sämmtlichen Provinzen, (bei einer Volksmenge von mehr denn sechs Millionen) berechnet man auf acht bis neunmal hunderttausend Mann. Sie sind in Infanterie- und Kavallerie-Regimenter und in ein Ingenieur- und Artilleriekorps eingetheilt. In jeder Provinz ist der Präsident oder Gouverneur derselben ihr Oberbefehlshaber oder Generalkapitain. Der besoldeten oder stehenden Truppen sind demnach sehr wenig, und man kann auch ihren Bestand nicht genau angeben. Nur so viel weiß man, daß sie in vier sogenannte Unterlegionen abgetheilt sind, deren jede von einem Oberstlieu-

tenant kommandirt wird, und daß das ganze Kriegswesen unter einem Kriegsamt steht (dessen Unterhaltungskosten für das Jahr 1805 auf 29,450 Dollars angeschlagen werden), und die Truppen zur Friedenszeit von einem GeneralMajor kommandirt werden*".

Wendet man seinen Blik von Europa auf den teutschen Reichsstaat insbesondere, so bietet sich in diesem so vielfach complicirten Staate eine andere Ansicht der Militairverfassung noch weit weniger dar. Das teutsche Reich im Ganzen (in seiner Gesammtheit), obwohl im Herzen von Europa, ist die friedlichste Continental-Macht**. Das: „tempore pacis de bello cogitandum" oder „si vis pacem, para bellum", ist ihm praktisch fremd. Mit beneidenswerther Ruhe überläßt es sich, in Friedenszeiten, den Künsten des Friedens, und nur erst bei nahbevorstehendem Kriege entschließt es sich, in hergebrachten Formen, zu Kriegsrüstungen.

Dennoch ist der Mangel aller Rüstung in Friedenszeiten, zum Theil nur scheinbar. Ein beträchtlicher Theil der teutschen Reichsstände unterhält immerwährend ein geübtes Kriegsvolk, dessen Zahl vielfältig den Maasstab des Kreiscontingentes weit überschreitet; und sämmtliche Reichsmitglieder halten, in ihren teutschen und auswärtigen Staaten, zusammen ein stehendes Kriegsheer von mehr denn 750,000 Mann. Muthmaßlich liegt hierin ein Erklärungsgrund, warum der Kaiser nicht für nöthig fand, den Vorschlag der Reichsversammlung vom J. 1702 zu genehmigen, daß das Duplum der Reichs-

* Meusel a. a. O. S. 744.

** Sein politischer Charakter wird geschildert, in Klübers Einl. zu einem neuen Lehrbegriff des teutschen Staatsrechts, §. 76—78.

armatur stets in Friedenszeiten auf den Beinen stehen solle *.

Dieses Duplum würde, nach den heutigen Militairverhältnissen der europäischen Mächte, für einen Staat von solchem Umfange, wie Teutschland, den Vorwurf des Uebermaases schwerlich erhalten. Es bestünde aus 80,000 Mann, worunter 24,000 Mann Reuterei. So viel, und mehr, halten jezt schon drei Kurfürsten, Pfalzbaiern, Sachsen und Braunschweig-Lüneburg. Nach dem Reichsschlusse von 1681 bestünde zwar die Reichsarmatur aus mehr nicht als 40,000 Mann, worunter 12,000 M. Cavallerie begriffen sind. Allein in Reichskriegen hat man Beispiele, daß das Triplum (1757 und 1793), ja sogar das Quintuplum (1794 und 1799) der Reichsarmatur ausgeschrieben ward; wiewohl selten mehr als das Duplum wirklich in das Feld rükte. Dagegen wird die Reichsgeneralität auch in Friedenszeiten stets komplet, wenn gleich nicht bezahlt, doch in Bereitschaft gehalten; daher bildet diese Generalität allein den Friedens-Etat der Reichs-Militairverfassung. Die Schiksale einer Reichsarmee in Kriegszeiten sind bekannt; sie sind ein Beleg zu der Lehre von dem Werthe solcher politisch-militairischen Coalitionen in Kriegszeiten, bei welchen die coalirten Mächte ihre Truppen vereinigt auftreten und agiren lassen. Ebendarum wird auch der Kenner, bei seinem Urtheil über die teutsche National-Tapferkeit, einen andern Maasstab wählen, als die Geschichte der Reichsarmee.

Welche Meinung man auch in der Vorzeit, und vielleicht noch bis zu dem siebenjährigen, oder gar bis zu dem jüngsten achtjährigen Kriege, von der Wirksamkeit unserer bewaffneten Reichsmacht gehegt haben mag; so kann man sich doch unmöglich verhelen, daß in

* In dem schwäbischen Reichskreise sollen jedoch auch in Friedenszeiten anderthalb Simpla der reichsmatrikularmäßigen Mannschaft stets auf den Beinen stehen.

der neuesten Periode solche Konceptionen hierüber in die öffentliche Meinung sich eingesenkt haben, die nichts weniger als zum Vortheil des Reichsstaates sprechen. Aber eben so gewiß ist auch, daß ein ruhmwürdiger Geist der Friedfertigkeit und Anspruchlosigkeit selbst die Territorial-Departements der auswärtigen Angelegenheiten, in Absicht auf die europäischen Staatsverhältnisse fast einmüthig belebt. Statt aller weitern Bemerkungen, stehe hier das anderswo gedrukte, wiewohl übertriebene, Urtheil eines teutschen Thorschreibers. *

„Wie wir", — so spricht dieser Treuherzige — „mit der Wohlfahrt Teutschlands, insofern es einen Bestandtheil der europäischen Republik ausmacht, daran sind, darüber kann seit dem Frieden von Lüneville keine Frage mehr seyn. Vorher war es uns zwar schon ziemlich deutlich demonstrirt worden, daß wir unmächtig und schwach sind; aber durch denselben, und besonders durch seinen die teutschen Angelegenheiten betreffenden Appendix (den Reichsdeputations-Hauptschluß), ward die politische Nullität des germanischen Staatskörpers planmäßig vollendet und auf ewig sanktionirt. Denn von nun an haben wir, als Gesammtheit betrachtet, auf die Angelegenheiten von Europa so wenig Einfluß mehr, als die grossen und kleinen Könige, die in dem Innern von Afrika hausen, und wenn wir uns auch — wie wir denn in den lezten Zeiten sehr anspruchlos und sanftmüthig geworden sind — hierüber trösten können, so muß doch das uns wehe thun und kränken, daß fremde Mächte uns ihren Willen als Geseze diktiren, daß wir keine Kraft mehr haben, um unsern eigenen geltend zu machen, und daß Teutschland der Tummelplaz ist, auf dem imponirende Gewaltthätigkeit und trozige Usurpation, unter dem tiefen Stillschweigen der allgemeinen Regierungsmacht, ungehindert ihr Wesen treiben kön-

* National-Chronik der Teutschen, 1805. St. XI.

nen. Teutschland ist in dieser Hinsicht ein Gemeingut der auf unserm Erdtheil präponderirenden Mächte, oder es ist, wie wir Lateiner sprechen, res nullius, das heißt, ein auf einem Gemeindeplaz stehender Obstbaum, von dem jeder Vorübergehende die Aepfel schüttelt, weil die Dorfpolizei nichts taugt."

Je weniger das teutsche Reich im Ganzen beflissen ist, sich in Friedenszeiten das Ansehen militairischer Wichtigkeit zu geben, desto mehr macht sich schon seit geraumer Zeit hie und da bei einzelnen reichsständischen Landesherren ein Streben jener Art bemerklich. Die Geschichte spricht von stehenden reichsfürstlichen Kriegsheeren von 20,000 bis 30,000 und mehr Mann in Friedenszeiten, und auch von andern, deren Friedensstand die Zahl von 20 bis 30 Mann nicht überschritt.* Man kennt reichsfürstliche General-Feldzeugmeister und General-Lieutenante und reichsgräfliche Obriste und Obristlieutenante. Dagegen haben selbst Kurfürsten und regierende Reichsfürsten es nicht unter ihrer Würde gehalten, in den Kriegsheeren europäischer Mächte General- und Offizierstellen zu bekleiden.

Inzwischen würde dieser Territorial-Militairgeist schwerlich grosse Fortschritte gemacht haben, hätten nicht theils die Tapferkeit und der Kriegsruhm einzelner teutscher Fürsten, die sich in den Kriegsheeren auswärtiger Staaten von Zeit zu Zeit einen grossen Namen machten,

* Ein Graf von Limburg-Styrum unterhielt auf seinem reichsritterschaftlichen Gute Wilhermsdorf, vor 35 Jahren, ein Husarencorps. Dieses bestand, nach dem Friedensetat, in einem Obristen und sechs Offizieren, dann zwei Gemeinen. Auch ein Jägerkorps ward von ihm unterhalten, wobei der Revierjäger im Dorfe nebst seinem Jäger- und Lehrpurschen die Primarplana formirte. In dem gedrukten Adreßkalender dieses Kriegsherrn werden die Offiziere beider Corps mit Namen angegeben.

theils der den Machthabern der Staaten, wie den Privatleuten, eigene Nachahmungstrieb, und die Begierde, an den europäischen Staatshändeln activen Theil zu nehmen, theils aber, und vorzüglich die mit fremden Mächten geschlossenen Subsidien-Traktaten, durch die man ein ansehnliches Kriegsheer ohne Kosten halten, und noch obendrein ohne Mühe sich Geld machen konnte, ihm Anlaß und Entwiklung verliehen.

Insbesondere ist die uralte Sitte, für auswärtige Staaten zu streiten und teutsches Blut (Subsidientruppen) für fremdes Geld zu verkaufen, ein Zug in dem Nationalcharakter der Teutschen, den weder der Lauf von zwanzig Jahrhunderten, noch die wichtigsten Veränderungen in Regierungsform und Aufklärung auszulöschen vermochten.* Teutsche dienten in dem gallischen Heere, welches in dem sechs und dreissigsten Jahrhunderte der Welt Rom erobert hatte; und nach ihrer Zerstreuung durch den römischen Feldherrn Camillus, dienten sie den kleinen Staaten in Griechenland und Sicilien. Cäsar verschafte sich durch Bündnisse einige teutsche Cohorten, die er zu dem Kern seiner Krieger rechnete. Teutsche Helden, wie Marbod und Hermann, dienten in dem römischen Heere; teutsche Grosse strebten nach römischen Kriegswürden. Teutsche dienten in der Leibwache der römischen Kaiser, liessen sich von ihnen nach Britannien überschiffen, von Marcus Aurelius wider die Markomannen anwerben, eilten (die Angelsachsen) unter brittische Fahnen, um wider die tapfern Schotten und Picten zu streiten; und sächsische Söldner liessen sich von dem französischen Könige Karl dem Kahlen wider die Bewohner von Bretagne in die erste Reihe seines Heeres stellen.

Teutsche folgten dem Aufgebote fremder Lehnherren zum Heerzuge selbst in entlegene Länder, verstärkten die Heere griechischer Kaiser, traten (die Sachsen) in den

* Posselts europ. Annalen, 1800, IX. 231.

Sold des polnischen Herzogs Misеko gegen die Russen, fochten in den Kreuzzügen wider Mahomedaner und Heiden, und bildeten eine eigene Leibwache ungarischer Könige. Achthundert Teutsche dienten (1137) dem von Kaiser Lothar II gesezten Herzoge von Apulien zum Schuze gegen die Normänner; andere führte Manfred (1266) in Neapel zum Siege; und schon in dem dreizehnten Jahrhundert findet man förmliche Subsidien-Traktate deutscher Fürsten mit Auswärtigen.* Den Engländern überliessen zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts, der Erzbischof von Cölln und der Graf von Flandern Hülfsvölker wider die Franzosen; und sogar der teutsche König Adolph versprach ihnen, gegen gute Bezahlung, die Franzosen anzugreifen. Teutsche Krieger, vorzüglich böhmische und schweizerische, wurden in die Leibwachen ausländischer Fürsten angeworben. Die Landsknechte, die das Kriegen wie ihr Handwerk betrachteten, zogen haufenweise in alle Gegenden von Europa, wo Krieg geführt ward. Herzog Johann Wilhelm von Sachsen sendete in der andern Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts dem Könige Heinrich II von Frankreich 4000 Mann, und Karl dem neunten 5000 Mann Hülfstruppen. Von patriotischem Eifer geleitet, überließ der fromme Herzog Ernst von Sachsen-Gotha dem Kaiser stets 4000 Mann Hülfstruppen.

Am weitesten ward dieses Subsidien-System in dem achtzehnten Jahrhundert durch die Seemächte England und Holland getrieben. England, das in Friedenszeiten ein sehr mäsiges Heer unterhält, schäzt den Werth des inländischen Menschen sehr hoch. Es giebt also lieber Guineen, und miethet fremde Soldaten Regimenterweise. Es wendet sich deßhalb vorzüglich an teutsche Fürsten, um Subsidientruppen theils in Frie-

* Vielleicht ist der älteste Subsidien-Traktat der von 1213, zwischen Wilhelm Grafen von Holland und K. Johann von England. Kluit hist. Holland. T. II. P. I. p. 349.

denszeiten unterhalten, theils in Kriegszeiten wirklich stellen zu lassen. Mit solcher Hülfe trat England in dem spanischen Erbfolgekrieg mit 200,000 Mann auf; auch Holland erschien mit einer grössern Macht im Felde, als die ganze östreichische Monarchie unterhalten konnte. In dem J. 1750 schloß England einen Subsidientraktat mit Baiern; in den Jahren 1755 und 1759 mit Hessen-Cassel. In dem nordamerikanischen Kriege, sagt Friedrich II (in seinen Mémoires depuis la paix de Hubertsbourg etc. chap. 4.) „wandten die Engländer, die da glauben, daß sie alles erhalten können, wenn sie nur Guineen bieten, sich anfänglich an die Kaiserin von Rußland, und beleidigten sie mit ihrem Ansuchen um so mehr, da der edle Stolz dieser Monarchin es tief unter ihrer Grösse hielt, Subsidien von einer andern Macht anzunehmen. Endlich fanden sie in Teutschland geizige oder verschuldete Fürsten, die ihr Geld nahmen. Dadurch erhielten sie 12,000 Hessen, 4000 Braunschweiger, 1200 Mann von Ansbach, eben so viel von Hanau, ohne einige hundert Mann zu rechnen, die der Fürst von Waldek (und Anhalt-Zerbst) ihnen lieferte."* Diese teutschen Hülfstruppen, die von Teutschland aus fortwährend rekrutirt werden mußten, kamen, mit dem mäsigen Verlust von 15,853 Mann aus Amerika nach Teutschland zurük. Nicht minder bekannt ist, welche ungeheure Menschenmasse England in dem jüngsten französischen Revolutionskriege in Bewegung sezte, indem es Subsidien-Traktaten mit Oestreich, Sardinien, Baiern, Mainz, Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt, Wirtemberg, Braunschweig-Wolfenbüttel, Löwenstein-Wertheim u. a. schloß.

* Es ist vielleicht wenig bekannt, daß der grosse Friedrich ein Regiment Hessen, welches auf der Weser bei Preussisch-Minden passirte, anhalten, und als Waare nach dem Tarif verzollen ließ.

Auf gleiche Weise verschaften die vereinigten Niederlande sich seit dem J. 1750 teutsche Subsidien-Truppen von Kurköln, Münster, Wirtemberg, Braunschweig, Ansbach, Sachsen-Gotha, Waldek u. a.

Diese Sitte, teutsche Menschen an fremde Staaten, und sogar in fremde Welttheile für Geld zu verleihen, hat zum Theil sehr harte Urtheile erfahren. Der jüngere Moser nannte sie einen Blut- und Menschenhandel. „Die römische Bürgerkrone (sagt er in seinen Beherzigungen 1781, S. 583) mit dem ewiggrünenden Eichenkranz und den herrlichen Worten: ob cives servatos, würde bei solchen Landesvätern billig die Umschrift führen müssen: ob cives venditos." Montecuculi suchte jene Sitte durch die Hyperbel zu erklären: „um Geld dient der Teutsche dem Teufel." — Lamberty (in seinen Mémoires III. 761.) sagt: „es gab Leute, welche den teutschen Staatskörper mit einer massiven und schweren Maschine verglichen, die schwer in Bewegung zu sezen ist. Doch räumten sie ein, daß hin und wieder gute Federn darin seyen; andere seyen so verrostet, daß sie eher nicht wirksam würden, als bis man sie mit metallischem Subsidien-Fett eingeschmiert habe." — König Friedrich II schrieb am 18 Jun. 1776 an Voltaire (der ihm den Katechismus der Fürsten, von dem verstorbenen Landgrafen zu Hessen-Cassel Friedrich II mit der Anmerkung zugesendet hatte: „ein Gemälde, woran man ohne Mühe einen Mahler aus Ihrer Schule erkennt"): ich danke Ihnen für den Catéchisme des Souverains, ein Produkt, das ich aus der Feder des Herrn Landgrafen zu Hessen nicht erwartete. Sie erweisen mir zu viel Ehre, wenn Sie seine Bildung mir zuschreiben. Wäre er aus meiner Schule, so hätte er seine Unterthanen den Engländern nicht verkauft, wie man Vieh zur Schlachtbank verhandelt. Dieser lezte Zug verträgt sich nicht mit dem

Charakter eines Fürsten, der sich zum Lehrmeister der Fürsten aufwirft. Die Leidenschaft eines schmuzigen Ehrgeizes, ist die einzige Ursache dieses unwürdigen Benehmens."

Inzwischen ist nicht zu läugnen, daß manche teutsche Fürsten mittelst der von fremden Mächten erhaltenen Subsidiengelder, entweder drükende Staatsschulden bezahlt, oder Landesverbesserungen unternommen, oder Schäze aufgehäuft, oder sich in den Stand gesezt haben, eine grössere Anzahl stehender Truppen zu unterhalten, und damit zu figuriren, als ausserdem die Kräfte des Landes würden gestattet haben. Das lezte möchte nun gerade die schlimmste Seite jener Subsidien-Traktate seyn, wodurch sie für Land und Leute, durch mehrere Generationen, nachtheiligen Einfluß äussern. Vorher waren die stehenden Heere in teutschen Staaten von mittlerer Grösse, und in kleinern, bei weitem weder so häufig noch so zahlreich, als seit dem leidigen Subsidien-System.

Erst seit dem westphälischen Frieden findet man, in teutschen Partikulärstaaten, stehende Truppencorps von einiger Bedeutung. Vorher begnügte man sich höchstens mit einer Leib- und Schloßwache; allenfalls kam noch eine Polizeigarde hinzu. Die Nachahmungssucht vermehrte diese nach und nach, bis hie und da kleine Armeen daraus entstanden, und selbst in den kleinsten Ländern beeiferte man sich, zum wenigsten in den Augen der Reisenden und Gäste sich ein militärisches Ansehen zu geben. Die östreichische und die kurbrandenburgische (preussische) Armee wuchs schnell zu einem kriegerischen Coloß heran, wie schon oben angegeben ist. Dieses ließ sich mit den auswärtigen souverainen Staatsverhältnissen jener Mächte entschuldigen. Allein ihr Beispiel wirkte schnell auf andere teutsche Fürsten. Kurpfalz, Baiern und Kursachsen folgten nach. Unter den nichtkurfürstlichen Landesherren zeichnete sich

der Herzog, nachheriger Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg in der Nachfolge ganz vorzüglich aus. Er unterhielt, ausser der ältern Garde zu Pferde und zu Fuß, schon im Anfange der andern Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts drei Infanterie- und zwei Cavallerie-Regimenter. Dann errichtete er kurz hintereinander: Infanterie-Regimenter, 1667 eines, 1668 eins, 1670 eins, 1675 vier, 1680 eins, 1691 eins, 1692 eins, 1702 eins, 1704 eins, 1707 eins, 1717 eins, 1724 eins, 1741 eins, 1745 eins; Cavallerie-Regimenter: 1671 eins, 1675 zwei, 1680 eins, 1682 eins, 1689 zwei, 1701 zwei, 1744 eins, 1745 eins. *

Ausser diesen zeichnete sich noch Hessen-Cassel aus. Dann folgten Holstein, Hessen-Darmstadt, Kurköln nebst Münster und Braunschweig-Wolfenbüttel. Etwas geringer war der militairische Friedens-Etat von Wirtemberg, Ansbach-Baireuth, Baden, Schwedisch-Pommern, Sachsengotha. Noch geringer der von Kurmainz, Lüttich, Wirzburg und Bamberg, Kurtrier, Meklenburg, Salzburg u. a.

Die meisten der übrigen Landesherren, namentlich die geistlichen, beschränkten sich auf eine Schloß- und Polizeigarde, oder hielten so viel reguläre Truppen, als zu Stellung ihres Kreiscontingentes nöthig waren. Manche hielten gar kein stehendes reguläres Militär, sondern organisirten bloß einen Landsausschuß oder Landmiliz für Noth- und Polizeifälle. Doch fand man in mehrern Ländern, neben den stehenden oder regulären Truppen, noch Landmiliz,

* J. F. S. kurzgefaßte Geschichte aller churbraunschweig-lüneburgischen Regimenter. Frankf. u. Leipz. 1760. 8. F. v. W. Geschichte der Errichtung sämmtlicher churbraunschweigischen Truppen. Zelle 1769. 8.

welche in Regimenter und Compagnien eingetheilt ward. In etlichen der kleinern Länder, oder Ländchen, fängt man hingegen jezt, nach dem Kriege, an, das stehende Militair zu vermehren, Armatur-Säle anzulegen, Feuerschlünde anzuschaffen, und sich zu rüsten.

Die associirten vordern Reichskreise Schwaben, Franken ꝛc. beschlossen im J. 1697, ein ordentliches und geübtes Kriegsvolk auch in Friedenszeiten zu unterhalten, weil sie ohne Waffen weder den Landfrieden erhalten, noch eine andere Hülfe leisten könnten, und mit ungeübten Leuten nicht viel auszurichten sey. Nachher, im J. 1714, ward die Anzahl des stehenden Kreismilitairs, nach Maasgabe des Associations-Recesses von 1711, auf $1\frac{1}{2}$ Simpla, mithin auf die Hälfte des Triplums, festgesezt. Indeß ist doch diese Uebereinkunft nicht immer, und auch nicht überall streng befolgt worden.

Wenn gegen übermäsige stehende Kriegsmannschaft eines teutschen Landesherrn Beschwerde geführt wird, so kann dabei nicht die Rede seyn von derjenigen Mannschaft, welche in Reichs- und erlaubten Landeskriegen nach jedesmaliger Nothdurft aufgestellt wird. Eben so wenig kommt dabei in Betrachtung, wenn in Friedenszeiten einzelne waffenfähige Unterthanen, gegen Entschädigung, zu regulären Militairdiensten oder zur Landmiliz genöthigt, oder Freiwillige dazu angeworben werden, so weit die Unterhaltung des Kreiscontingentes, die Reichsexecutionsordnung und die Handhabung der Landespolizei es erfordert. Nicht von einer Truppenzahl nach diesem reichs- und landesconstitutionsmäsigen Verhältniß, sondern nur von dem Uebermaas kann die Rede seyn. Die Gränzlinie zwischen Maas und Uebermaas läßt sich jedoch nach dem so eben angegebenen Grundsaze, staatsrechtlich leichter, aber auch da leichter in der Theorie denn in der Praxis, ziehen, als politisch und staatswirthschaftlich.

Von der staatswirthschaftlichen Seite betrachtet, wird man sich indeß vergebens bemühen, ein richtiges Verhältniß zwischen der militärischen Wichtigkeit eines teutschen Staates von mittlerer Grösse, der einen, die Reichs- und Kreis-Matrikularverhältnisse und die Landespolizei übersteigenden Kriegsstaat unterhält, und dem Aufwande an Menschen und Staatseinkünften zu bemerken, welchen jener Kriegsstaat erfordert. Fingire man einen teutschen Staat von mittlerer Grösse (die Anwendung läßt sich, nach dem hier angegebenen Verhältniß, sogleich auf jeden wirklichen teutschen Staat, von 2 Millionen bis 200,000 Einwohnern, machen) mit einer Volksmenge von 300,000 Seelen. Die Einkünfte (sehr hoch gerechnet) seyen 2,100,000 Reichsgulden, der Flächeninhalt 120 Quadratmeilen, die stehende Kriegsmacht 6000 Mann; so ergeben sich folgende Resultate:

1) auf 50 Seelen kommt ein Soldat (in Oestreich auf $83\frac{1}{3}$ Seelen);
2) auf 1 Quadratmeile kommen 50 Soldaten (in Oestreich nur $25\frac{230}{473}$);
3) auf jede Million Einkünfte kommen $2727\frac{3}{11}$ Soldaten (in Oestreich nur $2479\frac{41}{121}$).

Nimmt man, das Verhältniß des Fußvolks zu der Reuterei sey so, daß diese den vierten Theil des ganzen Kriegsheeres ausmacht; ferner, daß 1000 Mann Infanterie, wie in Oestreich, jährlich 50,000 Thaler (zu 1 fl. 48 kr.), 1000 Mann Cavallerie hingegen, ebenfalls wie in Oestreich, 100,000 Thaler kosten; so betragen die jährlichen Unterhaltungskosten jener reichsfürstlichen Kriegsmacht von 6000 Mann:

von 4,500 Mann Fußvolk 405,000 Reichsgulden.
von 1,500 Mann Reuterei 270,000 = = =

Summe 675,000 Reichsgulden.

In diese Summe sind jedoch nicht eingerechnet:

a) die Kosten der Generalität,

b) die Kosten der Zeug- und Vorrathshäuser,
c) die Versorgung der Invaliden, Pensionen der entlassenen Offiziere 2c.
d) die Kosten der Festungen,
e) die Kosten der Kriegsschulen,
f) die ausserordentlichen Kosten, z. B. bei Uebungslagern, Mobilmachung der Truppen, Märschen, Translocationen u. d.

Schlägt man alle diese Kosten jährlich nur auf 25,000 fl. an (obgleich sie das drei- bis vierfache dieser Summe betragen werden); so kostet der ganze fürstliche Kriegsetat in Friedenszeiten jährlich

700,000 Reichsgulden,

mithin $\frac{1}{3}$ der sämmtlichen Staatseinkünfte; vorausgesezt, daß diese wirklich 2,100,000 Gulden trügen, welches aber bei einem Staate von nur 300,000 Einwohnern nicht zu erwarten ist. Jene Kosten steigen aber in Kriegszeiten ungleich höher. Dazu kommt noch, daß in Kriegszeiten eine beträchtliche Vermehrung des Militärs nicht nur gewöhnlich, sondern auch, weil man nun einmal in Friedenszeiten eine militairische Positur angenommen hat, schon um der Ehre willen sogar nothwendig wird, so bald es zum Ernst kommt.

Demnach würden in dem angenommenen teutschen Staate von mittlerer Grösse, selbst in Friedenszeiten weit über Ein Drittheil aller Staatseinkünfte auf die stehende fürstliche Kriegsmacht von 6000 Mann jährlich verwendet. Ist dieses Verhältniß schon in einem europäischen Staate vom ersten Range ein Mißverhältniß, so muß es solches in einem sogenannten halbsouveränen Staate, in einem subordinirten teutschen Partikulärstaate, noch weit mehr seyn. Verwendet doch in der neuen Welt der mächtig aufblühende nordamerikanische Freistaat, auf einer Erdfläche von mehr denn 30,000 Quadratmeilen, bei einer Bevölkerung von 6,091,591 Menschen, bei noch unbenuzten

ungeheuren Finanzquellen, bei einem Revenüen-Ueberschuß, * von 4 Mill. 882,225 Dollars, und bei der Nothwendigkeit, eine kostbare Seemacht zu unterhalten, kaum den achten Theil seiner Einkünfte auf den Friedens-Etat der Land- und Seemacht! Welche Parallele! — Indeß verwendet Sachsen-Coburg-Saalfeld jezt nur $6\frac{17}{18}$ der Staatseinkünfte, auf seine stehende Kriegsmacht! **

Der persönliche und Regentenaufwand des Beherrschers eines teutschen Staates von mittlerer Grösse, ist ohnehin verhältnißmässig beträchtlicher, als in einem grossen souverainen Staate von Europa. Die Hofhaltung, die landesherrliche Chatoulle, der Unterhalt der fürstlichen Familie, die Staatsverwaltung, die Gesandtschaften und Agentieen, sind, nach Verhältniß alle kostbarer, als in einem grossen Staate. Man muß von Allem Etwas und doch so viel haben, daß überall Anstand und Würde in den Privat- und Familienverhältnissen des Regenten gehandhabt, und die Staats-

* Dieser Revenüen-Ueberschuß stieg im J. 1799, sogar auf neun Mill. 52,232 Dollars, welche dem Schulden-Tilgungs-Fond zugewiesen wurden.

** In dem coburgischen Ländchen wurden unter der vorigen Finanzadministration, bei ungefähr 250,000 Gulden Einkünfte, jährlich nur 17,000 Gulden auf das stehende Militair verwendet, also 14 12/17 der Staatseinkünfte. Der jezige Administrator, rühmte im vorigen Jahre, unter den von ihm getroffenen Landesverbesserungen, auch die Erhöhung des Militair-Etats, so daß er jezt jährlich 36,000 Gulden, oder 6 17/18 der Staatseinkünfte (folglich mehr als in dem nordamerikanischen Freistaate) koste. K. A. v. Wangenheims Beitrag zur Geschichte der Organisation der coburg-saalfeldischen Lande, durch den geh. Rath und Minister von Kretschmann, Th. II. (1805. 8.) S. 129.

verwaltung genügend besorgt werden könne. Mit der Hälfte Mehraufwand könnte vielleicht ein doppelt grösserer und einträglicherer Staat regiert werden.

In jenem teutschen Staate bleiben also für die Unterhaltung einer, den Reichs- und Kreis-Matrikular-Mannschaftsfuß und die Territorial-Polizei überschreitenden Kriegsmacht, verhältnißmäßig weit weniger Hülfsmittel übrig, als in einem fünf und zwanzigmal grössern souverainen Staate. Fehlte es auch nicht an einer hinlänglichen Anzahl Cantonisten, die man unter das Gewehr stellen könnte, so ist doch der etwa vorhandene Revenüen-Ueberschuß nicht groß genug, um nicht Horazens: mancipiis locuples, eget aeris Cappadocum rex, auf sich anwenden zu müssen. Wollte nun in einem solchen Lande das Beispiel eines grossen Staates von 20 bis 25 Millionen Einwohnern, und von 10 bis 20,000 Quadratmeilen Land, in dem Kriegswesen copirt werden, so würde die Copie, wenn sie gleich nach einem äusserst verjüngten Maasstabe gemacht wird, dennoch auffallende Mißverhältnisse verrathen, und man würde, dafern sie nur halberträglich und nicht karrikaturmäßig ausfallen soll, einen Aufwand an Staatskräften daran verschwenden müssen, der Land und Leute äusserst wehe thun, und den Staatshaushalt auf mehrere Generationen hin zerrütten müßte.

Unter solchen Umständen muß die Unterhaltung eines unverhältnißmäßig starken Truppenkorps einem reichsständischen Lande noch lästiger fallen, als einem grossen souverainen Staate. Das Kriegswesen ist ohnedem in neuern Zeiten ungleich kostbarer, als ehehin. Die Weise Krieg zu führen, fordert jezt einen Aufwand, der sich bei den in den meisten Ländern schon in Friedenszeiten hochgespannten Auflagen, so geschwind, als das dringende Bedürfniß der Zeitläufte heischt, durch Auflagen nicht aufbringen läßt. Die natürliche Folge sind; ein

grosses Deficit in der Staatskasse und, um dieses zu deken, — Staatsschulden.

Zwar wird es nicht an Dienstfertigen fehlen, welche neue Quellen der Staatseinkünfte zu öffnen versprechen, um das durch den überspannten Militair-Etat entstehende Deficit zu deken. Das Heer der indirekten Auflagen, bis auf die Staatslotterien, Papiermünzen und gezwungenen Anleihen herab, wird gemustert, und eine Erhöhung der Eigenthumssteuer proponirt werden. Man wird sogar durch Besteuerung der Domänen ein scheinbares Opfer bringen *, und durch gespannte Finanzplane zu ersezen suchen, was der Mangel eines gründlichen Ersparungs-Systems vergeuden läßt.

Allein der redliche, kundige, prüfende und vorsichtige Staatsmann kann mit jenen allzeitfertigen Projektenmachern, mit jenen poetischen Finanziers, nicht auf einer Linie stehen, denen mit jedem kommendem Morgen ein neues Projekt zu Gebote steht, die gern das Ansehen haben möchten, als ein Messias aus den Wolken gefallen zu seyn, um Zeichen und Wunder zu thun, die mit einem Geldbeutel in der Hand an allen Thüren anklopfen **, und für welche die Gefahr eines Staatsbanke-

* Bei einer wahrhaft strengen und weisen Staatsökonomie, wo man die Einkünfte zum Maasstabe der Einnahme, und nicht die Ausgaben zum Maasstabe der Einnahme macht, ist die Besteuerung der Domänen ohne wesentlichen Nuzen, ja in so fern schädlich, als dadurch das Rechnungswesen erschwert wird.

** Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar, um die Fourage für ein neuerrichtetes Cavallerie-Regiment zu erhalten, forderte dieselbe kurzweg von seinen Unterthanen. Diese äusserten ihren Unwillen laut über eine solche Zumuthung. Der Herzog verbot hierauf, durch ein Edikt vom 3. Nov. 1736, das Raisonniren bei halbjähriger Zuchthausstrafe: „massen," fügte er hinzu, „das

rotts eine Kleinigkeit ist, wenn es darauf ankommt, ein Lieblingsprojekt durchzusezen, oder ihrem Eigennuz oder Ehrgeiz zu fröhnen. Sie gleichen jenem Gesezgeber, der sich rühmte, daß die Geseze wie Pilse über Nacht aus seinem Gehirn hervorwüchsen, den aber Andere mit einem Müller verglichen, der die Mühle bei Tag und Nacht, bei hohem und seichtem Wasser, immer laufen, und — da es oft an Mahlgetraide fehlte — wenigstens klappern ließ, damit nur die Leute im Dorfe sagten: „die Mühle arbeitet brav!" Möge demnach jeder biedere teutsche Regent, dem solche unheilbringende Staats- und Finanzkünstler mit ihrer superlunarischen Plusmacherei sich nähern, im heiligen Namen des Vaterlandes und im Vollgefühl seiner Regentenpflicht, mit fester Stimme entgegenrufen: tanti poenitere non emo! (Solche Reue um keinen Preis!)

Das Mißverhältniß zwischen Kriegsaufwand auf der einen, dann Volksmenge und Staatseinkünften auf der andern Seite, möchte schwerlich einen befriedigenden Rechtfertigungsgrund durch die militairischen Zweke erhalten, deren Erreichung, in dem europäischen Staatensystem, sich nach Wahrscheinlichkeit hoffen liesse. Eine reichsfürstliche Militairmacht, wie sie ein teutscher Staat von mittlerer Grösse aufzustellen vermöchte, würde höchstwahrscheinlich während eines Kriegs nie eine selbstständige Rolle spielen. Zu bloß untergeordneten militairischen Zweken der Hauptarmee einer großen Macht wird sie sich nicht wollen erniedrigen, überhaupt als blindes Werkzeug einer fremden willkührlichen Macht sich nicht gebrauchen lassen: und als eigenes, separat agirendes Hülfscorps würde sie nicht auftreten können, wenn man sie auch complet das Land

„Regiment von uns, nicht aber von den Bauern dependirt, und wir keine Raisonneurs zu Unterthanen haben „wollen." Masers patriot. Archiv, VII. 494.

ihres Kriegsherrn wollte, könnte, oder müßte räumen lassen. Untermischt mit den Truppen des großmächtigen Alliirten zu agiren, würde im besten Falle ihr Loos seyn. Welche Collisionen, Zurüksezung, Dissonanzen, Zwistigkeiten und Uebervortheilung in einem solchen Falle fast unvermeidlich seyen, darüber spricht die neuere und neuste Kriegsgeschichte noch zu laut, als daß es nüzlich oder nöthig wäre, darüber hier ins Detail zu gehen. Von einer bedeutenden Theilnahme an den etwa eroberten Ländern könnte ohnedem nicht die Rede seyn. Jeder einzelne Mann einer reichsfürstlichen Kriegsmacht sey der bravste, geübteste und tapferste Krieger, und das Ensemble in seiner Art so vollkommen, wie das des ruhmwürdigsten, siegreichsten Heeres einer der größten europäischen Mächte: dennoch wird jener trefliche Heerhaufen in den Augen einer grossen europäischen Macht und ihrer Krieger nie das Ansehen erhalten, noch die Achtung von ihnen geniessen, die ihm nach Verhältniß seines innern Werthes gebührt.

Die Lage eines teutschen Reichslandes, welches ein stehendes Heer unterhält, im Verhältniß zu kriegführenden Mächten, ist ohne Vergleich schlimmer, als die eines sogenannten unbewafneten, oder doch mit blossem Polizei- und Schloßwach-Militair versehenen Reichsstandes. Bei Reichskriegen, und so oft es eine angränzende kriegführende Macht fordert, muß ein solcher Fürst dem Aufgebot des Mächtigen mit seinen Truppen folgen. Der mächtige Nachbar betrachtet und behandelt ihn, wie seinen Kriegs-Gouverneur, der mit seinem Heere für blosse Ehre dient, mit den Kriegskosten sich an die Ambitionskasse weisen läßt, und nie auf Antheil an den eroberten Ländern einigen Anspruch macht, oder machen darf, vielmehr sich gefallen lassen muß, dem Frieden nöthigenfalls mit einem Theile seines Landes ein Opfer zu bringen. Neutralität zu begehren, oder sich dabei zu behaupten, wird einem sol-

chen reichsfürstlichen Kriegsherrn nicht gestattet. Dagegen befindet ein unbewaffneter Reichsstand sich während eines fremden Krieges in dem Falle einer nothwendigen Neutralität, die jede der kriegführenden Mächte anerkennen muß; und in keinem Falle kann seinem Lande ein schlimmeres Loos fallen, als wenn er mit einem stehenden Heerhaufen versehen wäre. Auch kann er durch sein Militair nie einer Pflichten-Collision, oder der traurigen Noth ausgesezt werden, seinen Verpflichtungen gegen Kaiser und Reich und seine Mitstände untreu zu werden.

Was den eigenen Landesschuz in Kriegsläuften betrift, so hängt dieser bei bewaffneten Reichsständen nicht minder, als bei unbewaffneten, von dem Kriegsglük und dem Willen des Siegers ab. Wie wurden, in dem jüngsten achtjährigen Kriege, in dieser Erfahrungsschule teutscher Fürsten und Unterthanen, die Länder der sogenannten mächtigsten teutschen Landesherren von Galliens siegreichen Heeren überflutet, die wie ein Alpenstrom unwiderstehlich auf sie herabstürzten? Könnte denn das Andenken an die tiefgerissenen Wunden so bald erlöschen, daß man fähig wäre, schon jezt militairische Territorial-Plane zu entwerfen, und sogar zu deren Ausführung zu schreiten? Hat man die Würgeschlachten des Jahrzehnds, die Mißhandlungen friedlicher Einwohner, die endlosen Ausleerungen der Länder so schnell vergessen?*

Kennt man keine Beispiele, daß teutsche Länder bei der Anwesenheit feindlicher Kriegsheere sich nicht schlimmer befanden, als während einer Occupation des Landes durch freundliche Truppen. Ward etwa Hannover im Jahr 1803. durch sein kernhaftes, auserlesenes und zahlreiches Militair — wie es nur wenige Reichsstände werden aufweisen können — durch seine Feuerschlünde, Festungen und Waffenpläze gegen die

* Non frustra luceant nobis Exempla temporis peracti.

französische Invasion und Besiznehmung besser und wohlfeiler geschüzt, als wenn seine ganze bewaffnete Macht in 500 berittenen Polizeisoldaten und 1500 Mann Stadt- und Schloßsoldaten bestanden hätte? Reizte und erbitterte es die Uebermacht, die Eifersucht und Begehrlichkeit des Feindes durch sein stehendes Militair weniger, als ohne dieses? Oder war dieser nicht vielmehr eben durch diese stehende Kriegsmacht aufgefordert und gelokt, ja genöthigt, Alles anzuwenden, dieselbe unschädlich zu machen? Und hat irgend ein bewafneter Reichsstand von dem glüklichen und mächtigen kriegführenden Staate, unter ähnlichen Umständen ein besseres Loos zu hoffen?

Doch, vielleicht liesse sich hoffen, durch Subsidien einer fremden Macht auf der einen Seite den Kriegsaufwand zu erleichtern, und auf der andern einen höhern Grad von militairischer Wichtigkeit zu erlangen! Allein eine Hoffnung dieser Art führt jezt weniger Realität mit sich, als je. In Friedenszeiten wäre England die einzige Macht, von welcher ein teutscher Fürst noch Subsidien allenfalls hoffen könnte: aber auch hiezu wird jene Macht, nach den neuern Erfahrungen, und dem dermaligen Verhältniß der teutschen Staaten gegen den Beherrscher Frankreichs, schwerlich mehr sich verstehen wollen, oder können, wenn auch ein teutscher Regent, unangesehen jener Verhältnisse, geneigt wäre, einen Subsidien-Traktat einzugehen. Auf den ausserordentlichen und unsichern Fall des Kriegs, und der alsdann etwa zu erlangenden Hülfsgelder, wird kein Landesherr rechnen, und bloß darum schon in Friedenszeiten ein unverhältnißmäsig grosses Truppencorps unterhalten wollen. Es wären auch selbst im Kriege, in den meisten Fällen, die Subsidien bei wankendem Kriegsglüke für das eigene Landeswohl eine zu mißliche Unternehmung, als daß eine gesunde Politik sie anrathen könnte.

Was vollends Kriege europäischer Mächte in frem-

den Welttheilen betrift, so darf man ohne Zweifel hoffen, daß teutsche Truppenversendungen dahin, für Geld, wohl nie wieder statt haben werden. Ja, Teutschland vereinigt jezt in sich so viele wohlgesinnte und unterrichtete Regenten, daß man getrost die Frage aufwerfen darf: welcher teutsche Fürst verstünde doch jezt sein Interesse so wenig, daß er um den ärmlichen Preis von einigen Tonnen Goldes, die Masse des Volks als Waare behandeln, daß er seine eigene Ruhe, das künftige Schiksal seiner Familie und seines Landes, und das Blut seiner Unterthanen an einen fremden Staat verkaufen möchte? Also möchte wohl für jezt auf Subsidien schwerlich zu rechnen seyn, obgleich noch kein Reichsgesez existirt, welches das Verleihen teutschen Kriegsvolkes an fremde Mächte verbietet.

Was könnte sonach einen teutschen Staat, dem ausser seiner physischen und politischen Beschränktheit, noch die Reichsverbindung besondere, in den meisten Fällen wohlthätige Fesseln anlegt, zu der Hoffnung berechtigen, daß er, selbst bei der gespanntesten Anstrengung seiner Streitkräfte, in dem europäischen Staatensystem bis zu einer Macht, auch nur vom dritten Range, in militairischer Hinsicht sich erheben, und zu einer mehr als sekondären Rolle sich qualifiziren werde? Giebt es für ihn einen angemessenern Wunsch, als den: auf der Linie der friedlichsten Continental-Staaten unverrükt zu stehen; nie der Schauplaz kriegerischer Operationen zu werden; ohne militairischen Glanz und Neid, seinen Theil politischer Wichtigkeit nie anders, als in friedlichen Verhältnissen wirken zu lassen; und, selbst vor dem Schein einer Souverainetätssucht entfernt, der Anhänglichkeit seiner Unterthanen, der öffentlichen Meinung, und dem constitutionellen Schuze der Reichsverbindung vor dem, für ihn in so mancher Hinsicht mißlichen, Allianzsystem vertrauensvoll den Vorzug zu geben?

Ob aber nicht die Unterhaltung eines ansehnlichen Truppenkorps einem teutschen Landesherrn, als solchem, in dem teutschen Reichsstaate, im Verhältniß zu seinen Mitständen, zu einer politischen Wichtigkeit und zu Festsezung eines Gleichgewichtes in Teutschland verhilft, welche als anrathender oder rechtfertigender Grund, gegen alle für die innern Landesverhältnisse daraus entstehenden Inconvenienzen, dienen könnte? Ob nicht ein grösseres Ansehen, wo nicht gar ein politisches Uebergewicht im dem teutschen Reiche, durch ein solches stehendes Truppenkorps erlangt, und hiedurch die Anstrengung hinlänglich vergolten werden könnte, zu welcher ein solcher Aufwand an Menschen und Einkünften nöthigt?

Es ist nicht zu läugnen, daß hin und wieder von mächtigen und von mindermächtigen, so wie von bewafneten und unbewafneten; Reichsständen die Rede sey. Allein jene Classifikation ist sehr unbestimmt. In dem europäischen Staatenverhältniß sind alle teutsche Landesherren, als solche, ohne Ausnahme mindermächtig. Darauf kann also jene Eintheilung nicht bezogen werden. In dem teutschen Reichssystem hingegen bedarf es, unter dessen Mitgliedern, keines einzelnen Mächtigen; ja sein Daseyn wäre wider die Natur und das wesentliche Interesse der Reichsverbindung. In dieser beruht die Macht, rechtlich betrachtet, auf der Herrschaft der Reichsgrund- und Staatsgeseze: physisch erwogen, auf der Macht der Gesammtheit, mithin auf der Reichskriegsmacht, sobald von dem Reiche im Ganzen, auf der Kreismilitairverfassung, wenn von einzelnen Theilen des Reichs die Rede ist. Eine militairische Präponderanz einzelner Landesherren ist hier rechtlich eben so wenig gegründet, als sie politisch gut wäre. Sollte sie aber nun einmal der Zielpunkt irgend eines teutschen Landesherrn werden, für welchen anders würde sie denn dermal erreichbar seyn, als für den, dem

seine auswärtigen Staaten bereits zu einer Stelle unter den souverainen Mächten von Europa verholfen haben? Alle andern Landesherrn würden, mit jeder Anstrengung ihrer Streitkräfte, es nie weiter bringen, als ihren Willen bemerklich zu machen, etwas seyn zu wollen, wozu ihnen das unerbittliche Schiksal die Kraft versagt hat.

Gegen seine Mitstände und andere Reichsangehörige wäre kein teutscher Landesherr, als solcher, mächtig genug, um ihnen durch blosse Macht mit Erfolg imponiren zu können. Wider Mitstände müsse das Gesez schüzen; und diesen Schuz gewährt es, sobald Alle oder die Meisten wider den Uebertreter sich vereinigen, der an dem unverlezlichen Heiligthum, an der Constitution, freveln möchte. Keiner wäre so groß, daß ihm die Reichshoheit und ihre Macht gleichgültig seyn könnte. Nie wäre er mächtig genug, um sich bei constitutionswidrigen Schritten über die Furcht vor dem Arm des Reichsrichters, und vor der überwiegenden Macht der Gesammtheit hinwegsezen zu können. Nie wäre er so übermächtig, daß er Andere unterdrüken, oder in den Staatsverhandlungen des Reichs eine allein entscheidende Stimme sich anmassen könnte. Darüber sprechen Ereignisse der neuesten Zeit zu laut, selbst gegen vereinigte Landesherren, die sich zu den mächtigsten zählen, als daß es hier einer weitern Ausführung durch Gründe und ältere Beispiele bedürfte.

Das politische Gleichgewicht in Teutschland, wenn ein fester Begriff damit sich verbinden, und etwas besseres als der Einfluß der Convenienz darunter sich denken liesse, könnte durch irgend einen einzelnen Landesherrn, in seiner teutschen Eigenschaft, weder erhalten noch gefährdet werden, während die grossen Mächte, welche mit Teutschland theils in reichsständischer theils in föderativer Verbindung stehen, ausschliessend und gebietend darüber entchseiden. Das rechtliche Gleichge-

wicht in Teutschland, oder die Macht zu verhindern, daß kein Landesherr ungerecht seyn dürfe, ist durch die Reichsverfassung hinlänglich gesichert, so lang es nicht durch fremden Einfluß geschwächt oder aufgehoben wird; und gegen diesen vermöchte auch der mächtigste Landesherr nicht zu schirmen.

Wider den Reichsfeind würde jede einzelne teutsche Landesmacht nichts vermögen, weder für das Ganze noch für ihren Landesbezirk, so lang nicht der aufrichtige Gesammtwille und die vereinigten Kräfte Aller eine Wirkung hervorbringen, die für das Ganze, wie für das Einzelne, gedeihlich wäre. Dasselbe würde der Fall seyn, wenn ein einzelnes Reichsland von einer auswärtigen Macht angegriffen würde. Kursachsen in dem siebenjährigen, Hannover in dem jezigen englisch-französischen Kriege, liefern sprechende Beweise hierüber. Dort schäzte der Premier-Minister Graf Brühl die sächsische Armee auf 40,000 Mann, die man jezt im Friedensstande auf ungefähr 30,000 angiebt, bei achthalb Mill. Thaler Einkünften, und zwei Millionen Einwohnern, auf 736 Quadratmeilen. — Braunschweig-Lüneburg unterhielt * im J. 1794, wenn die Angaben richtig sind, bei vier Millionen Thaler Einkünften, und einer Bevölkerung von 842,800 Seelen, auf 514 Quadratmeilen, ein Kriegsheer von 22,000 Mann, worunter eine schöne und zahlreiche Cavallerie war, und wovon gegen 17,000 Mann immer unter den Waffen standen. Es kamen da auf $38 \frac{17}{55}$ Seelen ein Soldat (wie in Preussen), auf eine Quadratmeile 42 Soldaten (also mehr, wie in Preussen), auf jede Million Reichsgulden Einkünfte $3492 \frac{4}{63}$ Soldaten (mehr, wie in Oestreich, weniger wie in Preussen). Und was that dieses

* Im siebenjährigen Kriege 1762 unterhielt Hannover, nach Randels Angabe, 37,162 Mann, nach andern, sogar 49,000 Mann.

auserlesene, allgemein geachtete und gerühmte Kriegsheer gegen die Besiznehmung des Landes durch preussische Truppen im J. 1799? Was vermochte es wider das Eindringen und die Eroberung eines französischen Truppencorps im J. 1803? Wie viel teutsche Landesherren wären aber wohl im Stande, in ihren Rüstungen und in dem Kriegsaufwande, selbst bei größter Anstrengung, es Hannover gleich zu thun? Mache man nun, mit diesem Horoscop, die Anwendung a majori ad minus!

Die blosse Bewaffnung eines Reichsstandes giebt ihm ohnedem an sich noch kein politisches Gewicht, so wie die Eintheilung der Stände in bewaffnete und unbewaffnete, ohne rechtliches Moment ist. Billig sollte jeder Landesherr seinen Antheil an dem Kreis-Mannschaftsfuß auch in Friedenszeiten stets in Bereitschaft haben. Wenn aber dieses nicht geschieht, so steht er darum nicht minder unter dem Schuze der Reichsverbindung. Unterhält er aber jenen Mannschaftsfuß auch in Friedenszeiten *), so giebt ihm dieses weder mehr Rechte, noch ein grösseres Gewicht in der Reichsverfassung.

Um die Militairomanie ist es, wie mit allen Lieblingsneigungen, eine gefährliche und verführerische Sache. Sie greift mit jedem Jahre weiter um sich, sobald ein Machthaber sich ihr ergeben hat, und dieses um so mehr, je kleiner verhältnißmäsig das Heer ist, welches man aufgestellt hat. Es bieten sich dann der Vergleichungspunkte so viele dar, die, einzeln und vereinigt, eben so viele Reizmittel für den Nachahmungstrieb sind. Der wohlmeinendste Regent eines kleinen Landes, der sich jener Neigung nur wenig überläßt, kommt endlich unver-

*) Der Rheingraf von Grehweiler hielt ehehin 14, der Rheingraf von Grumbach 12, der Fürst von Leiningen 22, (jezt Ein Bataillon Infanterie, und auch Husaren) der Fürst von Salm-Kyrburg 16, die Reichsstadt Worms 34, die Reichsstadt Bopfingen zwei Mann Soldaten oder Gewehrmänner; versteht sich, in Friedenszeiten.

merkt dahin, wohin er zu kommen Anfangs nie gedachte, noch ahnte. Es geht damit, gegen seinen anfänglichen Willen, wie mit jenem Lieblingsgeschöpf, von welchem For einst das englische Parlament gleichnißweise unterhielt. Die Eigenthümerin gewöhnte sich, dasselbe täglich ein paarmal auf die Arme zu nehmen; es ward aber endlich so groß und fett, daß sie, da sie es dennoch immer in die Arme nehmen wollte, ihrer Gesundheit einen sehr empfindlichen Schaden dadurch zufügte. Ueberdieß fordert die tägliche, ja augenblikliche Aufmerksamkeit, welche die Direction eines zahlreichen Militairs erheischt, meist einen grössern Aufwand von Zeit und Kräften, als einem Herrn für diese Partie übrig bleibt, der, um seinem Regentenberuf allenthalben möglichst zu genügen, von so vielem sich zu unterrichten, und so viel zu arbeiten hat, wenn er alle Gegenstände seiner Fürsorge, so viel möglich, mit gleicher Liebe und Aufmerksamkeit umfassen will.

Wie weit indeß der Regent eines teutschen Reichslandes die Bewaffnung treiben mag, könnte er darum in den Staatshändeln von Europa mitsprechen? Könnte er den verworrenen Knäuel der Unterhandlung in den Kabineten der grossen, entscheidenden Mächte lenken? Könnte er Andern furchtbar werden, *) selbst Kriege führen, bedeutende Bündnisse schliessen, von denen man sagen möchte, daß die Schwäche nicht im Bunde mit der Macht sey? Würde er darum von den Mächten, die das grosse Wort in Europa führen, zum Vermittler ihrer Zwistigkeiten und zum Garant ihrer Staatsverträge aufgerufen werden?

*) Ein französisches halbofficielles Tagblatt vom 15ten März 1805, indem es erzählt, daß verschiedene Reichsfürsten fortführen, ihren Militärstand zu vermehren, sezt in einem Tone, der vermuthlich für Laune gelten soll, die Bemerkung hinzu: „ces levées, toutefois, ne devoient donner aucune inquiétude pour la tranquillité de l'Europe, et on ne les croit pas faites dans un esprit de conquête."

Würde er fortan keine untergeordnete Rolle in Europa, und noch weniger im teutschen Reiche übernehmen? Würde er leichter seinen Verpflichtungen gegen das teutsche Reich, gegen seine Familie und Unterthanen genügen? Würde das Band der Eintracht, welches ihn und seine Unterthanen umfaßt, nun fester geschlungen, und der innige Verein zwischen Herrn und Unterthanen zahlreichere, schönere und reifere Früchte bringen? Ließ sich erwarten, daß bürgerliche Freiheit und Anhänglichkeit an den Regenten dauerhafter bestehen und zunehmen, daß die Staatslasten minder drüken, die Einkünfte des Staates nüzlicher und zwekmäßiger verwendet, die Staatsgläubiger pünktlicher befriedigt, der Staatscredit mehr gehandhabt würden? Wäre zu hoffen, daß das Land gegen den Feind besser geschüzt, und bei einem Ueberfall von ihm milder behandelt würde? Würde der Nationalgeist kriegerischer werden, auf daß einst die Vaterlandsvertheidiger, wenn der Staat in Gefahr kommt, muthiger fechten, und standhafter bei ihren Fahnen ausharren? —

Einleuchtend ist wohl, nach diesen Prämissen, daß das Püissanciren, daß die Errichtung und Unterhaltung einer stehenden Kriegsmacht, welche die Gränze der Reichs- und Kreis-Matrikular-Verhältnisse, dann der eigenen Landes-Polizei- und Schloß- oder Leibwache-Bedürfnisse überschreitet, für einen teutschen Landesherrn und sein Land ein unverhältnißmäßig theurer Kauf, oder, wie das Sprichwort sagt, für den Spaß zu viel, für den Ernst zu wenig sey. Der Preis, der mit einem solchen Heerhaufen allenfalls errungen werden könnte, wäre: — in Friedenszeiten ein Lustlager, und die täglichen militairischen Aufzüge und Uebungen, sofern der Landesherr, oder die Seinigen, oder ein Günstling hieran Vergnügen finden sollte.

Diese Lust abgerechnet, welche dem Lande ungleich theurer zu stehen käme, als vorzeiten die Jagdlust mancher Fürsten, liesse sich von einem solchen stehenden Kriegs-

heere für den Herrn und das Land nur Schaden, und überall kein wahrer Vortheil erwarten, man beziehe nun die Sache auf die europäischen Staatenverhältnisse, oder auf den teutschen Reichsstaat im Ganzen, oder auf das Verhältniß zu einzelnen Mitständen, oder auf die innere Landesverfassung. Im Gegentheil, es ist klar, daß die Errichtung und Erhaltung eines solchen Heeres mit einer weisen Staatswirthschaft in Widerspruch steht, ja daß sie den Landesfürsten sogar der Gefahr aussezt, sich von einer auswärtigen Macht nach Willkühr als Mittel zu fremden, vielleicht reichsverfassungswidrigen Zweken gebrauchen zu lassen. Zudem könnte weder eine vorzügliche Kriegsehre, noch die Hoffnung zu erlangender Landesvortheile, noch das Bewußtseyn eines wirksamen eigenen Landesschuzes, den Muth eines solchen Kriegsvolkes beflügeln. Selbst die Seele eines Cäsars würde, unter ähnlichen Umständen, auf giganteske militairische Plane verzichten; sie würde unfähig seyn, zu einer Schwindelhöhe sich emporzuheben, von welcher ein Sturz den Staat mit Elend und Auflösung bedroht.

Beneidenswerth ist dagegen das Loos eines edlen teutschen Fürsten und seiner getreuen Unterthanen in einem Lande, in welchem der Landesvater das Schwerdt nur trägt, um seiner militairischen Verpflichtung gegen Kaiser und Reich und den Kreis, dem er angehört, zu genügen, und die innere Sicherheit des Landes zu handhaben. Da blühen die Künste des Friedens, ungestört von dem Geräusche der Waffen. Es bleibt die Möglichkeit, die Staatslasten zu mäßigen, den Staatskredit aufrecht zu erhalten, einen Nothpfennig für unvorhergesehene Fälle zurükzulegen, und kostbare Landes-Meliorationen zu unternehmen. Akerbau und Gewerbe werden befördert, geistige und sittliche Kultur emporgehoben, und so der Charakter des Landes und der Individuen veredelt. Mit Weisheit und Eifer folgt der Fürst den Eingebungen eines guten Thätigkeits- und Verbesserungsgeistes, der ihn an

treibt, alle Zweige der Staatsverwaltung mit gleicher Festigkeit und Planmäsigkeit zu bearbeiten, und die Ansprüche des Zeitgeistes lebendig zu befriedigen.

Solche Thaten bringen den Namen des guten Landesvaters sicherer, dauerhafter und ruhmvoller auf die Nachwelt, als der Ruf militairischer Schauspiele und Uebungen, welche ein verhältnißmäsig kleiner, und doch lästiger Haufen grossentheils nicht freiwilliger Krieger, während seiner Regierung, zweklos ausführte. Die Segnungen seiner, vom Militärzwang befreiten, Unterthanen folgen ihm noch jenseit des Grabes, und dißseit schlingen sie das trauliche Band zwischen Herrn und Unterthanen fester. Bei fremden Kriegen genießt das Land die Vortheile einer nothwendigen Neutralität, und leidet auf jeden Fall weniger, als wenn es sich in der Lage befände, activen Theil an dem Kriege zu nehmen. In Reichskriegen kann ihm die blosse Stellung seines Contingentes von dem Reichsfeinde als freiwillige Theilnahme an dem Kriege um so weniger angerechnet werden, da sie Folge uralter Verpflichtungen ist, bei deren Uebernehmung es auf einen bestimmten feindlichen Staat nicht abgesehen war.

Ein solcher Fürst benüzt mit Weisheit den eigenthümlichen grossen Vortheil der teutschen besondern Staaten, daß ihre Regenten sich nicht in der Nothwendigkeit befinden, an den lästigen und gefahrvollen Völkerzwistigkeiten von Europa Theil nehmen, und durch die Unterhaltung eines grossen stehenden Heeres fortwährend eine drohende Stellung annehmen zu müssen. Er ist mächtig genug, um in dem Innern seines Landes Ruhe zu erhalten, die einzelnen Stimmen der Mißgunst zu verachten, und die Quellen des innern Reichthums und Wohlstandes zu entwikeln; groß und vornehm genug, um sich bei den größten, zumal angränzenden Mächten von Europa Ansehen und Wohlwollen zu erwerben; reich und kraftvoll genug, um durch schöne Thaten des Friedens für seinen Nachruhm dauerhaft zu sorgen.

IV.

Ueber Preussens wahre Bedeutung in dem gegenwärtigen Kriege zwischen England und Frankreich.

Es ist bei großen politischen Begebenheiten nur allzu häufig der Fall, daß sie auf eine Weise zu Stande gebracht werden, von welcher sich die große Mehrheit nichts träumen läßt, weil sie keine entwikelten Begriffe von der Kraft der Verhältnisse hat. Sogar die Winke, welche von der einen oder der andern Macht gegeben werden, gehen für eine richtigere Ansicht verloren; und so geschieht es nicht selten, daß das Verdienst nicht auf diejenigen zurükfällt, von welchen es ausgegangen ist, und — daß die Muse der Geschichte, wenn sie nach mehreren Jahren den Griffel ergreift, um das Geschehene darzustellen, in ihren Compositionen mangelhaft und unvollständig bleibt.

In dieser Beziehung dürfte es nicht überflüßig seyn, die Rolle zu zergliedern, welche Preussen seit Jahr und Tag gespielt hat, und noch immer spielt; denn wie will man sonst erfahren, wem Europa das Glük des Continentalfriedens, das es bis jezt genossen hat, verdankt?

Vorher nur noch eine Bemerkung, welche, wie sehr sie auch zur Sache gehört, von sehr wenigen gemacht zu werden scheint.

Der Kaiser der Franzosen redet, so oft er im Senat oder in dem gesezgebenden Corps erscheint, eine Sprache, welche alle Nicht-Franzosen beleidigt. Woher diese Erscheinung? Indem jene Sprache durch ganz Europa erschallt, und sich in die Gemüther aller nicht-französischen Staatsbürger senkt, hält man sich bei weitem mehr an dem Inhalte derselben, als man untersucht, wodurch sie hervorgebracht, ja gewissermassen erzwungen wird. So viel liegt am Tage, daß, wenn der französische Staat, gleich den übrigen europäischen Monarchien, durch ein

blosses Kabinet regiert würde, jene Sprache gar nicht zum Vorschein treten könnte. Es ist also ganz offenbar die Vermischung des Republikanischen mit dem Monarchischen in dem französischen Staate, was den Kaiser der Franzosen so und nicht anders reden macht. Man sage selbst, was und in welchem Tone soll Napoleon der Erste sprechen, so oft es seine Pflicht mit sich bringt, im Senat oder im gesezgebenden Corps zu erscheinen? Mit dem Gefühl, das er von seiner Bestimmung als Staatschef hat, kann er, alles gehörig abgewogen, schwerlich anders sprechen, als wir ihn sprechen hören; und wenn seine Sprache durch ganz Europa wiederhallt, so liegt die Nothwendigkeit dieses Wiederhallens in dem Zusammenhang, den ganz Europa durch die öffentlichen Blätter gewonnen hat. Dabei ist es die Sache verständiger Leser, abzuwägen, wie viel diese Sprache dem ganzen Europa gelten oder nicht gelten kann, da sie unmittelbar nur an Franzosen gerichtet ist. Rühmt der französische Staatschef z. B. seine Mässigung, so ist dies freilich ein Ausdruk, bei welchem sich mehr oder weniger denken läßt; kennt man aber das Interesse des französischen Staates in allen seinen Beziehungen, so springt es sogleich in die Augen, daß jene Mäßigung nichts weiter ist, als die Pflicht der Selbsterhaltung, daß folglich in dem Ausdruke nichts Anstößiges liegt.

Und nun zur Sache!

Es lag in der Natur der Dinge, daß England von dem Augenblik an, wo es den Tractat von Amiens gebrochen hatte, alle Künste der Verführung aufbot, um die Mächte des Continents in seine Privatangelegenheit zu verwikeln; denn in eben dem Maaße, worin es die Kraft des französischen Staates nach dem festen Lande hintrieb, in eben diesem Maaße war es vor den Folgen gesichert, welche die Nationalerbitterung der Franzosen, wenn sie nur Einen Gegenstand hatte, nach sich ziehen mußte. Mit einem Worte: Ein Continentalkrieg war die aller-

glüklichste Diversion, welche England dem französischen Reiche machen konnte, und wie diese Diversion auch immer ausfallen mochte, so war selbst von dem allerschlimmsten Ausgang für Englands politische Existenz bei weitem mehr zu hoffen, als zu fürchten, weil Frankreich an Gefährlichkeit für England eben so viel verliert, als es an Terrain in Europa gewinnt.

Von allen europäischen Reichen mußte Rußland dasjenige seyn, das die meiste Neigung hatte, in Englands Plane einzugehen, theils vermöge der allgemeinen Tendenz aller nördlichen Völker sich dem Süden zu nähern, theils vermöge des besonderen Umstandes, daß Rußland, in seinem Bestreben nach wesentlicher Theilnahme an dem Welthandel, nicht eher zum Zwek gelangen kann, als bis es in den Besiz solcher Häfen gelangt ist, welche dem Handel bequemer sind, als die nördlichen. Dies erkennend, wandte sich England vorzüglich an Rußland, überzeugt, daß, wenn es Alexander den Ersten zu einem Kriege gegen Frankreich bestimmen könnte, der Continentalkrieg von selbst erfolgen würde. Wie die Unterhandlungen der beiden Mächte auch immer geführt seyn mögen, immer liegt so viel am Tage, daß Rußland sich Englands Wünschen bereitwillig hingab, und daß es nicht in seinen Neigungen, sondern in der Kraft anderweitiger Verhältnisse lag, wenn der Continentalkrieg, sofern Rußland dazu den ersten Impuls geben sollte, unterblieb.

Schweden, als nordische Macht in seinen Neigungen dem russischen Reiche verwandt, konnte einem Continentalkriege nicht abgeneigt seyn, und bot daher nur allzu bereitwillig seine Hand zur Unterstüzung Englands. Allein, von Rußland abhängig, hatte es keinen freien Willen; und obgleich das ritterliche Gemüth seines Königs sich über alle politischen Verhältnisse hinausschwang, als ein Subsidientractat mit England unterhandelt wurde, so blieb doch alles im alten Geleise, aus keinem anderen Grunde, als weil die europäische Welt sich in ihrer Con-

struction seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts sehr wesentlich verändert hatte, und eine partielle Unternehmung von Seiten Schwedens in ein blosses Abentheuer ausarten mußte.

Zwar wurde Oestreich von ganz anderen Neigungen beseelt, als Rußland und Schweden; allein da diese Neigungen einem Continentalkriege nicht entgegen waren, so durften sie nur in Anspruch genommen werden, um sich einer neuen Coalition gegen Frankreich zu fügen. Zerrüttete Finanzen waren das Einzige, wodurch diese Macht in ihrem Gleichgewicht erhalten werden konnte; doch diesem Fehler versprach die Freigebigkeit der englischen Regierung durch hinreichende Subsidiengelder abzuhelfen, und indem Oestreich auf diese Weise die Aussicht erhielt, sein im lezten Revolutionskriege verlorenes Ansehen wieder herzustellen, mußte es den Continentalkrieg mit Vergnügen ergreifen.

So war die Lage der Sachen seit dem ersten Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich.

Frankreich mußte einen Continentalkrieg verabscheuen; nicht aus Furcht, die im lezten Revolutionskriege erworbenen und durch den Lüneviller Tractat garantirten Vortheile zu verlieren, wohl aber aus Besorgniß, die Freiheit der Meere in diesem Continentalkrieg für immer den Engländern preisgegeben, und seine eigene Concentricität auf eine gefährliche Spize gebracht zu sehen. Wie sehr es aber auch wünschen mochte, den Continentalfrieden zu erhalten, so lag die Gewährung dieses Wunsches bei weitem weniger in seiner individuellen Macht, als in dem Umstande, daß unter den europäischen Reichen wenigstens eins vorhanden war, welches sich durch seine ganze Individualität berufen fühlte, zur Erhaltung des Continentalfriedens mit Frankreich gemeinschaftliche Sache zu machen.

Dieses Reich war das Königreich Preussen.

Vermöge seiner geographischen Lage zu keiner wesentlichen Theilnahme an dem Welthandel berufen, aber deß-

halb immer nur darauf bedacht, die Staatskraft auf den Akerbau und eine von diesem unmittelbar ausgehende Industrie, zu gründen; mächtig genug, um sich selbst mit Erfolg zu beschüzen, und durch keine Staatsschulden aus sich selbst herausgetrieben; in Behandlung seiner politischen Verhältnisse nicht blos die Gegenwart, sondern auch die Zukunft umfassend; die Natur des gegenwärtigen Krieges besser ergründend, als andere europäische Mächte, und eben deßwegen sehr wenig geneigt, der Stimme der Leidenschaft zu folgen; seine äussere und innere Vollkommenheit mehr von der Zeit, als von dem unsicheren Ausgange der Waffen, erwartend, konnte Preussen sehr wenig geneigt seyn, einer neuen Coalition beizutreten, welche dahin abzwekte, England eine noch grössere Präponderanz zu verschaffen; und indem es auf diese Weise, ohne in einer eigentlichen Allianz mit Frankreich zu stehen, auf Frankreichs Seite trat, so konnte es nicht fehlen, daß der Continentalkrieg bisher unterblieb, und unstreitig auch künftig unterbleiben wird.

Preussen ist nämlich in einem Kriege zwischen Frankreich und Rußland für Frankreich der beste Stüzpunkt zu einer kräftigen Defensive, für Rußland der einzige Stüzpunkt zu einer erfolgreichen Offensive. Welche von diesen beiden Mächten Preussen für sich gewinnt, giebt in Hinsicht der kriegerischen Unternehmungen den Ausschlag. Hätte Preussen sich von Rußland und Schweden gewinnen lassen, so war der Continentalkrieg unvermeidlich; da es sich von jenen beiden Mächten nicht gewinnen ließ, so war der Continentalkrieg unmöglich. Im Grunde war es keine vollkommene Neutralität, welche Preussen beobachtete; denn bei einer vollkommenen Neutralität hätte Rußland noch immer den Stüzpunkt gefunden, den es suchte. Allein Preussen hat auch nicht verlangt, eine vollkommene Neutralität beobachten zu wollen. Dies geht aufs Bestimmteste aus der Erklärung hervor, daß es keinen Continentalkrieg wolle; eine Erklä-

rung, in welcher es sich an Frankreich anlehnte, so wie dieses Reich nur mit Bezug auf Preussens Standhaftigkeit die Versicherung geben konnte, daß kein Continentalkrieg entstehen werde.

Wie groß Preussens Verdienst in diesem Augenblik um ganz Europa ist, läßt sich kaum berechnen. Ohne alle Uebertreibung kann man indessen sagen, daß es als Beschüzer der ganzen europäischen Kultur da steht; denn kennt man nur einigermaaßen das gegenwärtige Verhältniß des baaren Geldes zu den Bedürfnissen der Heere, so sieht man sehr deutlich ein, daß von Seiten der coalisirten Mächte der Continentalkrieg nur mit englischem Gelde geführt werden konnte; und da auch England nicht im Stande ist, so viel baares Geld herbeizuschaffen, als die Verpflegung der coalisirten Heere erfordern würde, so begreift man, wie aus der aufgelöseten Disciplin, welche immer die natürliche Folge des Geldmangels ist, zulezt eine Zerrüttung des ganzen gesellschaftlichen Zustandes von Europa hervorgehen, und Frankreich, selbst gegen seinen Willen, zur Universalmonarchie gelangen würde. Dies ist das große Unglük, welches Preussen bisher verhindert hat, und unstreitig auch noch künftig verhindern wird; wie unwahrscheinlich es auch ist, daß man das seltene Verdienst, welches es sich auf diesem Wege erwirbt, jemals nach seinem ganzen Umfange anerkennen werde.

Aus dieser hohen Wichtigkeit Preussens in der gegenwärtigen Crisis erklären sich so manche Erscheinungen, welche, einzeln genommen, durchaus unerklärbar sind. Dahin gehört, daß, als der englische Minister Rumbold vor einigen Monaten auf Befehl der französischen Regierung auf einem Landhause in der Nähe von Hamburg verhaftet wurde, es von Seiten des Königs von Preussen nur der Verwendung bedurfte, um dem Verhafteten sogleich seine Freiheit wieder zu verschaffen. Dahin gehört ferner, daß Berlin fortgesezt der Mittelpunkt aller politischen Verhandlungen ist, indem Frankreich alles auf=

bietet, sich in Preussen einen Stüzpunkt für die Defensive zu erhalten, während die nordischen Mächte dasselbe für einen Offensivkrieg gegen Frankreich gewinnen möchten. Dahin gehört endlich die Uebersendung des großen Cordons der Ehrenlegion an den preussischen Hof; eine Erscheinung, welche hier um so weniger mit Stillschweigen übergangen werden darf, da man im Publikum die Sache aus einem falschen Gesichtspunkte zu betrachten scheint.

Der große Cordon der Ehrenlegion ist nach der eigenen Erklärung des Kaisers der Franzosen zwar eine Ergänzung der Institutionen der Ehrenlegion, hat aber zugleich den besonderen Zwek, die Achtung zu beurkunden, welche Frankreich für die Institutionen der europäischen Staaten hegt. Dieser Erklärung zufolge ist also der große Cordon der Ehrenlegion durchaus nicht das Symbol der Mitgliedschaft der Ehrenlegion, wenn er von Personen getragen wird, welche keine französischen Bürger sind; sondern nur das Symbol politischer Freundschaft. Allerdings ist dieser Cordon von der Ehrenlegion ausgegangen, und insofern er von Franzosen getragen wird, kann er nur als Symbol der Ehrenlegion betrachtet werden; da er indessen im Allgemeinen keine Verbindlichkeit mit sich führt, so können alle diejenigen Personen, welche der Kaiser der Franzosen damit beschenkt, ihn wie jeden andern Orden tragen, d. h. ohne dadurch in Widerspruch mit ihren Pflichten und Verbindlichkeiten gesezt zu werden. Was man eine Zeitlang von einem großen und kleinen Cordon geschwazt hat, konnte nicht anders als ungegründet seyn, da der große Cordon ganz für sich besteht, und nicht gegen einen kleineren — wenn dieser existirt — vertauschet werden kann, ohne seine Bestimmung zu verändern. Mit dieser Ansicht der Sache fallen alle Spekulationen über der Haufen, welche die Erscheinung des großen Cordons der Ehrenlegion in Berlin über die innere Correspondenz [illegible]ssischen und französischen Staats mag veranlaßt [illegible]

F. B.

Salomon Geßners Gouaschgemälde und Laviszeichnungen, radirt durch C. W. Kolbe.

Das Zeitalter, das Salomon Geßner dem Dichter, in alle lebenden Sprachen übersezt, eine der ersten Stellen unter seinen Schriftstellern anwieß, hat Salomon Geßner den Künstler, in den radirten Blättern und Vignetten, die theils die Quartausgabe und verschiedene Oktaveditionen seiner Schriften zieren, theils in einzeln Heften erschienen sind, eben so unverkennbar seines Beifalls gewürdigt, und schon in diesen wieder den Dichter gefunden. Weniger bekannt, ihrer Natur nach, sind die Zeichnungen und schönen Gouaschgemälde, die theils seine Familie in beträchtlicher Anzahl, theils hiesige und auswärtige Kunstfreunde mit heiliger Sorgfalt bewahren. Was Salomon Geßners Idyllen dem Maler sind, eine Schazkammer von Gemälden, das sind seine Gemälde dem Dichter, ein Magazin der Poesie. Hier wandelt sich mit eben der Feinheit der Empfindung und der Naivetät des Ausdruks, der Dichter jeden Augenblik in den Maler und der Maler in den Dichter, und zaubert uns in jene idealische Dichterwelt, in jenes arkadische Elisium hinüber, in die der Dichter uns versezt.

Schon seit mehrern Jahren waren wir entschlossen, das Salomon Geßnersche Gemäldekabinet, das aus mehr denn zwanzig der vollendeten Gouaschgemälde und Laviszeichnungen solchen Inhaltes besteht, durch einen talentvollen Künstler radiren zu lassen. Die Unbill der Zeit, und besonders auch die Schwierigkeit den Künstler zu finden, dessen schönes Talent geeignet wäre, diese lieblichen Dichtungen aufzufassen und in ihrem ächten Geist und Charakter wieder zu geben, zögerte bis jezt unser Vorhaben. Endlich glauben wir in der Person des talentvollen Hofkupferstechers, C. W. Kolbe in Dessau, den Künstler gefunden zu haben, und wir sehen uns nun im Stande, eine Reihe schöner Blätter nach Salomon Geßner, durch genannten Künstler radirt, anzukündigen.

An unsere Sammlung schliessen sich, wie schon erwähnt, noch mehrere Gemälde Salomon Geßners an, die hiesige und auswärtige Kunstfreunde, dem Geßnerschen Kunstgenius zu huldigen, uns zur Benuzung gütigst anvertrauen, so daß das Ganze — eine Reihe von dreißig und einigen Blättern, die nun in ununterbrochener Folge mit möglichster Beförderung erscheinen sollen — die Auswahl der vollendetsten Gemälde des unsterblichen Dichters seyn wird. Hr. Kolbe widmet hier, von Geßners sämtlichem Kunstnachlasse umgeben, einige Jahre ausschliessend dieser schönen Arbeit, und hat zu diesem Aufenthalte wirklich von seinem Fürsten, dem erlauchten Beförderer alles Schönen und Guten, gütige Erlaubniß erhalten.

Die Blätter selbst erscheinen Heftweise, jedes Cahier zu vier groß Folioblättern in sauberm Umschlage, auf Subscription, die wir, so sehr wir auch des Beifalls versichert seyn durfen, wegen des beträchtlichen Kostenaufwandes dennoch wählen zu müssen benöthigt sind, und die wir hiemit wirklich auf das erste Cahier eröffnen.

Der Inhalt dieses ersten Cahiers ist:

I. Die Fischer. Gouaschgemälde aus dem Kabinette Salomon Geßners.

Am Rande eines klaren Baches, der in einiger Entfernung über die malerischen Stufen einer natürlichen Felsentreppe, mit lieblichem Moos und mannigfaltigem Dikicht bewachsen, hinunter läuft, steht ein junger Mann, und wirft die lange Schnur seiner Angelruthe in den sanft bewegten Wellenspiegel. Nahe bei ihm sizt sein reizendes Weib und sein kleiner Knabe, und sehen den herbeieilenden Fischen lauschend zu.

Am Fuße zweier schönen Eichen, die den Vorgrund schmüken, wimmelt eine ganze Welt üppiger Wald- und Wasserpflanzen. Das liebliche Windekraut schlängelt sich über Dornranken an die untern Aeste der Bäume hinauf. Farrenkraut und goldene Honigblumen erheben sich stolz aus dem Volke niederer Gräser.

Durch die Perspektive eines schattigen Waldes zieht sich in einiger Entfernung ein steinernes einfaches Portal, der Ein- und Ausgang eines ländlichen Parks. Cypressen und andere in Reihen gesezte Bäume lassen den Hain eines Göttertempels vermuthen.

II. Der Brunn im Walde. Gouaschgemälde aus dem Kabinette Salomon Geßners.

Am schattigen Eingange eines Hains steht ein schöner antiker Brunnen; seine Säule ist mit dem Marmorbilde eines jungen Hirten geziert, der die Panflöte bläst. Zwei junge reizende Mädchen lehnen sich an das geräumige, ovalförmige Wasserbeken, schwazen vertraulich, und halten die schönen Gefässe, worin sie das Wasser nach Hause tragen wollen, auf dem Rand der Brunnenschaale nachlässig in den Armen. Dem Brunnen gegen über, auf der rechten Seite des Gemäldes, sieht man eine steinerne Ruhebank an den Fuß schlanker Eichstämme hingesezt. Ein Rosengebüsch wirft seine Zweige und Blumen über die halbbeschattete Bank; Kürbisse ranken neben derselben über den grasreichen Boden. Mittelgrund und Ferne bilden ein stiller Fluß, worin Knaben nach Fischen angeln; eine Brüke und die Gebäude einer reizenden Villa, welche freundlich aus Gruppen hoher Cypressen und Pinien hervorblinken.

Ein Himmel vom hellsten Azur, durch welchen goldne Abendwölkgen schwimmen, malt das herrliche Klima Italiens oder Griechenlands.

III. Daphnis und Phyllis. Idylle. Laviszeichnung aus dem Kabinette Sr. Durchlaucht der Fürstin von Dessau.

IV. Chloe. Idylle. Laviszeichnung aus dem Kabinette Sr. Durchlaucht der Fürstin von Dessau.

Der Subscriptionspreiß für das erste Cahier von vier groß Folioblättern, in den schönsten Abdrüken, von C. W. Kolbe nach Sal. Geßner, ist 5 Rth. oder 9 fl. R. W.

Die Subscription für dieses erste Heft, welches bis und mit

Mitte Julii dieses Jahrs erscheint, bleibt bis zum 1. Jenner 1806 offen.

Nach Verfluß dieses Termins ist der Preiß des Cahiers 1 Carolin.

Folgende Kunst- und Buchhandlungen Deutschlands befassen sich mit der Subscription und liefern alle Exemplare ab; auch finden Liebhaber das erste fertige Blatt bei denselben.

Basel, in der Kunsthandlung von Huber und Falkeisen.
Darmstadt, in der fürstl. Hofbuchhandlung.
Dresden, Rittners Kunsthandlung.
Frankfurt am Main, bei Joh. Georg Reinheimer.
— — — — — — bei F. Eßlinger, Buchhändler.
Hamburg, bei F. Perthes.
Leipzig, bei CC. H. Rost und Comp.
Manheim, bei Dominic Artaria.
Nürnberg, in der Frauenholzischen Kunsthandlung.
Petersburg, bei Klostermann.
Straßburg, bei Levrault und Comp.
Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.
Weimar, F. Landes-Industriecomptoir.
Wien, im Kunst- und Industriecomptoir.
Zürich, beim Verleger und in der Füßlischen Kunsthandlung.

Neben diesen benannten Kunst- und Buchhandlungen kann man auch durch alle soliden Buchhandlungen Deutschlands, und von endsunterzeichnetem Verleger selbst oder meinem Commissionär, Hrn. Buchhändler C. G. Schmidt in Leipzig, unter obigen Bedingungen Exemplare beziehn.

Das zweite Heft von vier Folioblättern erscheint ebenfalls noch im Laufe dieses Jahrs, auf das wir denn seiner Zeit wieder Subscription eröffnen.

Zürich im April 1805.

Im Namen der Familie Sal. Geßners,
H. Geßner, Buchhändler.

Précis historique sur les tentatives faites en différens tems, pour réunir les Chrétiens des diverses croyances, par M. P. G. — Histoire abrégée du théâtre russe. — Sur la traduction du Paradis perdu de Milton, par M. Delille, par M. E. H. — De la philosophie d'Euripide, par M. P. Prévost. — Gazette littéraire.

Hoyer, J. G. Taschenbuch für Soldaten 1805. Preiß gebd. 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt.

I. Kriegsgeschichte in Italien. (Fortsezung.)
II. Fortschreitende Ausbildung der Kriegswissenschaft in den beiden lezten Jahren.
III. Strategische und taktische Aphorismen.
IV. Wie Truppen ohne Kriegsbrücken über Flüsse zu setzen sind.
V. Mathematische Notizen: 1) Verwandlung des Duodecimalmaasses in Decimaltheile der Toise und des Fusses. 2) Quadrate und Würfel der Zahlen von 1 bis 1000. 3) Länge des Sekundenpendels an verschiednen Orten. 4) Formeln zur Berechnung geradlinichter Dreiecke. 5) Specifische Schwere eines Würfelzolles verschiedener Gasarten. 6) Höhenmesser durch den Barometer.
VI. Conscriptions- und Recrutirungs-System für die k. k. Staaten.

Französische Miscellen 10r Band 2s St.

Inhalt.

Uebersicht der wichtigsten gesetzlichen Verfügungen des gesezgebenden Körpers in der Session des verflossenen Winters. Oeffentliche Sitzung der Classe des Nationalinstituts für Geschichte und Literatur, vom 1sten Germinal (2ten März). Klopstocks Lobschrift im Nationalinstitut von Dacier. Oeffentliche Sitzung und Geschichte der ehemaligen Académie Françoise, oder der Classe des Instituts, die sich mit der französischen Sprache und Literatur beschäftigt. Brief des Abts Galiani an Madame d'Epinay, über seine Werke, den 13 November 1770. Oeuvres de Senecé précédées d'une Notice historique et littéraire par Mr. Auger. — Legouvés gerettete Eneide. Eine Vorlesung im Collège de France. Lagrange Vorlesungen in der polytechnischen Schule. Biots Astronomie, Legendre, Lalande, Feuerrettungsmaschine. Ueber Luftfahrten. Ueber die Bestandtheile des Luftkreises von Humboldt und Gay Lussac. Ueber die Magnetnadel von Humboldt und Biot. Ueber den Betel. Auszug aus Pouquevilles Reise in Morea, nach Konstantinopel, in Albanien u. s. w. Plan routier de Paris, Ferrier rapport du Gouvernement et du commerce. Die künstliche Eisgrube von Bellanger. Methode, Holz vor Fäulniß zu

schern. Methode, Zeichnungen zu stechen, ohne zu kalkiren. Composition zu Münzpasten von Dieudonné. Parmentier Maschine zum Pulverisiren der Wurzeln. Wollen- und Baumwollen-Kartätsche in Indostan. Theatergeschichte des Monats März. Fragment eines Briefes eines Reisenden vom 9ten April. Ninon de l'Enclos; Duclos; Undankbarkeit; Mirabeau's Wahl in der Nationalversammlung; seine Entführungsgeschichte. Verzeichniß der Medaillen seit dem Consulat des Bonaparte. Moden.

Magazin zur Beförderung der Industrie oder zur Bekanntmachung und Verbreitung alter und neuer, bewährter, aber noch nicht genug bekannter Maschinen, Werkzeuge und Mittel, nützlicher Vorschläge und Ideen, zum Besten der Landwirthschaft, der Fabriken und Künste, herausgegeben von Prof. Leonhardi und F. G. Baumgärtner, in 4to mit vielen Kupfern. 3n Bds 1s Stück.

Da Herr Rechts-Consulent Hempel wegen seiner Berufung nach Rußland die Redaction dieses Magazins hat aufgeben müssen, so schmeichelt sich unterschriebene Handlung, den gänzlichen Beifall der Herren Subscribenten zu erhalten, indem sie die Redaction einem Manne von Metier und Sachkenntniß, dem verdienstvollen Herrn Leonhardi, Prof. der Oekonomie zu Leipzig, übertrug, und dabei die Versicherung geben kann, daß der Herr Geheimde Rath Hermbstädt sich den Bemühungen des Herrn Prof. Leonhardi ebenfalls anschliessen wird; und schon im folgenden Stück werden wir höchst interessante Aufsätze von diesem berühmten Chemiker aufzunehmen im Stande seyn. Der Preiß war sonst nur 12 gr., da wir aber veranlaßt wurden, künftig jedes Heft, des allgemeinen Nutzens wegen, noch mit 2 Bogen vermehrt herauszugeben; so sehen wir uns gedrungen, den Preiß auf 16 gr. zu setzen, worauf er nun auch unter jedem Verhältniß stehen bleiben soll. Es ist in allen Buchhandlungen und Zeitungs-Expeditionen Teutschlands zu haben.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Europäische Annalen

Jahrgang 1805

Sechstes Stük

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
180[illegible].

Inhalt.

I.

Urkunden und Briefschaften in Betreff des Kriegs mit Spanien, den beiden Parlamentshäusern in London den 24sten Januar 1805 vorgelegt. *)

Erklärung Ihrer Majestät. **)

Von dem Augenblike an, da die Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich ausbrachen, war der Vertrag von S. Ildefonso ein hinlänglicher Berechtigungsgrund zu einem Kriege gegen Spanien, wenn anders Spanien diesem Vertrag nicht wieder entsagte.

In der That verwandelte diese Uebereinkunft durch wirkliche Anerkennung einer unbegränzten Dienstbarkeit und die festgesezten Puncte unbedingter Truzmaasregeln Spanien und die französische Republik in ein und dasselbe Reich. ***)

Spanien übernahm in diesen Artikeln die Aufstellung eines gewissen Contingents sowohl an Land- als See-Macht zur Führung eines jeden Krieges, in welchen es hineinzuziehen der französischen Regierung einfallen möchte. Es that insonderheit Verzicht auf alle Rechte und Ansprüche auf Untersuchung des Ursprungs, der Rechtmäsigkeit und der ganzen Art des Kriegs. Es verpflichtete sich Anfangs nicht nur zu einem Contingent Soldaten und Schiffe, was, schon an und für sich selbst, gewiß nicht das gehörige Verhältniß der Mittel und Kräfte war, die ihm zu Gebote standen; sondern es verband sich auch, wenn im Erfolg dieses Contingent unzulänglich zu

*) Nicht alle, dem Parlament vorgelegte Papiere erscheinen hier übersezt, denn sie würden gewiß zwey Hefte dieser Annalen anfüllen. Manche darunter sind auch ganz unerheblich.

**) Unter diesem Titel ergieng die Kriegserklärung gegen Spanien.

***) in der Ursprache: by a virtual acknadedgment of un qualified Vassalage, and by specific stipulations of unconditional offence.

den Absichten Frankreichs erfunden würde, die stärkste See- und Land-Macht, die es nur aufzubringen vermöchte, in Thätigkeit zu sezen. Es willigte ein, daß Frankreich über alle diese Macht zu verfügen habe, dieselbe in Verbindung oder einzeln zur Bekämpfung des gemeinschaftlichen Feindes gebrauchen könne, und machte also seine Gewalt und seine Hilfsquellen zu unterwürfigen Werkzeugen der französischen Herrsch- und Eroberungssucht, zu Werkzeugen, deren sich Frankreich nach Belieben bedienen kann, um sein Vorhaben — Umsturz der Regierung und der Nationalexistenz Großbritanniens — auszuführen.

Das Eigene eines solchen Vertrags gab Großbritannien das unstreitige Recht, zu erklären, daß Spanien — wofern es dem geschlossenen Bündniß nicht förmlich entsage, oder aber Gewähr leiste, daß es die eingegangenen Verpflichtungen nicht erfüllen wolle — keineswegs als neutrale Macht angesehen werden könne.

Jedoch ward dieses Recht, aus Gründen der Klugheit, der Schonung und der Gutgesinntheit gegen Spanien, nicht in seinem vollen Umfang ausgeübt. Zufolge der friedlichen Versicherungen, die die spanische Regierung äusserte, drangen daher Ihre Maiestät Anfangs nicht gleich auf die bestimmte und förmliche Aufkündigung des Vertrags. Es scheint auch nicht, daß Frankreich vor dem Monat Julius 1803 Hilfsleistung ausdrüklich verlangt habe; und bei der ersten Nachricht vom Ausbruch des Krieges ward der brittische Gesandte in Madrit durch die Mittheilungen und Unterredungen mit den spanischen Ministern zu glauben verleitet, daß Seine katholische Majestät sich durch die blosse Thatsache von der Wirklichkeit des Kriegs zwischen Großbritannien und Frankreich, ohne darauf folgende Erklärungen und Verhandlungen, nicht nothwendig verpflichtet erachte, die im Vertrag von S. Ildefonso ausgemachten Bedingungen zu erfüllen, obgleich die Artikel dieses Vertrags zu sehr verschiedenen Auslegungen Gelegenheit geben würden.

Im Monat October ward eine Uebereinkunft unterzeichnet, worin Spanien sich anheischig machte, statt des im Vertrag bestimmten Succurses an Schiffen und Landtruppen, monatlich eine gewisse Geldsumme an Frankreich zu bezahlen; allein

weder vom Belauf dieser Summe, noch vom Unterscheidenden der andern Verpflichtungen, die in dieser Uebereinkunft festgesetzt seyn mögen, ist nie die geringste amtliche Benachrichtigung ertheilt worden.

Sofort stellte hierauf der Gesandte Sr. Majestät der spanischen Regierung vor, daß so beträchtliche Subsidien, wie diese, welche, dem Vernehmen nach, Spanien an Frankreich zu bezahlen sich anheischig gemacht habe, die Schranken der Nachsicht weit überschritten; daß diese Zahlungen nur auf eine Zeitlang zugegeben werden könnten: würden sie hingegen fortdauernd seyn, so seyen sie eine grössere Beleidigung, als irgend eine andere Feindseligkeit. In der Antwort auf diese Erklärung wurden die Zahlungen für ein Zeitgewinnungsmittel ausgegeben, auch Versicherungen ertheilt, welche von andern, Seiner Majestät zugekommenen, Berichten bestätigt, glauben liessen: die spanische Regierung sey gesonnen, sich ihrer Verpflichtung zu entziehen, sobald ihr nur der Gang der Begebenheiten eine sichere Gelegenheit dazu darböte.

Sobald Ihre Majestät Gründe hatten zu glauben, daß solch eine Uebereinkunft geschlossen worden, befahlen Sie Ihrem Minister in Madrit zu erklären, daß ihre Schonung, Spanien nicht unverweilt als Feind zu behandeln, zum Theil von der Grösse der Subsidiensumme und dann davon abhänge, ob auch Spanien eine nach jeder Hinsicht vollkommene Neutralität behaupten werde; daß es Ihnen aber unmöglich sey, fortdauernde Subsidienzahlungen, von dem grossen Belauf, zu welchem sie dem Vernehmen nach sich erheben, anders als eigentliche, unmittelbare Kriegssubsidien anzusehen. Der Gesandte Ihrer Majestät erhielt daher den Auftrag:

1) gegen die Uebereinkunft, als einen Bruch der Neutralität und einen rechtmässigen Grund zu einem Kriege sich förmlich zu erheben.
2) zu erklären, daß unsere Enthaltung von Feindseligkeiten nur als zeitige, vorübergehende Verhaltungsart angesehen werden, und daß es uns frey stehen müsse, die Fortdauer des Vertrags als Kriegsursache zu betrachten.
3) daß der Eintritt in das spanische Gebiet allen und jeden französischen Kriegsvölkern verweigert werden müsse.

4) daß jede Seezurüstung einen starken Grund zu Mißtrauen, und jeder Versuch, den Franzosen einen Beistand zur See zu leisten, unmittelbarer Grund zu einem Kriege seyn würde.

5) daß die spanischen Häfen unserer Handlung offen bleiben, und unsere Kriegsschiffe nicht geringer, als die französischen, behandelt werden müssen.

Sr. Majestät Minister erhielt zugleich den Auftrag, daß er, sobald französisches Kriegsvolk Spanien betreten, oder sobald er sichere Kundschaft von irgend einer Seezurüstung zum Beistande Frankreichs erhalten würde, Madrit verlassen, und unsere Befehlshaber zur See unverzüglich davon benachrichtigen sollte, damit dieselbe, ohne die Zeitversäumniß, welche die Abwartung unmittelbarer Befehle aus London verursachen könnte, die Feindseligkeiten anfangen könnten.

Die Ausrichtung dieses Befehls verursachte allerley Verhandlungen. Während derselben antwortete Sr. Majestät Minister dem Don Cevallos auf dessen Frage: ob die Fortbezahlung der Subsidien an Frankreich als Grund zu einem Krieg angesehen werden würde, und ob er *) bevollmächtiget sey, dieß zu erklären? er wäre dazu bevollmächtigt, und Krieg würde die unausbleibliche Folge seyn.

Seine Majestät mußten indessen gleichwohl wünschen, die Entscheidung dieser Frage, wo möglich noch zu verzögern. Ihr Gesandter in Madrit erhielt daher den Auftrag und die Weisung: daß, da die bezahlten Subsidien von der spanischen Regierung blos als vorübergehende Maasregel nach den Zeitumständen vorgestellt und ausgegeben wurde, Ihre Majestät fortfahren dürften, dieselbe noch auf eine Weile zu übersehen, aber daß ihre endliche Entschliessung von folgenden Bedingungen abhängen würde. Erstens mußte die eigentliche Beschaffenheit aller Vertragsartikel zwischen Spanien und Frankreich vorgelegt werden; zweytens mußte die spanische Regierung wahrhaft entschlossen seyn, ihrer Neutralität in allen andern Puncten mit Nachdruk Achtung zu verschaffen. So lange diese Fragen nicht genugthuend beantwortet und die geschlossene Re-

*) der brittische Geschäftsführer.

bereinkunft Ihnen (Sr. brittischen Majestät) nicht mitgetheilt wäre, könnten Höchstsie keine bestimmte Erklärung geben, ob der Geldsuccurs Krieg verursachen würde oder nicht.

Vor dem Empfang dieser Verhaltungsvorschrift (ausgefertigt den 21sten Januar 1804) hatte die Nachricht von einigen Seezurüstungen in spanischen Häfen einen neuen Schriftwechsel zwischen dem Gesandten Sr. Majestät und dem Madriter Ministerium veranlaßt. In einer seiner übermachten Noten erklärte der Gesandte, wenn der König, sein Herr, sich gezwungen fühlen sollte, Krieg anzufangen, so würde es keiner andern Erklärung, als der bereits gegebenen, bedürfen. Die Antwort des spanischen Ministers war Anfangs ausweichend. Sr. Majestät Gesandter schloß deßwegen seinerseits den Schriftwechsel mit einer am 18ten Februar übermachten Note, worin er erklärte: alle fernere Nachsicht von Seiten Englands hänge von der Einstellung aller Seezurüstungen und vom Verbote des Prisenverkaufs in spanischen Häfen ab. Würde nicht in diese Puncte ohne alle Abänderung eingewilligt, so habe er Befehl, Madrit zu verlassen. Auf den zweiten dieser Puncte ward eine befriedigende Antwort, auch ihr gemäß die nöthigen Befehle ertheilt; in Ansehung des ersten Punctes aber bezag man sich auf früher gegebene Erklärungen. Was die Enthüllung des mit Frankreich geschlossenen Vertrags betrifft, so erfolgte ganz keine genugthuende Eröffnung. Weil indessen um diese Zeit die Seezurüstungen in den spanischen Häfen nicht fortzugehen schienen, so ließ man die Sache auf eine Weile unbetrieben liegen.

Im Julius 1804 gab der spanische Hof Versicherungen von einer aufrichtigen, festen Neutralität, und läugnete, daß in irgend einem Hafen des Reichs Befehle zu Seezurüstungen gegeben worden seyen. Aber schon im folgenden Monat, da jene Versicherung noch neu, und festes Vertrauen darauf gegründet war, erhielt der brittische Gesandte von dem englischen, vor Ferrol kreuzenden, Admiral die Nachricht, daß Verstärkungen an Soldaten und Seeleuten für die französischen Flotten in Toulon und Ferrol durch Spanien angelangt seyen. Auf diese Botschaft wurden dem spanischen Minister zwey Noten zugefertigt, allein auf keine derselben erfolgte Antwort.

Gegen Ende Sept. gieng vom brittischen vor Ferrol kreuzenden Admiral in London der Bericht ein, daß der Madriter Hof wirklich Befehl gegeben habe, ohne Zeitverlust 4 Linienschiffe, 2 Fregatten und andere kleinere Fahrzeuge auszurüsten, daß ferner (der erhaltenen Nachricht zufolge) eine ähnliche Botschaft nach Carthagena und Cadiz ergangen sey, und zwar insbesondere mit der Verfügung, daß 3 Linienschiffe vom ersten Rang aus leztern Hafen aussegeln sollten. Ein weiterer Beweis der feindlichen Gesinnungen sey der Befehl, die Paketboote wie zu Kriegszeiten auszurüsten.

Somit war also eine unmittelbare, unzweideutige Verlezung der Bedingungen verübt, auf welchen die Bedingungen des Friedens beruhen sollten; denn dem spanischen Hofe war es vorher angekündiget, daß die unmittelbare Folge eines solchen Schrittes (wie der von ihm gewagte) Krieg seyn würde. Obgleich Seine Majestät in diesem Falle sich verbunden sahen, die Feindseligkeit sogleich anzufangen, so zogen Sie gleichwohl die Fortsezung des ihrer Sinnes- und Denkart so verwandten Systems der Mäßigung vor. Sie beschlossen, immer noch ein Auskunftsmittel zur Beilegung der Streitigkeiten in Bereitschaft zu halten, eine Seitenthüre zur Erreichung dieses Zweks offen zu lassen, wofern anders Spanien die Freyheit gelassen würde, die Verhaltungsart zu befolgen, die ihm das richtige Gefühl seiner eigenen Vortheile und seiner Sicherheit vorzeichnet. Bemerkungswürdig hiebei ist, daß die grundlosen und unanständigen Beschuldigungen, die in dem spanischen Manifeste dem Betragen Sr. Majestät gemacht werden, lediglich auf nichts, als den Grund eben dieser Nachsicht gebaut sind. Hätten Ihro Majestät ihr so gegründetes Kriegsrecht ohne alles Hinhalten ausgeübt, so wäre es unmöglich gewesen, den so unrichtigen Behauptungen, auf die man hinterlistigerweise so viel Gewicht legt, nur Schein und Farbe zu geben. Die schonende Nachsicht, welche den schon eingetretenen Kriegszustand weiter hinaus schob, ward also nicht nur in ein falsches Licht gestellt, sondern sogar in einen Klagegrund verkehrt, weil sie, die dem Angreifer erwiesene Nachsicht, nicht auch auf das gefahrvolle, unzuläßige Aeusserste ausgedehnt worden sey.

Zufolge oben gedachter Benachrichtigungen erhielt der brit-

tische Gesandte in Madrit den Befehl, dem spanischen Hofe Vorstellungen und Einwendungen zu machen; Erklärung in Betreff der zwischen Spanien und Frankreich geschlossenen Uebereinkunft zu verlangen, und dann hauptsächlich darauf zu dringen, daß die Seezurüstungen ganz auf den Stand zurükgebracht werden, in welchem sie vor dem Ausbruch des Kriegs zwischen England und Frankreich wären. Ferner erhielt er den Auftrag, der spanischen Regierung unverblümt anzukündigen, daß Ihre Majestät sich verpflichtet fühlten, ohne Verzug, alle und jede Vorsichtsmaasregeln zu ergreifen, insonderheit ihrem vor **Ferrol** kreuzenden Admiral aufzugeben, daß er kein spanisches Kriegsschiff weder aus dem Hafen heraus noch hinein lasse.

Diese wiederholten Vorstellungen bewirkten keine wesentliche Abhülfe, nicht einmal genugthuende Erklärungen, während, unter dem Dekmantel der Nachsicht Sr. Majestät, der Feind beträchtliche Geldlieferungen erhielt, und zugleich Gelegenheit, sich andere Bedürfnisse und Verstärkungen zu verschaffen.

Jeder Umstand im allgemeinen Betragen Spaniens war wie darauf angelegt, die wachste Aufmerksamkeit der brittischen Regierung rege zu halten. Die Ausfahrt der spanischen Schiffe aus ihren Docken, um den französischen Kriegsschiffen Plaz zu ihrer Ausrüstung zu machen — der Durchzug französischer Kriegsvölker und Seeleute durch spanisches Gebiet — die Ausrüstung in Ferrol — die Betrachtung, daß die Vereinigung dieser Flotte mit den französischen Schiffen, die bereits in diesem Hafen liegen, dem Feinde ein Geschwader verschaft hätte, das der Zahl nach dem vor Ferrol kreuzenden brittischen weit überlegen gewesen wäre — die ausserordentlichen Ausgaben, zu welchen dieses Betragen Spaniens Großbritannien nöthigte — alle diese Umstände zusammen erforderten diese Vorsichtsmaasregeln, sowohl in Ansehung der Vorstellungen, als des wirklichen Handels, welche Ihre Majestät sofort ergriffen haben. Während amtliche Anzeigen von des Königs Gesinnung, diese Maasregeln zu befolgen, gemacht wurden, erhielt die spanische Regierung zu gleicher Zeit die Versicherung, daß Ihro Majestät noch immer ein ernstliches Verlangen hegten, gute Freundschaft mit Spanien zu unterhalten, daß aber die

Fortsezung eines solchen Verhältnisses zwey Bedingungen unterworfen seyn müsse. Spanien müsse sich aller feindlichen Zurüstungen enthalten, und ferner, ohne Zögerung und Rükhalt, die Beschaffenheit und den Umfang der mit Frankreich geschlossenen Vertragsartikel aufdeken, eine Sache, die schon so oft und immer fruchtlos verlangt worden sey.

Die genommenen Maasregeln waren nur solche, die Ihrer Majestät unumgänglich nöthig schienen, um zu verhindern, daß Spanien nicht während der Verhandlung seine Seemacht verstärke, und dann den möglichen Folgen der glüklichen Ankunft der aus Amerika erwarteten, reichbeladenen Schiffe in Spaniens Häfen zuvor zu kommen, eine Sache, die schon in früheren Zeiten mehr als einmal der Zeitpunct des Endes aller Unterhandlungen und des Anfangs der Feindseligkeiten von Seiten Spaniens gewesen ist.

Die bei dieser Gelegenheit den Admiralen ihrer Flotten gegebenen Befehle Sr. Majestät sind ein sprechender Beweis von der schonendsten Nachsicht. Alles, was sowohl den Umfang, als den Gegenstand der aufgestellten Maasregeln betraf, war der möglichsten Einschränkung unterworfen. Die Ausführung der einschlagenden Befehle war mit der strengsten Einschärfung begleitet, alles anzuwenden, was nur irgend mit der Zwekerreichung vereinbar wäre, um irgend eine Ausübung von Feindseligkeit oder Gewaltthätigkeit gegen das Gebiet und die Unterthanen Sr. katholischen Majestät zu vermeiden. Die feindlichen Zurüstungen in Ferrol machten es vor der Hand nothwendig, daß das Geschwader, welches vor diesem Hafen kreuzte, verstärkt werden mußte, aber die brittischen Admirale erhielten zugleich den Befehl, der spanischen Regierung von ihren empfangenen Verhaltungsvorschriften die Anzeige zu machen, und zu erklären, daß sie, jener Vorschrift zufolge, entschlossen seyen, sich dem Auslaufen der französischen oder spanischen Geschwader zu widersezen, wenn eines oder das andere einen solchen Versuch machen wollte.

Zu gleicher Zeit ward der Wille Sr. Majestät bekannt gemacht, daß nemlich vor der Hand kein Sr. katholischen Majestät zugehörendes Schiff, das aus einem spanischen Hafen segle, angehalten, sondern daß nur der Befehlshaber dessel-

den aufgefordert werden sollte, gerade in den Hafen, woraus er gekommen, wieder zurük zu kehren. Blos in dem Falle, wenn ein solcher Befehlshaber sich weigere, der Aufforderung zu willfahren, sollte das Schiff weggenommen, und nach Gibraltar oder Malta geschikt werden.

Ferner ward befohlen, kein heimwärts bestimmtes spanisches Kriegsschiff anzuhalten, ausser wenn es Schäze am Bord hätte, auch kein Handelsfahrzeug dieser Nation, es sey beladen, mit was es wolle, und auf wessen Rechnung. Daß bey Befolgung dieser Vorsichtsmaasregeln viele achtungswerthe Menschen ihr Leben verlohren haben, bedauern Ihre Majestät auf das Innigste: sie beklagen dieses Ereigniß, das allein in dem Zusammenkommen besonderer Umstände seinen Grund hat, aber der Gerechtigkeit Ihrer Sache auf keine Weise zur Last fällt. Die Frage von dem gesezlichen Grunde und der erlaubten Ausübung des Rechts Ihrer Majestät gehört in das Natur- und Völkerrecht, welches die Ergreifung solcher Maasregeln, die zur Selbstvertheidigung und dem Zuvorkommen eines Angriffs gehören, unstreitig gebietet und rechtfertigt.

Es ist jezt nur noch zu bemerken, daß, wenn ein weiterer Beweis von der Klugheit und Nothwendigkeit der genommenen Vorsichtsmaasregeln begehrt werden soll, man diesen Beweis in dem spanischen Manifeste selbst findet. Bekennt ja die spanische Regierung darin selbst: sie habe von Anfang des Kriegs an die Nothwendigkeit eingesehen, Partei zur Unterstüzung der französischen Ansprüche zu nehmen! Sie erklärt ausdrüklich, „daß Spanien und Holland, die vereint mit Frankreich in „Amiens unterhandelt hätten, und deren Interesse und politi„sche Verhältnisse so genau verknüpft wären, sich nicht wohl „enthalten könnten, bei den ihrem Bundesgenossen zugefügten „Beleidigungen Theil zu nehmen."

Vergleicht man ferner die Data und den Erfolg der vom englischen Gesandten dem spanischen Hofe übergebenen Vorstellungen, so erhellt, daß im ganzen Laufe der Verhandlungen vor der Abreise von Madrit von der Wegnahme der spanischen Fregatten gar nie die Rede war. Dieser Klagegrund, von welchem man seitdem so viel Aufhebens gemacht hat, war also keineswegs die Triebfeder der vorgängigen feindseligen

Stimmung, die der spanische Hof in der Verhandlungsart der Streitpunkte so auffallend äusserte; auch war er, wie man in der Folge sehen wird, die Ursache des Abbruchs aller Unterhandlungen in Madrit keineswegs.

Am 26sten Oct. 1804 fertigte der englische Geschäftsführer dem spanischen Minister eine Note zu, worin er auf folgende Bedingungen drang, die der Ernennung eines brittischen Botschafters zu Ausgleichung der übrigen, noch unerledigten Fragpuncte nothwendig vorausgehen müßten. Dieser Bedingungen waren drey. 1) Daß die nach Ferrol, Cadix und Carthagena erlassenen Befehle, sowohl was die Ausrüstung der Kriegsschiffe, als was die Versezung derselben von einem Hafen in den andern betrifft, zurükgenommen werden. 2) Daß nicht nur die gegenwärtigen Ausrüstungen eingestellt, sondern daß auch die Zahl und der Bestand der Schiffe auf den Fuß zurükgebracht werden soll, in welchem sie vor Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und England waren. 3) Daß sich Spanien in Ansehung seiner geschlossenen Verbindungen mit Frankreich und seiner künftigen Gesinnungen gegen diesen Staat offen und vollständig erkläre. — Von diesem Zeitpunct bis zum 2ten Nov. schikten sich der brittische Geschäftsführer und der spanische Minister verschiedene Noten zu. Kleine Verschiedenheiten im Inhalt abgerechnet enthielten sie nichts, als einerseits dringende Forderungen von Genugthuung; andererseits nichts als ausweichende, unbefriedigende Antworten. — Nach vielfältig gegebener Frist und wiederholten Bemühungen erhielt der Geschäftsführer Sr. Majestät seine Geleitsbriefe am 7ten November, und reiste am 14ten desselben Monats von Madrit ab. Während des ganzen Laufs dieser Verhandlungen ward der Wegnahme der reichbeladenen spanischen Fregatten gar nie gedacht, und es scheint, daß man damals in Madrit gar keine Nachricht von dieser Begebenheit hatte. Es ist also offenbar — so sehr auch der spanische Hof diesen Umstand in seinem Manifeste zu benuzen suchte — daß der Krieg zwischen Großbritannien und Spanien hätte ausbrechen müssen, wenn auch die Wegnahme der Registerschiffe nie Statt gehabt hätte, und daß, der Thatsache nach, der endli-

che Bruch aus Gründen erfolgte, die mit jener Maasregel durchaus in keiner Verbindung stehen.

Jeder dieser bemerkungswerthen Umstände zeugte von dem Mißbrauch, den man wiederholt von der Mäßigung Ihrer Majestät gemacht hat: jeder war von der Art, daß er eine minder feste Schonung und Nachsicht erschöpft haben würde. Man gewährte Ihrem Feinde Hilfsleistungen; man verweigerte oder umgieng die Erklärungen, auf welche mehrmals gedrungen wurde; man verlezte Bedingungen, von denen doch, wie deutlich bekannt war, die Friedensfortdauer abhieng. So war das Betragen des spanischen Hofs: in ihm finden unter diesen Umständen Ihre Majestät den eingetretenen beherrschenden Einfluß Frankreichs, und die spanische Nation im Zustande eines erklärten offenen Kriegs.

Ihre Majestät berufen sich mit Vertrauen auf ganz Europa, welches Ihre musterhafte Mäßigung im ganzen Laufe dieser Verhandlungen anerkennen wird. Sie fühlen mit Bedauern die Nothwendigkeit, welche Sie in ein feindliches Verhältniß mit Spanien sezt, und es würde Ihnen zum innigen Vergnügen gereichen, wenn Sie das Erwachen eines würdigern Nationalgefühls und freiere Ausübung der Hoheitsrechte in diesem Lande wahrnähmen.

Glüklich in der That würden Ihre Majestät sich fühlen, wenn Sie in den Rathsversammlungen Spaniens das Wiederaufleben jener alten Gefühle und jener ehrenwerthen Sinnesart wieder fänden, welche in allen Jahrhunderten dem spanischen Character so nahe verwandt war, und in besseren Zeiten das Betragen ihrer Regierung bezeichnete. Ihre Majestät werden eifrig die erste, auf solch eine Art sich darbietende, Gelegenheit ergreifen, um Friedens- und Freundschafts-Verhältnisse mit einer Nation wieder herzustellen, die so manche Bande gemeinschaftlichen Wohls an Großbritannien knüpfen, und welche Sie bis jezt immer mit den Empfindungen der höchsten Werthschäzung und Achtung anzusehen geneigt gewesen sind.

Downingstreet den 25sten Jan. 1805.

Nro. 1.

Auszug aus einem Schreiben Lords Hawkesbury an den Squire J. Horkham Frere, datirt Downingstreet den 2. Junius 1803.

Nun vernehmen Sie den Willen Ihrer Majestät in Absicht des Betragens, das Sie am spanischen Hofe zu beobachten haben.

Es ist des Königs aufrichtiger und ernstlicher Wille, daß die spanische Regierung in den Stand kommen möge, in dem Kriege, der zwischen England und Frankreich ausgebrochen ist, die strengste Neutralität zu behaupten. Sie müssen daher alles anwenden, um den spanischen Ministern die Rathsamkeit dieses Systems einleuchtend zu machen, und dabei dieselbe versichern, daß, wenn es einmal angenommen ist, Ihre Majestät es mit der gewissenhaftesten Treue in Ehren halten werden.

Da das Cabinet Ihrer Majestät keine Nachrichten hat, um bestimmen zu können, in wie ferne der König von Spanien sich durch das, in San-Ildefonso den 19ten Aug. 1796 geschlossene Schuz- und Truz-Bündniß verpflichtet fühlt; so ist es unumgänglich nöthig, daß Sie diesen wichtigen Punkt in möglicher Bälde zur Gewißheit bringen. Erklärt Ihnen die spanische Regierung: sie fühle sich verpflichtet, die in gedachtem Vertrage ausgemachte Zahl von Truppen und Schiffen an Frankreich zu stellen; ihre Mitwürkung werde sich aber nicht weiter erstreken: so dürfen Sie über diesen Punkt ganz keine Meinung äussern, sondern sich auf die Anzeige beschränken, daß Sie diese Eröffnung Ihrem Hofe melden würden. Indessen müssen Sie die schärfste Aufmerksamkeit unverwandt darauf richten, ob Zurüstungen geschehen, um jene (spanischen) Verpflichtungen in Erfüllung zu bringen; und dann müssen Sie, von Zeit zu Zeit, die eingezogenen, hieher gehörigen, Erkundigungen den Befehlshabern der königlichen Schiffe im Mittelmeere, in Gibraltar und Lissabon mittheilen, damit diese Offiziere die zwekdienlichsten Maasregeln zum Auffangen der spanischen Schiffe bei ihrem Auslaufen aus den Häfen am Mittel- oder Atlantischen Meere nehmen können: ein Ver-

fahren, das den strengsten Grundsäzen der genauesten Neutralität vollkommen gemäß ist und keineswegs als eine unmittelbare, feindselige Handlung gegen Spanien ausgelegt werden kann.

Sollten Sie andrerseits von den spanischen Ministern erfahren, daß die französische Regierung mit der vertragsmäßigen Hilfsleistung nicht zufrieden wäre, sondern von Ihrer katholischen Majestät einen stärkern Zuschuß an Land- und See-Macht verlange, so müssen Sie ohne allen Rukhalt erklären, daß Ihre brittische Majestät die Willfahrung eines solchen Gesuchs ganz wie eine Kriegserklärung und als einen Rechtfertigungsgrund ansehen würden, sofort gegen Spanien Feindseligkeiten ausüben zu dürfen.

Der nächste Gegenstand, auf welchen ich, nach dem Befehl Ihrer Majestät Ihre besondere Aufmerksamkeit hinweisen soll, ist die Lage von Portugal. Es ist äusserst daran gelegen, daß Sie die erste Gelegenheit benuzen und von der spanischen Regierung verlangen, daß sie ihre Gesinnungen und Absichten in diesem Punkte ohne Rükhalt Ihnen eröffne. Bei der Besprechung mit den spanischen Ministern über diese Angelegenheit müssen Sie denselben vorstellen, daß Ihre (brittische) Majestät eingewilligt hätten, die Neutralität Portugals in Ehren zu halten, aber gerade eben deßwegen nicht zugeben könnten, daß sie von irgend einer Macht gestört werden dürfe. Höchstdie verlassen sich auf die Gerechtigkeitsliebe und Großmuth des Königs von Spanien, daß er, weder für sich, noch in Verbindung mit Frankreich, irgend etwas unternehmen werde, was die Sicherheit und Unabhängigkeit jenes Reichs gefährden könnte. Dabei müssen Sie dem Madrider Cabinet nicht verhalten, daß, wenn Ihre katholische Majestät französischen Kriegsvölkern den Eintritt in Ihre Staaten erlauben oder ihn nicht mit Gewalt abtreiben würde, der König von England sich bewogen finden müsse in Rüksicht auf Portugal, dieses Betragen Spaniens als einen Rechtfertigungsgrund zum Kriege anzusehen. Ferner habe ich Ihnen einen königlichen Befehl kund zu thun. Sie sollen nämlich mit dem portugiesischen Gesandten in Madrid das vertraulichste Vernehmen unterhalten und mit ihm zur Sicherstellung des Gebiets Ihrer allergetreuesten Majestät mitwirken.

Nachdem ich Ihnen nun das Betragen, welches, wenn es von Spanien beobachtet werden sollte, diesem Reiche den Krieg von Seiten Englands zuziehen muß, auseinandergesezt habe, so muß ich Ihnen noch den fernern Willen Ihrer Majestät bekannt machen. Sobald nehmlich solcherley Fälle und Ereignisse wirklich vorkommen sollten, so werden Sie die stärksten Vorstellungen dagegen machen und wofern Sie keine genugthuende Antwort erhalten, unverzüglich Madrid verlassen und nach Lissabon gehen, von wannen Sie nach England zurükkehren. Vor Ihrer Abreise müssen Sie die Befehlshaber der königlichen Schiffe im Mittelmeer, in Lissabon und Gibraltar von Ihrem Entschlusse benachrichtigen, damit dieselbe unverweilt Feindseligkeiten gegen Spanien mit Vortheil anfangen können.

Nro. 2.

[Auszug eines Berichts von J. H. Frere an den Lord Hawkesbury, ausgefertigt zu Aranjuez den 3. Jun. 1803.]

Bei einer neulichen Gelegenheit drang ich bei dem Friedensfürsten auf eine bestimmte Erklärung der Gesinnungen seines Hofs, ob nehmlich kraft des 8ten Artikels des San-Ildefonser Vertrags die Feindlichkeit Spaniens mit der Feindlichkeit Frankreichs so unzertrennlich verknüpft sey, daß England, im Kriege mit lezterem Staate begriffen, dadurch gerechtfertiget sey, auch ersteres Reich sofort zu bekämpfen.

Hierauf antwortete er: es möchte so scheinen, aber die Erfüllung der Verträge müsse nicht als durchaus unerläßlich angesehen werden, sondern sie hänge von den Zeitumständen ab. — Mit einigen andern ähnlichen Aeusserungen schien er mir verstehen geben zu wollen, daß er, bei der jezigen Lage der Dinge, die Erfüllung des Vertrags nicht als nothwendig ansehe. Bei diesem Anlaß brachte er einen neuen sehr seltsamen Grund auf die Bahn. Zuerst, sagte er, wünsche er die Ursachen des gegenwärtigen Streits zu wissen und ob er als Fortsezung des vorigen Kriegs zu betrachten sey? In diesem Falle würde Spanien

ganz keinen Theil daran nehmen. Wäre es aber ein neuer, aus neuen Ursachen entstandener Krieg, so sehe er sich genöthiget, den Vertrag für bindend zu halten und es müßten deswegen die Gesinnungen der andern, am Frieden zu Amiens theilhabenden, Mächte über diesen Punkt vorher gehört werden. Er äusserte ferner, daß der König von Spanien nicht als Bundesgenoß von Frankreich kraft dieses Vertrages an dem lezten Kriege Theil genommen habe. Ich führte ihm darauf den lezten Artikel dieser Uebereinkunft an, welcher ausdrüklich gegen England gerichtet ist. Da der Friedensfürst aber sich desselben nicht zu erinnern schien und ich der Erledigung dieses Punktes für dießmal kein Ende sah, so beschloß ich bei der nächsten Unterredung die Sache wieder zur Sprache zu bringen.

Bei der nächsten Zusammenkunft kam er mir zuvor, und sagte, als ich in das Zimmer trat: Wohlan! es scheint, wir bekommen Krieg. Ich erwiederte: ich hoffe, daß er unter Wir nicht Spanien und England verstehe. Er versezte: Nein! Spanien sey entschlossen, seine Neutralität ferner zu beobachten. — Ist das, antwortete ich, so brauchen wir uns nur noch darüber zu verständigen, welche Vorstellung wir mit dem Worte Neutralität verbinden, und ob Spanien die Verstattung, daß französische Kriegsvölker durch sein Gebiet ziehen dürfen, auch darunter begreife? Ich sezte hinzu: die Maasregeln zur Sicherung und Gewährleistung dieser Neutralität müssen mit Großbritannien verabredet werden. Hier wollte er sich wieder nicht in nähere Erörterungen einlassen, sondern verwies mich an Don Cevallos und seine amtlichen Mittheilungen. Ich entwarf daher beigeschlossene Note, deren Inhalt ich absichtlich auf Auslegung des Ildefonser Vertrags beschränkte.

[Uebersezung des Einschlusses, der sich auf Nro. 2 bezieht.]

Aranjuez, den 3. Jun. 1803.

Die gegenwärtige Lage der Dinge ist von der Art, daß sie eine Erklärung unserer beiderseitigen Regierungen nothwendig macht. Ich finde mich daher von selbst aufgefodert,

mich unmittelbar an Euer Excellenz zu wenden, in vollem Vertrauen, daß zufolge der friedlichen Gesinnungen, die ich von Seiten Ihrer katholischen Majestät durch Sie zu vernehmen die Ehre hatte, ich in den Erklärungen Euer Excellenz dieselbe Offenheit finden werde, mit welcher zu Werke zu gehen, ich in gegenwärtigem für Pflicht gehalten habe.

Da der spanische Hof mit Frankreich durch eine neue Uebereinkunft verbunden ist, welche ihn verpflichtet auf eine blosse Aufforderung als mitwirkender Theil aufzutreten, so sehen Eure Excellenz von selbst, daß die wörtliche Fassung und förmliche Uebernehmung dieser Verpflichtung Spanien und Frankreich — wenigstens in Beziehung auf Krieg — in einen und denselben Staat verwandelt, dergestalt, daß ein Fehdezustand mit dem lezteren Lande hinreichend ist, Spanien als Feind derjenigen Macht aufzustellen, die im Kampfe mit Frankreich begriffen ist. Ja diese Verpflichtung berechtigt jene Macht, solch einen Staat, dessen kriegerische Bestrebungen blos von dem Willen eines erklärten Gegners abhängen und nur auf eine schikliche Zeit zum Losbrechen warten, sofort als einen Feind zu betrachten.

Lassen Eure Excellenz mir die Gerechtigkeit widerfahren und glauben Sie, daß ich weit entfernt bin, diese Ansicht und Vorstellung mit Vergnügen zu verfolgen. Wenn ich etwas auf ihr verweilte, so geschah es blos, um Ihnen die Versicherungen, die ich mündlich zu geben die Ehre hatte, auf eine förmlichere Weise zu wiederhohlen; nämlich, daß die brittische Regierung keineswegs geneigt ist, dem Artikel des Ildefonser Vertrags sofort diese Deutung zu geben, oder auf einem Saze zu beharren, der sich auf Schlußfolgerungen gründet, (so richtig und bündig sie auch in andern Rüksichten sind) die ich Ihnen vor Augen gelegt habe. Ich muß daher Eure Excellenz aufmerksam machen, daß ungeachtet des gerechten Werthes, den ich auf Ihre indirekten Aeusserungen in Ansehung der friedlichen und freundschaftlichen Gesinnungen Ihrer katholischen Majestät lege, in Betracht des Bestehens eines neuen und förmlichen Vertrags, dessen Bedingungen mit der Beibehaltung oben gedachter Gesinnungen unverträglich sind, es höchst wichtig, ja nothwendig ist, daß die brit-

tische Regierung von der spanischen eine Erklärung erhalte, deren Glaubwürdigkeit und Bündigkeit das Mistrauen niederschlagen kann, welches die alten Verbindungen und die geschlossenen Verträge mit dem Feinde Grosbritanniens natürlich einflössen müssen.

Jezt habe ich nur noch die ängstliche Besorgniß auszudruken, mit welcher ich die Antwort Euer Excellenz erwarte, und dann die Versicherungen meiner ausgezeichneten Hochachtung zu wiederhohlen.

J. H. Frere.

[An S. Excellenz Don Peter Cevallos u. s. w.]

Nro. 3.

Bericht des Squire J. H. Frere an den Lord Hawkesbury: Madrid den 10ten Jun. 1803.

Mylord! In Erwartung der Antwort von Don Cevallos habe ich den Staatsboten einige Tage aufgehalten und bin izt erst im Stande dieselbe zu übersenden. Aber ich fürchte, sie wird Eure Herrlichkeit eben so wenig befriedigen, als sie mich befriediget hat.

Bei dem ersten Eindruk wollte ich eine Gegenantwort übergeben und darin die Art, wie meine Frage umgangen wurde, auseinandersezen und zugleich den Fragpunkt in einer deutlichen und förmlichen Bestimmung wiederhohlen. Doch, da ich erwog, daß bei der wirklichen Lage der Dinge, eine kategorische Antwort, wenn sie Spanien abgedrungen würde, weniger günstig ausfallen dürfte, als die erhaltene ausweichende, welche — gerade wenn man dem Madrider Cabinet friedfertige Gesinnungen zutraut — das Aeusserste seyn möchte, was es, ohne vorher empfangene, bestimmtere Eröffnungen der brittischen Regierung, wagen könnte; da ich ferner bedachte, es sey meine Pflicht, alle möglichen Mittel zur Wiederversöhnung zu erschöpfen; so behielt ich den beigeschlossenen Entwurf zurük, in welchem ich, wie Eure Herrlichkeit sehen werden, es über mich nahm, das Begehren des Don Cevallo's günstig auszudeuten. Sobald ich eine Abschrift der amtlichen Erklärungen erhalten werde, will ich ihm eine Eröf-

fung von der Art, wie er sie verlangt, zufertigen. Ich habe die Ehre u. s. w. J. H. Frere.

An den hochachtbaren Lord Hawkesbury u. s. w.

[Erster Einschluß zu Nro. 3. Uebersezung einer Note von Don Cevallos an J. H. Frere, Aranjuez, den 9ten Jun. 1803.]

Mein Herr! die Note vom 3ten dieses, welche Sie mir zuzuschiken beliebt haben, ist mir richtig zugekommen. Sie behaupten darin, daß die gegenwärtige Lage der Sachen Ihrem Hofe die Nothwendigkeit auflege, von der spanischen Regierung eine förmliche, wahrhafte Erklärung ihrer Gesinnungen in Hinsicht auf die Streitigkeiten zwischen Frankreich und England zu begehren.

Zur Beantwortung dieser Note muß ich Ihnen bemerken, daß der König, mein Herr, bis jezt von den Irrungen zwischen Frankreich und Engelland keine andere Nachrichten hat, als die aus öffentlichen Blättern. Und diese versichern, daß die Forderungen Großbritanniens den Bedingungen des Friedens von Amiens nicht gemäß wären und daß Frankreich sich nicht für ermächtiget halte, sie zu bewilligen, ohne Zustimmung von Spanien und Holland, als Mitvertragschliessern, und von Oesterreich, Rußland und Preussen, als Gewährleistern dieses Friedensschlusses. Bey diesen Umständen wäre den gegenseitigen Verhältnissen, die aus einem Friedensvertrag entspringen, den Grundsäzen, auf welchen seine Bestandkraft beruht und den rechtmässigen Mitteln, ihn wieder aufzuheben, nichts angemessener gewesen, als wenn England seine Wünsche dem Könige, meinem Herrn, eröffnet hätte, wenigstens insofern denselben, als einen Hauptthеilhaber am Frieden zu Amiens, die Beobachtung der geschlossenen Artikel angeht. Zulezt muß ich Ihnen noch anzeigen, daß Ihre (katholische) Majestät, da sie ohne alle sichere, amtliche Nachricht von dem Stande der Verhandlungen sind — was doch zu einer gehörigen Antwort auf die in Ihrer Note vorkommenden wichtigen Fragen unentbehrlich ist — so können Höchstsie, ohne diese unumgänglich nöthige Belehrung, keine Entschliessung fassen. Jene Belehrung könnten Sie, Mein Herr! mir verschaffen, wenn Sie zu diesem Zweke sich von Ihrer Regierung

einen Bericht von dem Gang und Ende der Unterhandlung ausbitten wollten. Ich ergreife diese Gelegenheit u. s. w.

Pedro Cevallos.

An den Herrn Squire J. H. Frere u. s. w.

[Uebersezung des zweiten Einschlusses zu Nro. 3.]

Madrid d. 10ten Jun. 1803.

Ich säume nicht auf Eurer Excellenz gestrige Note zu antworten.

Um Eure Excellenz nicht durch eitle, zu Nichts führende, Erörterungen zu behelligen, schien es mir nöthig, Denselben eine vorläufige Frage vorzulegen, die in dem Bestehen öffentlicher Verträge zwischen Ihrer katholischen Majestät und der französischen Republik ihren Grund hat. Hält sich nemlich die spanische Regierung durch den Buchstaben des Ildefonser Vertrags gebunden und verpflichtet, insonderheit durch die Worte des 8ten Artikels, dessen Wirkungen, in Betracht des Kriegführens, beide Regierungen schlechterdings zu einer und ebenderselben machen müssen?

Mit Vertrauen hat der König von Großbritannien eine so gerechte Sache, als die, welche ihn in den gegenwärtigen Krieg gezogen hat, dem Billigkeitsgefühl Ihrer katholischen Majestät und der Urtheilskraft Ihres Kabinets vorgelegt. Gleichwohl mußte es mir unnöthig scheinen, dem spanischen Hofe die Beweggründe Ihrer brittischen Majestät auseinander zu sezen, wofern dieser Hof in der That das Recht nicht behielt, von seinem Bundesgenossen eine solche Erklärung zu verlangen, noch auch nach dem Entschlusse zu handeln, welchen ihm seine eigenen Grundsäze von Recht eingegeben haben mögen; wofern dieser Hof, wenn er auch dem Betragen Englands Gerechtigkeit widerfahren läßt, sich doch verpflichtet fühlen mußte, die Waffen zu ergreifen, zu Unterstüzung einer Sache, die er als unrecht anerkannt hat.

Da diese Erwägungen dem Scharfsinne Eurer Excellenz unmöglich entgehen konnten, so mußte es mir zu wahrem Vergnügen gereichen, als ich in Ihrer Note fand: der spanische Hof wünsche vorher nähere Erläuterung der Verhandlungen, die zwischen England und Frankreich Statt hatten, ehe er sich

über die Partei entscheiden könne, die er bei dem eingetretenen Kriege ergreifen werde. Ich sehe es als einen Beweis an, daß Spanien noch seine Wahlfreyheit fühlt, und daher werde ich nicht säumen, es meiner Regierung zu melden. Ich zweifle nicht, daß sie, sobald sie von den Gesinnungen Ihrer katholischen Majestät unterrichtet ist, mich bevollmächtigen werde, die aller genugthuendste Erläuterung der Ursachen zu geben, welche den König von Großbritannien bestimmt haben, die Waffen abermals gegen Frankreich zu ergreifen: ein Umstand, der in dem aufrichtigen Verlangen, die zwischen beiden Ländern bestehenden Bande der Freundschaft immer fester zu knüpfen, übrigens ganz keine Aenderung macht. Wenn solch eine Verhaltungsvorschrift mir bis jezt noch nicht zugekommen ist, so werden doch Eure Excellenz aus dem oben Gesagten ermessen, daß dieser Verzug keineswegs zugerechnet werden darf weder der Unbereitwilligkeit Ihrer brittischen Majestät, mit Spanien die Bedingungen und Maasregeln festzusezen, die Höchstsie zur Erhaltung des Friedens immer betrieben haben; noch weniger aber der Furcht, als ob England nicht im Stande wäre, in den Augen Ihrer katholischen Majestät die Entschliessung zu rechtfertigen, zu welcher es am Ende sich gedrungen fühlen dürfte. Euer Excellenz finden den Beweggrund dazu in der Beschaffenheit der politischen Verhältnisse Ihres Hofes, und in der darin gegründeten Unmöglichkeit, ihm Verhandlungen und Streitfragen vorzulegen, wobey er, wegen seiner Verbindung mit Frankreich, keine Stimme haben kann, wenn anders Spanien sich nicht wieder selbst von seinen auferlegten Verpflichtungen frey macht, ein Recht, das eine Nation nur mit ihrer Unabhängigkeit verliert. Ich verharre u. s. w.

J. H. Frere.

An Se. Excellenz Don Peter Cevallos u. s. w.

Nro. 4.

Bericht von Frere an Lord Hawkesbury.

Madrid d. 12ten Sept. 1803.

Mylord! die beigeschlossene Note übergab ich bei der Nachricht, daß General Beurnonville die Erlaubniß erhalten

habe, ungefähr 1500 Mann, theils Seeleute, theils Artilleristen, nach Ferrol (durch spanisches Gebiet) durchziehen zu lassen, um die daselbst befindlichen (französischen) Schiffe zu bemannen. Ob ich mir gleich nicht schmeicheln darf, daß meine Vorstellung Gehör finden werde, so habe ich es doch für dienlich, ja nöthig erachtet, laute Beschwerden gegen ein Verhalten zu führen, das den Grundsäzen der bisher von Spanien beobachteten Neutralität entgegen ist, und, worauf ein achtsames Auge zu haben, die mir von Eurer Herrlichkeit gegebenen Verhaltungsbefehle mir vorschreiben. Ich habe die Ehre u. s. w.

J. H. Frere.

[Uebersezung des Einschlusses in Nro. 4.]

Madrid d. 9ten Sept. 1803.

Eben habe ich Nachrichten erhalten, an deren Richtigkeit ich nicht zweifeln darf, daß die spanische Regierung Zurüstungen macht, um einer beträchtlichen Zahl von Seeleuten und Artilleristen den Durchzug zu erleichtern, um das in Ferrol liegende französische Geschwader zu verstärken.

Die Verhaltungsbefehle, die mir mein Hof auf den Fall gegeben, wenn französisches Kriegsvolk spanisches Gebiet betreten sollte, sind so deutlich und bestimmt, und der eben geschehene Vorgang bezieht sich so sehr darauf, daß ich an dem Gesichtspunct, aus welchem mein Hof dieses Betragen ansehen wird, wenig zweifle, und zu gleicher Zeit Ihnen ankündige, daß ich auf das förmlichste gegen einen solchen schreyenden Bruch der Neutralität von Seiten Spaniens Beschwerden erheben muß.

Es ist hier der Ort nicht, die gewissenhafteste Achtung, welche die brittischen Officiere dem spanischen Gebiete erwiesen haben, anrühmen zu wollen, denn Eure Excellenz sind gewiß überzeugt, daß dieses der Wille der Regierung ist, welcher sie dienen. Ich kann mich jedoch nicht enthalten, Ihnen ein neues Beispiel hievon anzuführen. In der Hize des Verfolgens und im Begriff eine Prise wegzunehmen, hielt das englische Geschwader die Neutralität der spanischen Küste in Ehren, und verstattete einer feindlichen Fregatte, sich in einen

spanischen Hafen zu flüchten, von wo aus, mittelst der aus Frankreich ihr zugeschikten Hilfsleistungen, sie wieder in die See stechen wird, um die nämlichen (nachsichtsvollen, brittischen) Schiffe zu bekämpfen.

Es war das beständige Ziel meiner Bemühungen, Spanien dahin zu bringen, daß es einsehe, von welcher Wichtigkeit ihm die Erhaltung des guten Vernehmens seyn sollte, das zwischen beiden Mächten besteht. *) Ihre Majestät haben durch eine beispiellose Mässigung der Welt gezeigt, welchen Werth Höchstsie auf dieses System sezen, und welches zu befolgen Sie so lange fortfahren wollen, als Sie einige Hoffnung von einer gleichartigen Gesinnung Spaniens sehen werden. Aber ich wage nicht zu glauben, daß Höchstsie ein, dem Ihrigen so ganz ungleiches, Betragen mit Gleichgültigkeit ansehen, oder als neutral eine Macht anerkennen werden, deren Häfen nicht nur die Freystätte, sondern auch die Docken **) und Zeughäuser Ihres Feindes sind. Ich bin u. s. w.

Frere.

An Se. Excellenz Don P. Cevallos.

Nro. 5.

Auszug aus einem Schreiben von Lord Hawkesbury an Frere.

Downingstreet d. 24sten Nov. 1803.

Ihre Berichte bis Nro. 40. einschließlich habe ich erhalten, und dem Könige vorgelegt.

Mit grossem Vergnügen melde ich Ihnen, daß der König Ihr gesammtes Betragen, insonderheit die Sprache, die Sie in den verschiedenen Unterredungen mit den spanischen Ministern geführt haben, vollkommen billigt.

In der noch fortdauernden Ungewißheit, ob ein Vertrag oder eine Uebereinkunft zwischen Spanien und Frankreich abgeschlossen worden, und welche besondere Bedingungen darin festgesezt seyn mögen, ist es mir äusserst schwer, Ihnen irgend eine Verhaltungsvorschrift zu geben, denn diese muß von Umständen abhängen, wovon Ihre Majestät nicht genau genug unterrichtet sind.

*) Es sollte wohl heissen: bisher bestand. Uebers.

**) Ein Behältniß in einem Hafen, wo die Schiffe ausgebessert werden. Uebers.

Die Erhaltung des Friedens mit Spanien war, seit dem Ausbruch des jezigen Kriegs, stets das Ziel der Politik Ihrer Majestät. Aber die spanische Regierung muß es selbst einsehen, daß dieses Ziel nicht anders erreicht werden kann, als durch ihr eigenes, ernstliches Bestreben, alles mögliche zur Aufrechthaltung einer wahren Neutralität zu thun: sie muß es dahin bringen, daß alle andere kriegführende Mächte diese ihre Neutralität in Ehren halten. Sollte daher die Frage vorkommen, in wiefern Ihre Majestät es zugeben würden, daß Spanien seine Neutralität durch einen an Frankreich zu bezahlenden Geldbeistand kaufen dürfe, und ob es dennoch ferner als neutral betrachtet werden würde? so muß darauf geantwortet werden: dieß hänge zum Theil von der Grösse der geleisteten Geldhülfe ab, und zugleich vom ernstlichen Willen Spaniens, seine Neutralität in allen andern Rüksichten gesichert zu halten. Denn wenn der König auch zur Zeit geneigt wäre, einen kleinen oder nur kurzdauernden Geldzuschuß zu übersehen, wofern anders dieser Zuschuß zu Erreichung des Zweks (der Neutralität) wesentlich nöthig wäre; so könnten Ihre Majestät doch unmöglich einen fortwährenden Zuschuß von der Grösse, wie Sie angeben, nicht anders, als eine den Franzosen gegebene Geldhülfe betrachten, als einen Beistand, der vielleicht der wirksamste ist, den Spanien ihnen zur Fortsezung des Krieges leisten kann.

Im Falle Sie überzeugt werden, daß irgend eine Uebereinkunft von der Art, wie Sie in Ihrem Berichte andeuten, zwischen Frankreich geschlossen worden, oder wenn Sie nur Gründe haben zu glauben, daß eine solche Uebereinkunft, obgleich nicht wirklich zu Stande gekommen, doch im Werke sey, so verhalten Sie sich nach folgender Vorschrift.

1. Sie erheben sich mit Beschwerden gegen diese Verhaltungsart, als eine Neutralitätsverlezung von Seiten Spaniens und folglich als Berechtigungsgrund zu einem Kriege von Seite Ihrer Majestät.

2. Sie erklären bestimmt, daß bei dieser Verhaltungsart Ihre Majestät vom Beginn der Feindseligkeiten nur allein durch die Betrachtung abgehalten werden könne, daß die Maasnehmung blos ein einstweiliges Auskunftsmittel sey, dessen sich

die spanische Regierung bald möglich zu entschlagen entschlossen sey, und dann, daß Ihre Majestät sich die Freyheit vorbehalte, das Beharren auf der Zahlung der Geldhülfe an Frankreich, in der Zukunft, nach Beschaffenheit der Umstände, als gerechten Grund zu einem Kriege anzusehen.

3. Ihre Majestät erwarten, daß die spanische Regierung auf ihrem Entschlusse, keinem französischen Kriegsvolk den Durchzug durch ihr Gebiet zu gestatten, bestehen werde.

4. Jede zu versuchende, spanische Seezurüstung muß bei den gegenwärtigen Umständen als höchstverdächtig, und jeder Versuch, den Franzosen einen Seebeistand zu leisten, als unmittelbare Kriegsursache betrachtet werden.

5. Ihre Majestät haben das Recht zu erwarten, daß nicht nur die spanischen Seehäfen dem Handel ihrer Unterthanen offen seyn, sondern daß auch ihre Kriegsschiffe und die Fahrzeuge ihrer Unterthanen, wie die ihres Feindes, behandelt werden müssen.

Dieß ist die Verhaltungsvorschrift, nach welcher Sie sich zu richten haben. Falls ein französisches Kriegsheer das spanische Gebiet betreten, oder falls Sie sichere Nachricht erhalten sollten, daß Seezurüstungen zum Beistand der Feinde Ihrer Majestät gemacht werden, so sehen Sie Ihre Sendung als geendigt an, und verlassen, nach der gehörigen amtlichen Anzeige, Madrid.

Wenn Sie sich genöthigt finden sollten, Madrit zu verlassen, so benachrichtigen Sie vorher hievon die Befehlshaber der königlichen Geschwader im Mittelmeer, in Gibraltar, in Lissabon und vor Ferrol, damit sie unverzüglich ihre Maasregeln zum Beginn der Feindseligkeiten nehmen können.

Nro. 6.

Auszug eines Berichts von Frere an den Lord Hawkesbury.

Madrid d. 27sten Dec. 1803.

Die mir von Eurer Herrlichkeit durch den Staatsboten Basset zugeschikten Verhaltungsbefehle habe ich erhalten, mit den innigsten Dankgefühlen wegen der königlichen gnädigen Billigung meiner Geschäftsführung, und mit nicht geringerem

Vergnügen wegen der genauen, ins Einzelne gehenden Vorschrift, die eine so glüklichleitende Richtschnur in den gegenwärtigen, verwikelten Umständen dieses Reiches ist.

Don Cevallos antwortete mir seit einiger Zeit mit einer Miene von so viel Zufriedenheit und von höherer Belehrtheit, daß ich fast besorgte, ich möchte in der Wärme, womit ich auf die verschiedenen Puncte drang, welche in dem Befehl Eurer Herrlichkeit enthalten sind, über die Absicht der königlichen Regierung hinausgegangen seyn.

Das leztere Schreiben Eurer Herrlichkeit machte ich zum Inhalt einer Note an Don Cevallos, die so einfach und kurz, als es der Gegenstand zuließ, und beinahe ganz aus dem Verhaltungsbefehl abgeschrieben war.

Den folgenden Tag sprach ich mit Don Cevallos vom Gegenstand meiner Note. Ich bemerkte ihm: ich glaube, er würde nun meinem Eifer, den ich in meiner bisher geführten Sprache gezeigt hätte, Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem sie, wie er sehe, mit dem Verhaltungsbefehl meines Hofes ganz übereinstimme. Don Cevallos brachte dann eine lange Abhandlung über die Neutralität und Wiederholungen der Opfer vor, die der König von Spanien zur Erhaltung der Neutralität gebracht habe. Ich antwortete im Ganzen mit denselben Gründen, die Eure Herrlichkeit in der beigeschlossenen Note finden. Cevallos erwiederte: Ihre katholische Majestät hätten alles Ihnen mögliche zur Erhaltung der Neutralität gethan, und wenn Ihre Bemühungen nicht glüklich ausfallen sollten, so wäre es nicht Ihre, sondern die Schuld der brittischen Regierung, die in den Augen Europa's dafür verantwortlich seyn würde. Darauf versezte ich: Freylich würde Europa den Ausspruch thun, welche der beiden Regierungen Recht habe: ich dächte aber, England habe von diesem Ausspruch wenig zu fürchten. Was er (Cevallos) Neutralität nenne, sey in der That eine Kriegssubsidie, welche die Franzosen, nach Belieben, in eine thätige Mitwirkung verwandeln könnten, indem sie nur einen Kriegszug durch Spanien nach Portugal vorzunehmen brauchten: ein Fall, gegen den in der lezten Ueberein-

kunft nicht gesorgt sey, und welchen doch, wie man wiederholt gewarnt habe, England als einen Bruch der Neutralität von Seiten Spaniens betrachten werde.

Nachdem dieses Gespräch vorüber war, fragte mich Don Cevallos dagegen: ich möchte bestimmt angeben, ob die Bezahlung der Hülfsgelder an Frankreich als eine Kriegsursache angesehen werden würde, und ob ich bevollmächtiget sey, dieses zu erklären? Ich antwortete bestimmt: ich sey es, und Krieg würde die unvermeidliche Folge seyn. In diesem Falle, erwiederte er, sind Ihre katholische Majestät durch Verträge gebunden, von welchen Sie sich nicht lossagen können; wenn aber die Hülfsgelder selbst als Beweggrund zu einem Kriege angegeben werden, so ändert sich der Grund unserer Verpflichtung. Ich versezte: England wünsche nicht, Spanien niederzudrüken, noch weniger es zum Vortheil Frankreichs niederzudrüken. Aber England sehe keinen Grund, warum Spanien sich erschöpfen sollte, Anfangs durch Bezahlung von Hülfsgeldern, und dann durch Stellung eines Contingents. Wünschte er (Cevallos) eine deutlichere und bestimmtere Erklärung, als die in meiner gestrigen Note, so sollte er sie haben. Darauf äusserte er sich: er halte dieß für unnöthig: die Note sey stark genug.

[Uebersezung des ersten Einschlusses in Nro. 6.]

Escurial d. 13ten Dec. 1803.

Ich gehorche dem Befehl, den ich eben von meinem Hof erhalten habe, und überschike Eurer Excellenz in gehöriger, unverwerflicher Gestalt die Erklärung, welche ich mehrmal in minder genauer und bestimmter Art mündlich zu geben die Ehre hatte.

Seit dem Anfang der Feindseligkeiten haben Ihre Majestät nie aufgehört, die Erhaltung des guten Vernehmens mit Spanien als ein Hauptziel Ihrer Staatsabsichten zu betrachten. Der spanische Hof hat auch von jeher die Gerechtigkeit der Gesinnungen Ihrer Majestät und Ihrer Geneigtheit gegen ihn anerkannt. Aber es ist eben so offenbar, und der spanische

Hof selbst wird es nicht in Abrede stellen, daß die Wirkung dieser geneigten Gesinnungen abhängen muß von der Wirkung der Bestrebungen, zu denen seinerseits Spanien verbunden ist: nämlich erstens ein System von unbedingter Neutralität zu behaupten, und zweitens zu bewirken, daß diese von allen kriegführenden Mächten in Ehren gehalten werde.

Was den ersten Punct betrifft, so fühlen und erkennen Ihre Majestät das Schwierige der jezigen Lage Spaniens, sowohl wegen seiner alten Verbindungen mit den Franzosen, als auch in Betracht des Charakters und gewohnten Betragens dieser Nation und ihres Oberhaupts. Diese Betrachtung bestimmte Höchstsie, mit Nachsicht bis zu einer gewissen Stufe zu Werke zu gehen, und insonderheit solche Geldopfer zu übersehen, die nicht beträchtlich genug sind, um wegen ihrer politischen Wirkung Aufmerksamkeit zu erzwingen. Aber ich habe den ausdrüklichen Auftrag, Eurer Excellenz zu erklären, daß solche Geldzuschüsse, wie die, in dem neuesten Vertrag mit Frankreich ausgemachte, von der brittischen Regierung nicht anders als Kriegssubsidien angesehen werden können; als der allerwirksamste Beistand, der den Bedürfnissen und dem Zustande des Feindes am angemessensten, den Vortheilen der brittischen Unterthanen am nachtheiligsten, kurz, der mehr als jede andere Art von Angriff ist.

Gebietende Nothwendigkeit und die höchste Pflicht, welche einen Fürsten antreibt, vor allem andern die Nation, deren Wohl seiner Sorge anvertraut ist, in Betrachtung zu ziehen, haben Ihre Majestät, troz Ihrer persönlichen Gesinnungen, dieses Verhalten, von welchem Sie nicht abweichen können, vorgeschrieben.

Was den zweiten Punct betrifft — die Bewirkung, daß Spaniens Neutralität von den andern kriegführenden Mächten in Ehren gehalten werde — so scheint es mir überflüßig, Eurer Excellenz die Erklärungen zu wiederholen, die ich in Ansehung Portugals bereits gegeben habe. Gleichwohl muß ich Eurer Excellenz abermals ankündigen, daß der Durchzug französischer Kriegsvölker durch spanisches Gebiet als Neutralitätsverlezung betrachtet, und daß Ihre Majestät sich durch eine solche Begebenheit gezwungen sehen werden, zu den allerentscheidend-

sten Maasregeln Ihre Zuflucht zu nehmen. Dieß sind meine eben erhaltenen Verhaltungsbefehle in der Kürze, beinahe in den nämlichen Ausdrüken. Noch andere, minder wichtige Puncte sind darin enthalten, von welchen ich mich morgen in der Unterredung mit Ihnen besprechen werde.

Da ich dieser bedeutenden Sache die äusserste Wichtigkeit beilege, so macht es mir viel Vergnügen zu denken: Eure Excellenz werden endlich überzeugt seyn, daß ich in den von mir schon vorher gegebenen Erklärungen die Gesinnung meines Hofes nicht überschritten habe, und daß die Weisung, die ich ihr zufolge zu geben für rathsam erachtet habe, sich auf ziemlich richtige Ansichten gründet, eingeflößt von dem aufrichtigen Wunsche, das gute Vernehmen und die Eintracht zwischen beiden Ländern fortdauernd zu erhalten.

J. H. Frere.

An Se. Excellenz Don Peter Cevallos u. s. w.

[Zweiter Einschluß in Nro. 6. Uebersezung einer Note von Cevallos an Frere datirt.]

Escurial d. 16ten Dec. 1803.

Sobald der Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach, ward Spanien von der erstern Macht aufgefordert, den im Vertrage von 1796 ausgemachten Vertheidigungsbeistand zu stellen. *) Die Erfüllung dieser Aufforderung, insofern sie eine Folge vorheriger von Spanien übernommener Verpflichtungen und ein neuer Beweis von des Königs Redlichkeit ist, legt der Fortsezung des guten Vernehmens mit England ganz keine Schwierigkeiten in den Weg. Ihre katholische Majestät haben sich bemüht, durch alle mögliche Ausgleichungsmittel diese Freundschaft zu erhalten. England handelte in gleichem Geist, indem es die Freybeuter, die das Neutralitätsgesez übertraten, zur Strafe zog, wie dieses aus mehrern amtlichen Anzeigen, insonderheit aus der vom 29sten Nov. erhellt; ein späteres Datum, als die Abfertigung des Staatsboten, dessen Ankunft die mir eben zugeschikte Note veranlaßt hat.

Ungeachtet das spanische Cabinet von dem Saze überzeugt ist, daß der den Franzosen zu leistende Beistand gar wohl mit

*) to furnish the defensive succours.

der Neutralität gegen England bestehen kann, so haben dennoch Ihre katholische Majestät geglaubt, diese beiden Verhältnisse besser beobachten zu können durch ein Verfahren, das, ohne Frankreich unangenehm zu seyn, Ihrer Neutralität gegen England das feindliche Aussehen benimmt, welches kriegerischer Beistand nothwendig mit sich führt, ein Aussehen, das nicht selten die Gemüther neutraler Fürsten zu Mißtrauen und in der Folge dahin verleitet, daß sie den gewünschten Friedenszustand auf das Spiel sezen.

Dieß waren des Königs Staatsabsichten, als er statt des kriegerischen Beistandes den Hülfsgeldervertrag mit Frankreich eingieng.

Weder vor, noch nach diesem Vertrage hat Spanien irgend etwas versäumt, was zur Erhaltung des guten Vernehmens mit England dienen kann, wie Ihnen dieses durch die Verhaftnehmung der Spanier erwiesen ist, die sich erkühnten, die brittische Flagge zu beschimpfen.

In seiner Unterredung mit unserm Gesandten hat das brittische Ministerium nicht behauptet, daß Spanien seine Neutralität verleze, wenn es Frankreich zu seiner Vertheidigung mit kriegerischem Beistand zu Hülfe käme.

Die statt seiner ausgemachten Hülfsgelder haben kein feindliches Aussehen, sezen das gute Vernehmen mit andern Neutralen in keine Gefahr, und geben auch den Franzosen keine fertigen, schnellwirkenden Bekämpfungsmittel gegen England an die Hand.

Der König hat sich bei der französischen Regierung verwendet, um den Eintritt französischer Kriegsvölker in spanisches Gebiet zu verhindern, und die Besorgnisse des portugiesischen Hofes zu heben, indem er bei dem ersten Consul auswirkte, daß dieser Punct der Gegenstand einer besondern Unterhandlung zwischen den beiden Regierungen werden sollte, und indem Ihre katholische Majestät Ihre Dienste erboten haben, um einen Vertrag zu Stande zu bringen, der Portugal gegen jeden Angriff sichert. Die günstigen Wirkungen hievon hat dieses Reich bereits angefangen zu erfahren, und es steht bei ihm, alle davon zu wünschenden Vortheile zu ziehen.

Unter diesen Umständen habe ich Ihre Note erhalten, mit

der Vorstellung, daß der spanische Hof dadurch, daß er statt des Vertheidigungsbeistandes Hülfsgelder an Frankreich bezahle, dem brittischen Ministerium höchst unerwartet mißfallen habe, und zwar angeblich, weil diese Zahlungen seine *) Verpflichtung überstiegen. Müßte doch, um diese Zahlungen aus diesem Gesichtspunct zu betrachten, ihr Belauf bekannt seyn, was aber nicht ist; oder war er bekannt, so mußte er mit der Ausgabe verglichen werden, welche der den Franzosen zu leistende Vertheidigungsbeistand verursacht haben würde.

Diese vergleichende Darstellung dessen, was Spanien bisher gethan hat, der Inhalt Ihrer Note, noch mehr der Widerspruch, der zwischen dem billigen und freundschaftlichen Betragen Englands — indem es die Freybeuter, welche die spanische Flagge nicht in Ehren hielten, zur Strafe zog, laut der Nachricht vom 29sten Nov. — und den lärmenschlagenden Ausdrüken Ihrer Note vom 13ten dieses herrscht, machen es dem spanischen Cabinet zur Pflicht, von Ihnen eine deutlichere und genauere Eröffnung von den Gesinnungen Ihrer Regierung zu verlangen. Ich hoffe: Sie werden mir diese Eröffnung, so wie den erhaltenen Befehl mittheilen: die Wichtigkeit der Sache erfordert es.

Pedro Cevallos.

An den Squire J. H. Frere u. s. w.

[Uebersezung des dritten Einschlusses in Nro. 6.]

Madrid d. 26sten Dec. 1803.

Ich erfülle das Verlangen Eurer Excellenz, und gebe Ihnen eine umständliche, entscheidende Erklärung der Gesinnungen meines Hofs, deren ich in meiner Note vom 13ten dieses Erwähnung gethan habe. Sie sind beinahe die nämlichen, wie die, die ich Ihnen in unsrer mündlichen Unterredung über diese Sachen vorzutragen die Ehre hatte. Eure Excellenz bemerkten damals, und wiederholten es in Ihrer Note vom 16ten dieses, daß, da die Stellung des im Vertrag von 1796 festgesezten Beistandes nur eine Folge von vorher übernommenen Verpflichtungen, und also nur ein neuer Beweis von der Redlichkeit Ihrer katholischen Majestät, sie auf keine Weise der Fortsezung des guten Vernehmens mit England nachtheilig sey.

*) des spanischen Hofes.

Ich bekenne Eurer Excellenz, daß ich, obwohl ich keine übertriebene Meinung von meinen eigenen Fähigkeiten habe, dennoch eine Art von Demüthigung fühlte, als ich wahrnahm, daß eine Person, deren Urtheil ich unendlich schäze, einen so geringen Werth auf meines sezte, und glaubte, sie könne gegen mich einen Trugschluß wagen, aus welchem, wenn das Ernste der Sache es zuließ, ohne Schwierigkeit die ungereimtesten Folgerungen gezogen werden könnten.

In der That, wir brauchen jezt nur noch zu wissen, ob ein Staat das Recht erhalten kann, einen andern anzugreifen, und zugleich dem angegriffenen die Verbindlichkeit aufzulegen, sich jeder Art von Repressalien zu enthalten. Eine solche Frage im Ernst zu erörtern ist sicher nicht nöthig: es ist genug zu sagen, daß es solch ein Recht nicht geben kann, daß Natur und gesunder Menschenverstand es verwerfen; daß keinerley politische Beziehungen und Verhältnisse es hervorbringen können, und daß keine Nation durch eine Handlung nach eigenem Urtheil, z. B. wie die Unterzeichnung eines ohne Zwang geschlossenen Vertrags, es erhalten kann.

Aber, dürfte man fragen, soll denn ein geschlossener Vertrag nicht gehalten werden? — Ich untersuche jezt nicht, ob die Gültigkeit des Vertrags, welcher Spanien und Frankreich verbindet, nicht durch wiederholte Verübungen der leztern grossen Macht aufgehoben und vernichtet worden ist. Es kann zugegeben werden, daß der Vertrag ganz gültig, auf das strengste verpflichtend, und daß Spanien verbunden sey, alle Artikel desselben auf das pünctlichste zu halten. Allein, auch alles dieses zugestanden, so kömmt mir andrerseits die Bemerkung zu Statten, daß jene Verpflichtung England ganz und gar nichts angehe, daß die brittische Regierung nicht verbunden ist, die Erfüllung eines Vertrags zu achten, zu welchem mitzuwirken sie weit entfernt war, der ohne ihr Vorwissen, gegen ihre Einwilligung, ja in der Absicht geschlossen ward, Englands eigne Macht zu schwächen. Ein gestern unabhängiger Mensch läßt sich heute freywillig anwerben: morgen erhält er Befehl, zum Angriff eines Plazes aufzubrechen. Ehre und Verpflichtung gebieten ihm, seine Schuldigkeit zu thun, aber er hätte grosses Unrecht vorauszusezen, daß

seine Verpflichtung von den Belagerten in Ehren gehalten werden müßte, oder daß sie ihn gegen die natürlichen Folgen eines muthigen Widerstands sichern würde. Kömmt wirklich Unglük über ihn, so kann er es einzig und allein der Uebernahme seiner Verpflichtung beimessen.

Dasselbe läßt sich von der Verwandlung des Contingents in Kriegs-Hülfsgelder behaupten, und dieß um so mehr, wenn diese Gelder durch ihren Betrag oder die Wirkung anderer Umstände mehr als Aequivalent für das ausgemachte Contingent sind. Frankreich hat im vorliegenden Falle eine auffallende Gierigkeit gezeigt, die geschehene Verwandlung auszuwirken, und England hat förmlich erklärt: es halte diese Verwandlung sich nachtheiliger, als die Stellung des Contingents selbst. Diese beiden Regierungen wissen wahrlich am besten, was zu ihrem Vortheile dient, und ihre so deutlich geäusserten Erklärungen machen es unnöthig, daß ich die von Eurer Excellenz beigebrachten Gründe näher beantworte. Nur noch eine Bemerkung muß ich machen, und Eure Excellenz werden mir sie um so eher verzeihen, da sie gewissermassen als nöthig zu meiner eignen Rechtfertigung angesehen werden kann. Eure Excellenz bezeugten mir die grosse Verwunderung, welche meine Erklärung vom 13ten dieses erregt habe, aber Sie werden mir erlauben, Ihnen in das Gedächtniß zurükzurufen, daß diese meine Erklärung gar nichts enthält, als den förmlichen Ausdruk der nämlichen Vorstellungen, die ich bei jeder Gelegenheit gemacht habe, als von den ungeheuern, von Frankreich geforderten, Hülfsgeldern zwischen uns die Rede war. Es war wohl natürlich, daß Eure Excellenz damals die Sache lieber zu einer künftigen Belehrung hinauszuschieben, als mündlich mir Gewißheit zu geben beliebten. Ich bedaure es sehr, aber weder meine Regierung, noch ich können verantwortlich dafür seyn. Was den Theil Ihrer Note betrifft, worin es heißt: das brittische Ministerium sey in seiner Unterredung mit dem spanischen Gesandten nicht der Meinung gewesen, als ob Spanien durch Stellung des festgesezten Beistandes seine Neutralität breche, so scheint es mir nicht leicht, den bestimmten Sinn des von Ihrer Excellenz in Ihrer Urschrift gewählten Ausdruks anzugeben. Aber angenommen, er beziehe sich auf

irgend eine, von den Ministern Ihrer brittischen Majestät gegebene, Erklärung hierüber, so wage ich es auf mich zu nehmen, und unter der strengsten Verantwortlichkeit die Thatsache einer solchen Erklärung zu läugnen.

Um keinen von den verschiedenen, in der Note Eurer Excellenz enthaltenen, Puncten zu übergehen, muß ich noch ein Wort von Portugal sprechen. Bei dem wirklichen Ausbruch der Feindseligkeiten gehorchte ich dem Befehle meines Hofes, und erklärte sowohl Eurer Excellenz, als dem durchlauchtigen *) Friedensfürsten, daß Ihre brittische Majestät, Kraft Ihres Bündnisses mit Portugal, sich verbunden hielten, den Nichtdurchzug französischer Kriegsvölker durch spanisches Gebiet als unumgänglich nöthig zur Erhaltung der Neutralität Spaniens anzusehen. Es erhellt also, daß man in eine Uebereinkunft, deren vorzeigbarer, anerkannter Zwek Sicherung der Ruhe Spaniens war, doch auch natürlich einen Artikel hätte einrüken sollen, der es gegen einen Eingriff in seine Neutralität gesichert hätte, indem es weltkundig war, daß ein solcher Eingriff England bestimmen würde, Spanien nicht länger als einen neutralen Staat zu betrachten. Statt dessen ist es ausgemacht, daß der Vertrag einen Artikel enthält, Kraft dessen sich Spanien selbst anheischig macht, sich bei Portugal zu verwenden, um diesen Staat ebenfalls zur Uebernahme von Subsidien für Frankreich gegen England zu vermögen. Eurer Excellenz habe ich also zur Beantwortung der von Ihnen aufgestellten, sich blos auf das Bestehen früherer Verträge beziehenden Gründe die Gesinnungen meines Hofs, in Ansehung der von Spanien bewilligten Hülfsgelder, angegeben. Es wird mir daher auch vergönnt seyn, Eure Excellenz zu erinnern, daß Portugal durch frühere Verträge gehalten ist, England Beistand zu leisten, daß Portugal keine Neutralität zu erkaufen hat, und daß es, wenn es Spaniens System ebenfalls befolgen, das heißt, Hülfsgelder statt eines Contingents geben wollte, diese Gelder England gebühren würden. — — — — **)

*) in der Ursprache heißt es: Monseigneur the Prince of Peace. Uebers.

**) die ausgelassenen Stellen sind als unwesentlich nicht übersezt worden. Uebers.

England hat durch eine feierliche Herausforderung die Falschheit der Behauptung erwiesen, als sey es nicht im Stande, einzeln und allein mit Frankreich anzubinden. Es wird diese Herausforderung durchsezen, oder ruhmvoll fallen. Die demüthigende Vorstellung von Unterlegenheit wird es niemals zur Grundlage seines eignen Betragens, noch seiner Verhältnisse mit fremden Mächten machen. — — — — — — — — — —

Diese Erklärung wird, wie ich hoffe, der Erwartung Eurer Excellenz entsprechen. Ich kann jedoch nicht schliessen, ohne den aufrichtigen, freundschaftlichen Gesinnungen, welche Ihre katholische Majestät bei mehreren Gelegenheiten geäussert haben, und die immer mit der Sprache und dem Betragen Eurer Excellenz zusammenstimmten, hier volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Eure Excellenz haben den Grundsäzen und dem Verhalten der brittischen Regierung das gleiche günstige Zeugniß gegeben. — — — —

Unglüklicherweise ist die Menschheit so geartet, daß Eifersucht und Haß nicht die einzigen Ursachen von Feindseligkeiten sind. — — — In jedem Falle wird der König von Großbritannien weit entfernt seyn, den Wünschen Ihrer katholischen Majestät oder den Gesinnungen Ihres Ministeriums etwas zur Last zu legen. Er wird den kommenden Sturm nichts anderm zuschreiben, als einer unglüklichen Verbindung der Umstände und der Folge Verderben bringender Verpflichtungen, welche eine, bis jezt freundschaftliche, Macht wieder in Verbindung mit ihrem natürlichen Feinde gebracht haben.

J. H. Frere.

An Ihre Excellenz Don Peter Cevallos.

(Die Fortsezung folgt.)

II.

Ueber die Araber, Marabouts und Philosophen.

(Ein Wort zu seiner Zeit; die Aspecten in verschiedenen aufgeklärten europäischen Ländern, betreffend.)

Vorerinnerung des Einsenders.

Der Leser, der, (wie Horaz sagt) emunctae naris ist, wird in diesem, mit nicht untiefem Anschauen der Dinge, sowohl wie sie sind, als wie sie seyn sollten, und dabey mit einem gewissen allegorischen Swiftischen Sneer gesalzenen Briefe, wohl schwerlich die einzige Hand eines gewissen Lucifers verkennen, der uns schon mehrere Ansichten der Revolution, ihres Entstehens, ihrer Folgen u. s. w. in einem Büchlein gleiches Nahmens, das man nicht zu oft lesen und wieder lesen kann, aufgetischt hat. Er scheint sich die Beschaffenheit des Urceus, zu dem die Amphora, currente rota, ward, nicht eben mit allzugrämlichen Gefühle nahe gehn zu lassen; wie man immer mit allem sublunarischen Leide thun sollte, ein wenig democritisch seine Sorgen zu verlachen, gute Hoffnungen indeß doch noch übrig zu haben, und Fingerzeige auf die Mittel zu geben, wie, beym ewigen Fortrollen der Scheibe, der Urceus wieder zur Amphora werden könnte. Einsender hat sich bemüht, diesen originaliter französisch geschriebenen Brief, so gut als möglich in vernaculam zu vertiren, daß doch nicht allzuviel von dem feinen Essenzgeiste desselben verduftete. Zu völligem Verständnisse des Inhalts dient zu wissen, daß er an einen vornehmen Weltverbesserer gerichtet ward, der, zum Frommen der Wissenschaft, den Einfall gehabt, und ihn besagtem Briefsteller mitgetheilt, eine Subskription zu eröffnen, um berühmten Genien unter der Gelehrtencaste, dergleichen Newton, Leibniz (und wir sezen als Beispiel noch verschiedene Mitglieder des Nationalinstituts hinzu) u. s. w. Denkmahle nach der jezt herrschenden Mode zu errichten, die sie Hungers sterben läßt, damit sie desto eher in Stein verherrlicht werden können.

Wie sollte man wohl nicht mein Herr, den edlen Eifer, der Sie beseelt, bewundern müssen? Auf diesem unermeßlichen Jahrmarkte, wo alles Waare ist, die Systeme wie die Lehren, die Empfindungen wie die Grundsäze kauft man, und verkaufen sich die bravsten Leute ohne Erröthen, und Sie könnten, nach dem Beispiele so vieler andern, auch über die Chatullen der Gunst herfallen. Die Apostaten würden es Ihnen Dank wissen, daß Sie die Ehre und die Philosophie in die Schanze schlügen. Aber Sie verachten so unwürdige Gönner und ihren kleinen Ehrgeiz. Auch ist es rühmlicher für Sie, in Ihrer stillen Einsamkeit über das neue Werkzeug nachzudenken, durch welches Sie die Fortschritte des menschlichen Geistes beschleunigen möchten. Eine schwarze Bande, der das Tageslicht unbequem fällt, möchte uns gern wieder die Nacht zurükführen, und sie blos durch die dunkeln Lampen der Polizey erhellt sehen. Lassen Sie uns nicht leiden, daß das Licht verschwinde; sammlen Sie die zerstreuten Strahlen desselben. Ich werde dem Gelingen Ihres Unternehmens freudigen Beifall zurufen. Möchte die Zahl der Unterschreiber darauf den gerechten Lobsprüchen, die Sie darüber sonder Zweifel einerndten werden, entsprechen; denn noch hat die Vernunft Freunde und Getreue. Aber freylich spendet das Publikum nur gerne die Münze, die es selbst prägt; sie kommt ihm so wohlfeil zu stehen! Aber sobald man Geld von ihm verlangt, ist es fast immer taub, selbst bei Projecten, die unmittelbar auf den Kizel seines Geschmakes abzielen könnten; wie viel mehr also wird das der Fall bei einem Plane seyn, der, wie der Ihrige, mein Herr! auf intellectuellen Nuzen zwekt, und so weit den Fassungskreis der Geistesarmen übersteigt. Die gereifte Meynung und die Uneigennüzigkeit, die Sie bei Ihren Zeitgenossen voraussezen, sind vielleicht auf dem Wege; aber mit diesem Triumphe geht es nur noch sehr langsam von statten; man erblikt ihn nur in noch sehr weiter

Entfernung. Lassen Sie uns indeß hoffen, daß wir ihn noch werden werden sehn. Eine gewaltsame Crisis sezt Europa seit fünfzehn Jahren in Bewegung. Alles verkündigt uns, daß wir uns in einer der entscheidenden Epochen befinden, wo die Menschheit ihren Glauben und ihre Gebräuche, ihre Institutionen und Principien erneuert. Was geht es uns an, daß der Empirismus, nachdem er allzu unvorsichtig, zu schnell vorwärts gelaufen ist, aus Kleinmüthigkeit wieder ein Rechtsumkehrteuch macht? Diese Oscillationen dürfen uns nichts anfechten. Die Thorheit ist etwas Vorübergehendes, und die Zeit hat sich stets für die Bundsgenossin grosser Dinge und Betriebe erklärt. Also werde ich, mein Herr, Ihren Entwurf mit nichten als einen philanthropischen Roman, sondern als eine sehr gesunde Frucht eines aufgeklärten und wohlwollenden Eifers betrachten. Die Stellen, die Ihr Plan errichten will, sind vortrefflich; das Einzige seze ich dabei aus, daß Sie deren nicht genug machen. Nicht eben für den Schwarm der Männer von Genius bin ich in Sorgen. Dieses göttliche Geschlecht, das man so oft nennt, aber nicht zu definiren wagt, hat eigentlich wohl nur in Ihrer Einbildung sein Daseyn, aber ohne wirkliche Realität; ich möchte sie in die Reihe der Erzengel, der Thronen, der Gewalten und der Salamander der Alchymisten stellen. Sollte es uns einst begegnen, daß wir einmal Einen entdekten, und daß die Herrlichkeit desselben bestimmt werden müßte, so wird wenigstens dabei das Publikum nicht Siz und Stimme im Capitol haben. Es würde dem Rufe die Belohnungen zufliessen lassen, die es dem Verdienste entzöge, das leicht verkannt wird, und so schwer zu beurtheilen ist. Zu solch einem Richteramte geschikt zu seyn, muß man die Geschichte des menschlichen Geistes studirt haben. Aus der Zergliederung der mannigfaltigen Lichtbrechungen, in denen die Aufklärung fortschreitet, scheint es sich zu ergeben, daß in der ganzen Masse des Ver-

standes eine Folgenabstufung der Gedanken vorhanden ist. Die besondern Brennpunkte, als unabhängige Gattungen, heben sich nur durch ihre Lage aus der Masse hervor. Aber wie vorüberschwindend ist nicht diese Wichtigkeit! Die erhabensten menschlichen Intelligenzen, so wie jede andere Erdengrösse, folgen auf einander wie die glänzenden Schneuzfunken der Fakeln einer Nachtprocession. Entschuldigen Sie mich also, wenn ich in mir kein ausschliessendes Interesse für die eigentlichen grossen Genien in mir fühle. Diejenigen, die den Ideenerwerb anwenden, die ihn vor der Vergessenheit sichern, auch das sind Menschen von einem sehr grossen Werthe. Ohne sie würden die Herren Erfinder nur eine Herrschaft von geringem Umfange ausüben, und sich einer sehr engbegränzten Berühmtheit erfreuen. Diese nüzlichen Gelehrten sind die wahren Stüzen der Aufklärung; sie machen, so zu sagen, den Körper des Volkes der Wissenschaften aus, und eine Nation kann nur dann aufgeklärt genannt werden, wenn diese unter ihr eine zahlreiche Classe bilden. Diese sinds, denen eine Verfassung gegeben, die dotirt werden müßten. Ihr Plan hätte sie, deucht mich, in seinem Wohlwollen mit einfassen müssen. Folgendes ist, wie ich glaube, der Punkt, der hierbei in Betrachtung zu kommen verdient. Es giebt in der Gesellschaft zwey Classen, die auf eine solche Weise zum Geniessen gebohren sind, daß sie das Tageslicht und Hize nicht zu tragen brauchen, indeß die andern mühselig die Wüste beschazen, um den Balsam von Mecca und die Datteln von Siwah zu sammlen; ich meyne die Araber und die Marabouts, die eine starke Portion der Lebenssäfte der Caravane in sich saugen. Da, troz aller Mühe, die man sich gegeben hat, sie anszurotten, dennoch die Schmarozer immer wieder aufkommen, so muß man wohl glauben, daß ihr Vorhandenseyn ein nothwendiges Absorbens für das Gedeihen der Pflanze ausmacht, die hinschmachten würde, wenn sich ihre Lymphe verdikt,

obgleich allzugrosser Wachsthum der Schmarozerpflanzen allgemeine und unwiederbringliche Ausdörrung zuwege bringen kann.

Mit Allem geht es sehr übel, wenn der Araber aus seinem Muthe nur das Recht schöpft, desselben zu mißbrauchen, und nicht minder übel, wenn der Marabouts den nämlichen Mißbrauch von seinem Verstande macht. Um immer zu geniessen, muß man nicht für den Augenblik zu viel geniessen wollen. Die Erfahrung überzeugt einen sehr bald von der Wahrheit dieses Grundsazes. Alsdann übernehmen es die Araber, die Caravanen gegen die herumirrenden Beduinen der Wüste zu vertheidigen; ihnen das Heerlager einzurichten, und die Polizey auszuüben, die oft nur darum leidet, weil sie sich damit befassen. Ihrerseits lehren die Marabouts dann einige Verhaltungsregeln, und geben über den Gestirnlauf, so wie über manche andere Dinge Unterricht, von denen sie nichts verstehen.

Wenn alles dieß für ein Billiges von Lohn und Sold geschieht, so heißt das eine gut organisirte Gesellschaft. Es ist eben nicht ersprießlich, wenn die Marabouts und Araber in ein gar zu enges Bündniß mit einander treten. Aus einer solchen Eintracht würde ein Zustand von Sklaverey für den grossen Haufen der Caravane entstehen, die, unter der Bürde ihrer Wanderschaft gekrümmt, und damit beschäftigt, die Cameele zu beladen, oder mit ihnen zu grasen, nur sehr unvollständig selbst die sie am nächsten angehenden Gegenstände zu unterscheiden im Stande ist. Allgemeinere Verhältnisse entgleiten dem Auge des grossen Haufens; und die Freyheit, deren es denn doch bedarf, kann nur das Produkt des Partheygeistes seyn, der die beiden herrschenden Factionen zerreißt. Ist aber ihr Verein schädlich; so würde nicht minderer Nachtheil daraus entstehen, wenn die eine dieser Factionen zu mächtig die andere überwöge. Die Marabouts würden nur schlecht das Waffenhandwerk trei-

ben, und die Araber niemals die Meynung zu leiten verstehen. Als eines Tages der König der Simiolen in seiner Person das doppelte Ansehen des Muthes und des Verständnisses ausüben wollte, so scheiterte er gegen den guten planen Menschenverstand eines englischen Faktors. Er hatte von diesem vierzig Stukfässer Rum auf Credit zu erhalten verlangt, nach denen Seiner Majestät lüstete; auf erhaltene abschlägliche Antwort, sollte der Bliz vom Himmel herabfahren, den Kaufmann und seine Waare zu verzehren! Ohne eben sehr vor den Exorcismen Seiner Majestät zu erschreken, schlug der englische Faktor dem erhabenen Manne vor: er wolle ihm achtzig Stukfaß schenken, wenn er ihm nur ein einziges Fünkchen herunter schaffen könnte, seine Pfeife daran anzuzünden. Der König der Simiolen fand für gut, das Experiment auf eine gelegnere Zeit zu verschieben. Worauf denn der Engländer sein Brennglas hervorzog, und selber, zum Erstaunen des Fürsten, die verlangte Operation verrichtete.

Wenn man die Geschichte der Gesellschaften durchläuft, so wird man immer an ihrer Spize zwey Arten von Müßiggängern finden: die Krieger und die Philosophen .... die Gottesgelahrten nämlich, die nur schlechte Philosophen sind, und es bequem gefunden haben, auf dem Punkte der Aufklärung zu bleiben, auf dem man sich vor zehntausend Jahren befand; was denn für sie und für uns eine sehr unglükliche Sache gewesen ist. Der Geist der Wissenschaft hat sich gegen ihre Thorheit empört, und die Philosophie hat, indem sie sie ihrer Pfründen entkleidete, sich selber der Möglichkeit, welche davon einzunehmen, beraubt. Wie glüklich wäre es nicht, und wie weise gehandelt gewesen, wenn das Oberhaupt der Marabouts von Europa der Fürst der Philosophen hätte werden wollen! Sie haben Unrecht, sich einander zu bekriegen, da der Endzwek ihres beiderseitigen Daseyns Einer und der nämliche ist. So wie die Krieger lieber von dem Kunstfleiße ihres Muthes le-

ben, als das Land graben mögen, so mögen auch die Philosophen von dem Fleisse ihrer wohl oder schlecht aufgeklärten Vernunft lieber als von ihrer Hände Arbeit leben. Sie gehen in alle Welt aus, die Schüler des heiligen Petrus, so wie die Schüler Plato's, uns, (wie die deutsche Schule besagt) über drey Cardinalpunkte zu erleuchten; erstlich: über das, was man erkennen kann; zweytens: über das, was man thun muß; und drittens: über das, was wir zu hoffen haben. Der zweyte dieser Punkte ist sicher der wichtigste; und darüber (Dank sey's dem Mutterwize, der sich mit Beantwortung der Frage abgegeben hat) sind sie, bis auf einige kleine Abweichungen noch, unter sich so ziemlich einig gewesen. Was die beiden andern betrifft, so ist es männiglich bekannt, wie viel Ausschweifungen die Herren Theologen sich in ihren Antworten auf sie haben zu Schulden kommen lassen; und wie sehr auch die guten Philosophen selbst darin den Theologen gleichen, wenn sie in diese tiefen und schweren Materien mehr als zweifelhafte Einsichten zu besizen vermeinen. Die wahre Weisheit besteht in der Negation des Nichtglaubens.

Doch ich will, mein Herr, Ihrer Nachsicht nicht mehr mißbrauchen; ich würde das thun, wenn ich die Laufbahn, in die ich mich eingelassen, weiter noch verfolgte. Wir könnten leicht noch mehr als einen Tag darin herumirren.

Aus dem, was ich die Ehre gehabt, Ihnen auseinander zu sezen, ergiebt sich: daß die politische Gesellschaft das traurige Bedürfniß empfindet, dessen sie sich gerne entübrigt sähe, Müßiggänger, die lieber ihre Ruhe stören, als im Schweisse ihres Angesichtes und von der rechtlichen Arbeit ihrer Hände leben würden wollen, zu ernähren, und sie auf ihnen selbst beliebige Weise auszustatten. Wir sind Zeugen einer grossen Umkehrung in der gesellschaftlichen Ordnung gewesen. Seit einiger Zeit macht man Versuche, eine neue Ordnung der Dinge

wieder in eine Art von Verfassung zu bringen. Die Stiftung politischer Canonikate ist zweifelsohne eine der lichthellesten Ideen der neuern Gesezgeber; aber sie scheinen bisher nur noch zum Besten der Araber und eines kleinen Theils alter Marabôuts eingeführt haben werden zu sollen, die ohne Ansehen über den philosophischen Geist des Jahrhunderts sind, dessen Herrschaft gebieterisch die an unsere Stelle zu treten bestimmte Jugend mit sich fortreißt. Bald werden die Theologen gegen die guten Philosophen in der Minorität sich befinden. Das ist eine lachende Aussicht. Die Zukunft scheint schön; aber der jezige Augenblik betrübt mich. Die armen Philosophen leben jezt in einem Zustande von Entblössung, der Erbarmen erwekt! Es ist nicht allerdings gerecht, daß sie blos von dem Wohlwollen der Araber abhängen sollen, und daß diese allein, mit den Gütern des Glüks ausgestattet, seiner geniessen sollen, derweil die Philosophie darbt. So lange diese Ungleichheit besteht, kann es der philosophischen Gesellschaft nicht gut gehen. Die Philosophen bedürfen der Unabhängigkeit und Pfründen; aber woher sollen die Pfründen kommen, seitdem die Clerisey sekularisirt worden ist? Gleichwohl bedürfen jene welcher zum Heile der ganzen Gesellschaft; wenn nicht beständig der Arm dem Kopfe befehlen soll; oder sind die Gehirne etwa nicht mehr werth als die Schädel? *)

Lassen Sie uns indeß darüber nicht allzulaut seyn. Damit regiert werde, bedarf es der einen und der andern. Steigen wir nur einmal in unsre geheimsten moralischen und intellectuellen Wirkungen herab; so werden wir sehen, daß es bald das Verständniß ist, das den Anstoß giebt, daß noch öfter aber vielleicht der Wille das Verständniß mit sich fortreißt.

*) Ein unübersezbares Wortspiel im französischen Texte des Originals: Les cervelles ne valent-elles pas mieux que les crânes? da das Wort crâne bekanntlich auch einen desperaten Kerl von Soldaten bezeichnet.

Es mag also für die politische Maschine gut seyn, daß sie eins ums andere der Befehlshaberstelle darin vorstehen. Ich verlange weiter nichts, als Aufrechthaltung des Gleichgewichts. Sie zu erlangen, müssen die Gelehrten eine Existenz haben. Suchen Sie also, mein Herr, ein System von Canonicaten, und Pfründen zu entdeken, das noch ein wenig weiter ausgreift, als das von Ihnen vorgeschlagene. —

Ich bitte Sie, meiner vollkommensten Hochachtung versichert zu seyn.'

III.

Schreiben des Bürgers C. F. Cramer an den Herausgeber der politischen Annalen über den in dem XIIten Stücke derselben 1804 eingerükten Artikel: Historische Beleuchtung des Aufsatzes: Robespierre der Republikaner

nebst

einem ferneren Beytrage zu den Proben der Ansichten über verschiedene merkwürdige Personen der Revolution und den Charakter des damaligen Hofes von Dr. Saiffert; dargestellt in seinem Berichte über die Krankheitsgeschichte der Prinzessin Lamballe.

Da ich es gewesen bin, der in dem Journale Frankreich zuerst einige der neuen Aufschlüsse über gewisse merkwürdige Begebenheiten und Charactere der französischen Revolution von meinem Freunde, dem Doctor Saiffert, aus seinem, obschon herausgekommenen, dennoch durch das widermärtigste Schiksal für Deutschland noch verschlossenen Buch mitgetheilt, und das Publikum im voraus darauf aufmerksam hat machen wollen, so werden Sie es, hochgeehrtester Herr, sehr natürlich finden, daß ich gegen den in dem zwölften Stüke der europäischen Annalen 1804 eingerükten, etwas unsanften Artikel wider diesen meinen Freund als Anwald und Vertheidiger auftrete, und Sie diese meine Schuzschrift für ihn in Ihr Journal einzurüken bitte.

Der Verfasser des besagten Anklageartikels, welcher darin den wahrheitliebenden Apologisten Robespierre's, der diesen mehr noch als Sylla! der Schrekenszeit, mit Scharfsinn (das läugne ich nicht) aber auch mit poetischer Licenz (wie sich die mit der Wahrheitsliebe vermählt? begreife

ich minder) als Werkzeug des Schiksals und Symbol einer Periode, der Frankreich sein späteres Heil dankt, in einem frühern Stüke desselben Journals ins Schöne gemahlt, in seinen Schuz nehmen hat wollen, und durch die gewöhnliche Darstellungsweise des Characters des Ungeheuers, welche die Saiffertschen Facta anecdota unwidersprechlich bestätigen würden, in besagtem Verschönerungsportrait beeinträchtigt fand, hat sich mit einem ganzen Arsenal von Waffen aus dem Journal des débats, et de la correspondance de la société des amis de la constitution, séante aux Jacobins de Paris entlehnt, auf den Kampfplaz gestellt, wo er, zu blütiger Fehde sie schwingend, in einem schreklichen Angriffe meinem Freund auf einmal das Garaus zu machen, und ihn, (was ich hart finde) nicht blos zum Irrenden, sondern, (die Sache mit dem directesten Worte zu sagen,) zum Lügner stempeln zu können geglaubt.

Zweifel gegen erzählte Thatsachen erheben — da, bey der Liebe des Menschen zu dem Swiftschen: thing which is not so oft und mannigfaltig die Geschichte Fabel nur ist; skeptisch über Ansichten zu seyn, die nun einmal die unsrigen nicht sind; die Gründe und Zeugnisse anzugeben, und aufzuzählen, auf die unsere entgegengesezte sich stüzt, ist allerdings erlaubt, und, wenn uns die Liebe zur Wahrheit beseelt, löblich sogar. Allein einem Biedermann, der vor uns, ohne daß sich die geringste moralische Ursache, die er zum Lug und Truge haben gekonnt, ausfindig machen ließ, mit einem Zeugnisse, wie das der Prinzessin Lamballe aufgetreten ist, gerade auf den Kopf zu sagen: märchenhaft ist was du uns erzählst; und (was unmittelbar daraus folgt) entweder Du must der Erfinder oder Deine Prinzessin die Erfinderin des Facti seyn, das mir nicht als glaublich erscheint; ihm zu sagen: eine Rede ist nicht gehalten worden, von der du als Zeuge aussagst, daß deine Ohren sie gehört, und alsdann nach diesem Démenti, es für seine Pflicht zu halten, Folgerungen auf den ganzen Gehalt des übrigen Theils seiner (von uns noch nicht einmal gelesenen) Schrift zu ziehen, und das Pub„licum vor ihm" als vor einem Schriftsteller zu warnen, der „unter dem Zutrauen einflößenden Schilde eines Augenzeugen „und Theilnehmers der Begebenheiten den Leser täuschen und „selbst den Geschichtsforscher irre führen möchte" .... Dies scheint denn doch wohl, aufs gelindeste geredet eine Vorliebe für eine gehätschelte Theorie zu verrathen, und kein Fair dealing zu seyn; falls unsere Widerlegung sich nicht auf die aller irrefragabelsten und unverfinsterbarere Zeugnisse stüzt, als das ... Sonnenlicht selbst. Gegen eine solche Art von Procedur siegreich zu antworten, ist schwer. Man kann dem Glauben an Zeugnisse, er werde nun aus dem Munde der Huynhums oder den gedrukten Documenten der Yahos entlehnt, nichts anders als wiederum Glauben an Zeugnisse entgegen stellen, aus deren Munde oder Federn für die Behaupter

des Weissen oder des entgegen gesezten Schwarzen, die Wahrheit bestehet.

Ich also, der ich mich eben so wohl als der Verfasser jenes Aufsazes mit dem Studio der Revolution, und das seit acht Jahren an dem Orte beschäftigt, wo sie vorgefallen ist; ich, der ich im einfältigen Glauben an Saiffert und die Lamballe, das von ihm Erzählte wieder ihm nacherzählt, weiß zu unserer beyder Rettung nichts weiter anzuführen, als daß ich über den angefochtenen Streitpunkt mich an einen der hier noch lebenden Männer gewandt, der, ein Deutscher, mit in der Commission gesessen, durch welche der Aufstand des zehnten Augusts organisirt worden ist. Ich habe das Corpus delicti ihm vorgelegt, und nachdem er den polemischen Artikel in den Annalen durchgelesen, um seine Meinung über das Factum der gehaltenen Rede Robespierre's zum Besten des Königthums, der Verkriechung desselben im Sturme der Thuillerien, des dreytägigen Wegbleibens der Memme daraus, und die ihm darüber öffentlich gemachten Vorwürfe befragt.

(Den Namen dieses Mannes, den er, seine Ruhe liebend, zu verschweigen mich bat, darf ich ohne Indiscretion nicht nennen, und muß es also darauf ankommen lassen, ob man meine Bezeugung eines Zeugnisses und das Zeugniß selbst eines der Organisateurs des 10ten Augusts für voll anerkennen wird.)

Er gab mir das Stük der Annalen ruhig lächelnd zurük, und sagte zu mir: „Saiffert hat in allen diesen Punkten nichts als die Wahrheit gesagt. Ich habe diese Rede Robespierre's bey den Jacobinern selber mit angehört. Daß Robespierre sich während des Aufstandes verkrochen hat, daß ihm öffentlich Vorwürfe darüber gemacht worden sind, weiß Jedermann hier. Kurz, ich bezeuge es, daß Saiffert in allen diesen Stüken die Wahrheit gesagt, und daß sein Angreifer irrt." —

„Aber, wie steht es denn, fiel ich treuherzig ein, um alles das, was aus dem Jacobinerdebattenjournal in diesem furchtbaren Artikel dagegen beygebracht wird?"

„Wie es darum steht? was soll ich Ihnen sagen? Es geht diesem Herrn, wie es allen denen geht, und immer geben wird, die aus so glaubwürdigen gedrukten Documenten und Zeugnissen, als Zeitungsblätter und Actenverhandlungen einer Parthey, die die herrschende wird, die Geschichte im Auslande besser zu kennen und schreiben zu können vermeinen, als diejenigen, welche dabey zugegen gewesen sind. Ist dies das erstemal denn, daß ein öffentliches Blatt, während dem Laufe der Begebenheiten, Lügen Schwarz auf Weiß uns aufgetischt hat? Weiß der Verfasser dieses Aufsazes nicht: wie viele Artikel sowohl in demjenigen, was sie als geschehen verschweigen als in dem, was sie als geschehen erzählen „Articles de commande" nur sind? Ich weiß Ihnen weiter nichts auf diese Anführung der besagten Journal-Artikel zu erwiedern"

Ueber die Eröfnung, die die Prinzessin Lamballe an Saiffert gemacht, konnte er, da es eine Sache zwischen vier Augen

gewesen ist, mir freylich weder etwas Bejahendes noch Verneinendes antworten; ich mußte mich also damit begnügen, daß ihm an dem Facto nichts Unwahrscheinliches zu seyn schien. —

Derselbe erzählte mir bei dieser Gelegenheit manche mir bisher unbekannt gebliebenen Umstände der Begebenheit des 10ten Augusts, die aber hier anzuführen zur Sache nichts dienen. Eines der wesentlichsten Resultate seiner Erzählung nur war das, daß es in der Commission, die diesen Aufstand organisirt, auf nichts weniger als den eigentlichen Umsturz des Throns abgezielt gewesen ist; daß die Rechtlichgesinnten unter den Anführern weiter nichts als die Rettung Frankreichs durch den Schreken des Aufstandes bezielt, und den König zur Veränderung seiner Minister und Annahme der einzigen und nothwendigen Maasregeln zwingen gewollt, die er durch den Gebrauch seines constitutionellen Veto verworfen hatte; so wie, daß der Umsturz des Throns, die ganze Blutscene des Tages, nur durch die Wirkung entstanden sey, die das Zuerstschiessen der Schweizer aufs anrükende Volk hervorgebracht habe.

Kurz nachdem ich diese Bestätigung der Saiffertschen Darstellung der Sache erhalten, habe ich noch einen zweyten der Organisateurs besagten Aufstandes, die in obigen Rath gerissen worden sind, gesprochen. Dieser sagte mir: daß er aus dem Wirrwarr jener lärm- und getümmelvollen Tage sich zwar einer bei den Jacobinern zum Besten des Thronbestandes gehaltenen Rede Robespierre's nicht erinnere; bestätigte mir aber gleichfalls aufs stärkste die Notorität der Verkriechung desselben während jenes Tages; so wie überhaupt, daß Er, dem sie alle den Aufstand zu organisiren Versammelte nie getraut hätten, der nie (dies war sein Ausdruk) „franc de collier" gewesen sey, schlechterdings an diesem Tage und an allen Veranstaltungen dazu nicht den geringsten Antheil gehabt, noch ihn zu haben zugelassen worden seyn würde, da man ihn stets für falsch, heimlich und unzuverläßig angesehen.

Daß übrigens die ganze Rolle der nachmaligen Schrekensmänner und Robespierre selbst, einer ihrer eifrigsten Anhänger, wirklich nicht nur bei den Feinerwitternden der damaligen Zeit, sondern unter dem Volke sogar, in dem Verdachte einer geheimen Verbindung mit dem Hofe, und folglich des beabsichtigten Verraths der republikanischen Sache gestanden habe, erhellt ferner unwidersprechlich aus den gleichzeitigen Briefen eines Mannes, der, vielleicht unter allen Beobachtern der französischen Revolution, sie mit dem unpartheiischten schärfsten Auge betrachtet hat, und in allen Stüken sehr weit entfernt ist, in die Ansichten des Saiffertschen Widersachers über den Charakter seines Beschüzten, der von jenem mit dem aus dem Hudibras entlehnten Miknamen: Ralpho-Robespierre bezeichnet wird, mit einzustimmen. Ich meyne Oelsnern, den Verfasser des Lucifers, und bitte darüber im ersten Theile dieser für die Geschichte unschäzbaren Fragmente S. 368. nachzusehen, wo er nicht nur ausdrüklich sagt: „daß die Cordeliers, „wenigstens ihre Chefs, verdächtig wären, im Solde der Ari-

„stokratie zu stehen; daß sie in der Affaire vom achtzehnten „April, wo dem Hofe ein glänzender Vorwand geliefert worden, „mit agirt hätten; daß sie es wieder gewesen wären, die am „17ten Juli die Nationalgarde durch die Insulten gegen das „Volk aufgebracht, das friedlich am Altare versammelt stand; „daß sie (S. 384.) das aus dem Schoose der Jacobiner selbst „gezogene Ministerium denuncirt, und die determinirtesten der „Republikaner, Condorcet, Brissot, Röderer, so wie alle an„dern freydenkenden Männer von sich zu entfernen gesucht „hätten; sondern noch ausdrüklich von Robespierre: (S. 387.) „er habe, sich dem Tribunale ausschliessend zu weihen, den Po„sten eines öffentlichen Anklägers bei dem Pariser Criminalge„richtshofe niedergelegt; man habe bei dieser Gelegenheit ge„sagt: qu'il y auroit dénoncée officiellement et qu'au Club „il dénonce officieusement; die Besezung dieser Stelle „durch den dem Hofe ganz gewidmeten Duport du Fertre „habe Robespierre in den Verdacht gebracht, seine Stelle ver„kauft zu haben; ein Umstand endlich, der die Unbestech„lichkeit desselben in der That zweifelhaft machen könne, sey „nicht sowohl der: daß er sich auf einmal zum Ver„theidiger der Constitution aufwerfe, die er von „jeher gescholten, sondern der: daß ihm ein Buchführer „flugs vierzigtausend Livres für sein Journal biete, und zwan„zigtausend voraus bezahle, da doch die schriftstellerischen Ta„lente desselben viel zu mittelmäßig wären, einen Buchführer, „der nicht durch anderweitige Hülfe solche Summen be„zahle, nicht zu Grunde zu richten."

Dergleichen Facta und Anekdoten, von einem gleichzeitigen und gegenwärtigen Beobachter der Dinge stammend, sind, denke ich, mehr als hinlänglich, die mit so vielen andern Umständen belegte Richtigkeit der Saiffertschen Behauptungen zu unterstüzen, und selbst denjenigen den Stahr zu stechen, so in Ralphs-Robespierre noch immer keinen selbstsüchtigen und ehrgeizigen Verräther anerkennen, sondern ihn höchstens als ein in der Anwendung seiner Blutmittel zu weit gehendes, verirrtes „Werk des Schiksals" und „Symbol der Schrekensperiode" das aber mit der Republik es im Ernste doch gut gemeint, aufstellen möchten.

So viel also von Zeugnissen hier für Saiffert, die vielleicht dem kaltblütigen Leser Zweifel, wenigstens an der Wahrheit des ihm gegebenen Dementis, beizubringen im Stande sind. Habe ich dieses bewirkt, so habe ich an Saifferts Darstellung Glaubender und Gläubiger Alles erhalten, was ich gesucht; da die Wahrheit in historischen Dingen, vollends bei geradezu entgegengesezten streitenden Zeugnissen, nie zu einer mathematischen Evidenz gebracht werden kann.

Unterdessen muß ich doch noch hinzusezen, daß nach einer guten Logik und kühlen Erwägung aller der von dem Gegenpart angebrachte Athroismus (Häufung) von Umständen, alle die aus den Debats ꝛc. chronologisch ausgezogenen Auszeichnungen von Reden, die Robespierre von der Sizung des 9ten Juli bis zum 10ten August in Beabsichtigung des Sturzes des Königthums gehalten haben soll, nicht einmal, wenn die Facta

auch ihre Richtigkeit hätten, dasjenige beweist, was er zu beweisen beabsichtigt wird. Jedermann ist es bekannt, und Saiffert nicht Der, der es zu läugnen begehrt, daß Robespierre, dessen blutiger Ehrgeiz gewiß von Anfange an, nach der höchst möglichen im Staate zu erreichenden Stelle getrachtet hat, ein öffentlicher, geschworner und grimmiger Feind des Hofes gewesen sey. Er kann also, unbeschadet der Wahrheit der Erzählung Saifferts, in dem, was ihm die Prinzessin anvertraut, alle die Verträge, die er in besagtem Zeitraume, seys in der legislativen Versammlung oder im Jacobinerclub, gehalten haben soll, „von der Gefahr des Vaterlandes; die Anklagen „der Bestechung des Hofes; die Denunciation der Herren Narbonne, Beaumetz und Colombe u. s. w." bis auf den Augenblik, wo die ihm heimlich angebotene Ministerstelle den Heuchler umsatteln machte, und ihn völlig in des Wettekhahns Mirabeau (der ihm mit ähnlichen Beispielen vorgegangen war) Fußstapfen treten ließ; er kann sie wirklich, sage ich, alle gehalten haben, ohne nur seinem eigenen Charakter einmal ungetreu zu seyn, und etwas anders, als seine Herzensmeynung und Wunsch zu äussern. Da ihn nun aber die angebotene Ministerstelle auf einen veränderten Entschluß gebracht: meynt man wohl, er würde dumm und unklug genug dazu gewesen seyn, ein solch Geheimniß in seinem Herzen nicht zu verbergen, und es dadurch öffentlich werden zu lassen, daß er gerade zu ein Rechtsumkehrteuch gemacht, und aufgehört haben sollte, was er bis dahin immer gethan, gegen den Hof zu declamiren? „Er wäre sicher," sagte jener mein zweyter angeführter Zeuge zu mir, „von seiner eigenen Parthey und den „Föderirten zerrissen worden." Hat er also die Rede wenige Tage vor dem Umsturze des Throns: wider den intendirten Umsturz desselben gehalten, die Saiffert angehört zu haben behauptet, so wird er ihr wahrscheinlich eine solche Wendung zu geben gewußt haben, daß er, obwohl zu Gunsten des Throns redend, und die Unbesonnenheit, mit der man in dem Umsturze desselben zu Werke gehen wollte, strafend, dennoch seinen bisherigen Thronfeindcharakter nicht verläugnet haben wird. Auf die Beschaffenheit und die eigentlichen Ausdrüke dieser Rede käme also alles an, die Saiffert, der den Schlüssel durch die Prinzessin dazu besaß, gar sehr richtig in ihrem royalistischen Sinne gefaßt haben kann, und die dennoch den Jacobinern selbst, die sie aufzeichnen, oder nicht aufzeichnen liessen, als eine sehr republikanische und eine Frucht seiner Unpartheilichkeit und wahren Volksliebe erschienen seyn mag. Es gehört viel Unterscheidung dazu, die Farbe eines solchen Chamäleons zu bestimmen, das in alle und allerley Farben spielt, je nachdem es sein Interesse erheischt.

Nur freylich bei der Rede, die er, nach obiger Anführung, am 8ten August mit „Aufforderung sich nicht durch Zwischnereignisse von der muthvollen Behandlung der grossen Frage über die Entsezung des Königs abhalten zu lassen" und am 10ten August „über die Ereignisse des Tages" gehalten haben soll, findet kein Ausweg noch Vereinbarung mehr Statt. Hier streiten Zeugnisse mit Zeugnissen; es ist ein stren-

ges Entweder oder der Verkriechung und Nichtantheils Robespierre's an dem Tage, oder seines öffentlichsten Antheils daran. Zwischen den abgehörten wähle' also der Leser! Was nachher vorgefallen ist, wo Robespierre natürlicher Weise die Früchte des Sieges mit geniessen wollte; was er „am 17ten August gegen Lafayette gesagt hat," thut weiter nichts zur Entscheidung der Frage.

Ich kann hier schliessen, und glaube Alles, was Saiffert für sich selber würde haben anführen können, für ihn beigebracht zu haben. Da es aber in allen historischen Dingen für das Gefühl und die geheime Beipflichtung oder Verweigerung des Glaubens der Hörer und Leser sehr auf die ganze Farbe und den Ton eines Erzählers, auf die Wirkung ankömmt, so das Ensemble seiner Erzählung auf unsere Seele thut und Sie mich mehr als einmal aufgefordert haben, für Ihre Annalen Ihnen aus den verschlossenen Offenbarungen meines Freundes einen ähnlichen Aufsaz mitzutheilen, wie diejenigen, die in dem Altonaer Journale (wie ich höre) interessirt haben, und solch ein crux interpretum für die Geschichtsliebhaber geworden sind, so habe ich Ihrem Wunsche kein besseres Gnüge leisten zu können geglaubt, als wenn ich Ihnen aus diesem — ich behaupte es noch immer — für den Arzt und den Geschichtschreiber gleich wichtigen Werke, das mir allerinteressanteste Stük aushübe, und Ihre Leser, weß Standes, welcher Wissenschaft, welches politischen Glaubens sie auch seyn mögen, einigermaasen für die Trokenheit einer blos historischen Discussion, wie die bisherige, entschädigte. Ich fordere Sie daher auf, die — wenn sie's auch allenfalls wäre — Anomalie zu begehen, und Saifferts Nachricht von der Geschichte und seiner Cur einer Krankheit der Prinzessin Lamballe, nach meiner Redaction derselben in unsere neuere Sprache, einen Plaz in Ihren Annalen zu gönnen. Die Einrükung wird Manchem freylich, besonders der nicht an die Behauptung Voltaire's glaubt: jedes Genre sey den meisten Lesern willkommen, was den größten Feind des menschlichen Lebens, die Langweile, verscheucht; wie gesagt, als eine Anomalie erscheinen, in ... einem politischen Journal. Weil indeß dieser Aufsaz gewissermaasen eine zwitterartige Natur an sich trägt, indem Politik und Charakterzeichnung und Begebenheiten-Darstellung aus einem der allerwichtigsten und unsterblichen Momente der Revolution, sich in ihm in reichem Maase mit dem Medicinischen darin aufs engste und unscheidbarste amalgamirt, und durch die Glaubwürdigkeit dessen, was Saiffert uns in fernern Theilen seines Werkes mittheilen wird, von der Ueberzeugung des gegründeten Ansehens und der Vertraulichkeit sehr abhangen muß, in der er damals mit den Hauptschauspielern jener grossen Scenen stand; so wage ich die Einsendung, und werde sehen, ob Sie zu einem ähnlichen Zutrauen an Ihre Leser, als ich: Verzeihung dafür zu erwarten, beherzt genug seyn werden? Ohne weitere Vorrede also folge hier mein Beitrag der erwähnten Geschichte.

Im Jahre 1785 wurde ich gegen Ende Octobers zu einer Frau von sechs und dreissig Jahren berufen; es war die, durch ihre traurige Zerfleischung, unter den Mörderwaffen der Septembriseurs, späterhin so bekannt gewordene Prinzessin von Lamballe. Sie war, ehe sie mich zu ihrem Arzte wählte, bisher von ihrem eigenen Leibmedikus, mit Zuratheziehung der übrigen französischen Hofärzte und einiger andern berühmten Praktiker von Paris behandelt, und zulezt für unheilbar epileptisch erklärt worden.

Die Krankheitsgeschichte der Prinzessin, über die ich bei meinem ersten Besuche von ihr die Beschreibung verlangte, lautete im Wesentlichen, ihrer eigenen Erzählung nach, wie folgt.

„Ich bin, sagte sie zu mir, von meiner zartesten Jugend mit heftigen Kopfschmerzen geplagt gewesen. Die Schmerzen verminderten sich gegen die Periode bei mir, als die Zeit der monatlichen Reinigung eintrat, und stellten sich bald mit mehr, bald mit weniger Stärke nur bei dem jedesmaligen Anfange derselben ein; man versicherte mich, daß, wenn ich einmal heirathen würde, sie gänzlich aufhören dürften. Diese Hoffnung indeß schlug fehl; sie meldeten sich vielmehr wieder heftiger, und ihre Dauer nahm zu; mein gewöhnlicher Leibarzt und Tronchin gaben mir stillende Mittel, welche diese Schmerzen gleichwohl nie ganz aufhören machten. Im Anfange 1782 wurden sie noch heftiger, und zugleich gesellten sich Ohnmachten und Zukungen dazu. Ich suchte bei den berühmtesten und unsern Leibärzten Hülfe, aber alle mir von ihnen verordneten Mittel haben nicht nur meine Krankheit nicht gehoben, sondern vielmehr, während ihres anhaltenden Gebrauchs, mich in einen Zustand gestürzt, der Jedermann um mich in Schrecken und Trauer sezt. Einen Tag um den andern, pünktlich nach 1 Uhr, falle ich in einen immer stufenweise zunehmenden Erstarrungszustand, in welchem ich, mir meiner gänzlich selbst unbewußt, hinschlummernd, jezt nur nach Verlauf von neun Stunden wieder zu mir komme, und mich alsdann wie zerschlagen in allen meinen Gliedern fühle."

Die von den Aerzten, bis ich zu der Kranken berufen ward, auf verschiedenerley Weise zusammengesezten, und ihr bald in

stärkern, bald in schwächern Dosen, täglich verordneten Mittel, hatten in folgenden bestanden.

Vom Januar 1782 bis zum Januar 1783 aus Lattich, Citronenmelisse, Wundkräutern, Lindenblüthe, Orangenblüthe, Eau de Cologne, Honig, versüßtem weissen Mohnsaamen, Syrop de Capilaire, Hofmännischen Tropfen, Sydenhammischen Laudano liquido, Molken mit ausgedrüktem Lattich, Schafgarbe und Ysopsafte vermischt; aus Honigseim mit versüßtem Veilchenpulver, Campher und arabischem Gummi und fullerischen Pillen.

Vom Januar 1783 bis zum Juni 1784 aus Lilien und Königskerzen, Mithridat, Honig, Decocten aus versüßtem weissen Mohnsaamen, Hofmännischen Tropfen, Molken, Schildkröten- und Kalbfleischbrühe; aus ausgedrükten Cichorien, Queken-, Kürbel- und Ysopsafte; aus Decocten und Aufgüssen von Fliederblüthen und Eibischwurzel; aus Pillen von Ypecacuanha, Milchsalze und arabischem Gummi.

Vom Juni 1784 bis zum April 1785 aus Decocten von Fliederblüthe und Eibischwurzeln; aus Campher, temperirendem Stahlischen und versüßtem Wasserlilienpulver.

Vom 28sten April 1785 an bis zum 7ten Mai aus Fliederblumen- und Eibischwurzelntranke; aus Myrrhen, Sagapenum, Panaxgummi, Gummi ammoniacum, Moschus, Mithridat, Asa foetida und Bernsteinöl zusammengesezten Pillen.

Vom 7ten Mai bis zum 23sten Juni aus einer Latwerge von China, Valerinna, Moschus, poudre anti-épileptique de Gutette und einer ziemlichen Dosis von versüßtem arabischen Stöchasblumensyrop.

„Seit dem Gebrauche der lezten Pillen und Latwerge hätten, sagte mir die Prinzessin, ihre Paroxysmen iedesmal zugenommen; so daß alles ihr Zutrauen in ihre bisherigen Aerzte verschwunden wäre. Sie kennen alle, schloß sie ihren Bericht, meine Krankheit nicht; Sie, mein Herr, haben, wie man mir gesagt, verschiedene ähnlicher Gattung gehoben; wenn Sie mich aus meinem unglüklichen Zustande erretten können, wird meine Dankbarkeit gegen Sie ohne Gränzen seyn."

Eine solche Sucht zu heilen, antwortete ich der Prinzessin, muß dem Arzte kein Umstand von vorhergegangener Lebensweise

verheelt werden. Sie müssen mir daher auf alle Fragen, die ich an Sie thun werde, aufrichtig beichten; nur dadurch kann es mir möglich werden, hinter die Ursache Ihrer Krankheit zu kommen, und eine Heilungsweise für Sie zu entdeken; übrigens brauche ich Ihnen nicht zu sagen, daß ein rechtschaffener Arzt sich Verschwiegenheit eben so sehr Pflicht seyn läßt, als er eifrigst auf Zutrauen und die unverholenste Aufrichtigkeit von Seiten des Kranken dringen muß.

„Fragen Sie, fragen Sie, erwiederte mir die Prinzessin, es soll Ihnen nichts verheelt von mir werden. Ich that hierauf folgende Fragen an sie, die ich, mit den darauf ertheilten Antworten, hersezen will.

Fr. Können Sie Sich erinnern, ob Sie in Ihrer Kindheit oder Jugend Grinder gehabt haben?

Antw. Ich weiß mich nichts davon zu erinnern.

Fr. Sind Sie zu Läusen geneigt gewesen?

Antw. Stark. Man hat sie mir mehr als zehn bis zwölfmal durch Aufstreuung eines rothen Pulvers vertrieben.

Fr. Sind Ihnen wohl Würmer abgegangen?

Antw. Ich erinnere mich, daß man mir im fünften und sechsten Jahre Mittel dagegen gegeben hat; und daß mir einige dadurch abgegangen sind.

Fr. Haben Sie Hautkrankheiten gehabt?

Antw. Die Masern und inoculirten Blattern, sonst keine. Was ich aber seit einigen Jahren bemerke, sind jukende Schwinden an meinen Schenkeln, die nur allein durch Bäder gelindert werden, und vergehen; doch nur auf kurze Zeit. Im Sommer zeigen sich diese Schwinden nur selten.

Fr. Sind Sie zu Hämorrhoiden geneigt?

Antw. Sehr stark. Die goldene Ader wird mir oft sehr schmerzlich, besonders wenn die Hämorrhoiden nicht fliessend werden wollen.

Fr. Fühlen Sie bisweilen Verstopfungen?

Antw. Ich habe fast immer welche, und die Dejectionen gleichen gewöhnlich an Gestalt dem Schaafmiste. Ich muß fast täglich mich der Lavements bedienen.

Fr. Haben Sie Ihre Monate immer richtig gehabt?

Antw. Ehemals beständig; aber seit dem Anfange meiner

Krankheit haben sie sich bisweilen verspätet, und nach und nach so abgenommen, daß ich seit drei Monaten kaum die geringsten Spuren von Reinigung bemerkt habe.

Fr. Haben Sie das Selbstspiel sehr geliebt?

Antw. Kurz vor meiner Heirath; seit ich aber die Beleibung *) kenne, widerfährt es mir selten; man hat mich, ich weiß es, öffentlich verläumdet; man hat ausgesprengt, daß ich mich mit der Königin bereizte; nichts würde mich abhalten,

*) Ob ich gleich den Styl unsers Verfassers (siehe was ich darüber in dem Proömio zu den in das Journal Frankreich von demselben eingerükten Aufsäzen gesagt) in unsere jezt gewöhnliche Sprache in dieser Probe umzumodeln mich bemühe, so ist es mir theils doch unmöglich, theils verlange ich es auch nicht, ihn so sehr zu modernisiren, daß ich ihm seine ganze Originalität in unerschöpflicher Erfindung neuer Wörter, und Hervorgrabung völlig veralteter (von denen man eine gewisse Anzahl ohne die eigene von ihm davon gegebene Erklärung eben so wenig, als die im Ulphilas oder Ottfried verstehen würde) oder auch durch Zusammendrängen, Wegschneidung und Zustuzung zu dem, was man gewöhnlicher Weise ausschliessend Styl nennt, seine Naivität und Natürlichkeit, kurz die ganze Farbe seiner Erzählung und Darstellung rauben sollte. Mir, der ich die Darstellungsweise unter allen Nationen und aus allen Weltaltern liebe, ist die seinige vielmehr höchst ergözlich und unterhaltend. Aber freylich war für den Haufen eiliger und strenger Critiker unter den Lesern, eine Uebersezung bis auf einen gewissen Grad nothwendig; denn, wiewohl viele Wörter, die hier zum erstenmale erscheinen (wie z. E. die drei in diesem Absaze unterstrichene — naturalia non sunt turpia! — in der Medicin, wo man dessen nicht umhin kann —) sich sehr leicht aus dem Contexte u. s. w. errathen lassen, und sogar wohl aufgenommen zu werden verdienten; wenn man über das unüberwindliche Lächerliche der Neuheit wegkommen könnte; so giebt es dennoch andere Paragraphen seines Buchs, wo man bei jedem Worte fast stillstehen, und sich in seinem deßhalb hinten am 3ten Theile des Werks angehängten Wörterbuche Raths erholen muß. Ohne dieses würde ich z. E. gar viele der Drogues, womit die französischen Quaksalber-Aeskulape (man erstaunt nicht wenig, unter ihnen solche weltberühmte Namen, wie Tronchins ꝛc. zu finden) die arme Lamballe heimgesucht haben, als: die Hindläufts-Bäurichs-Säfte, die Bund-muse von Käzlingswurzel u. s. w. gar nicht wieder zu geben gewußt haben. Bei einigen ließ mich sogar sein Wörterbuch im Stich, so daß ich ihn mündlich darum habe befragen müssen. C. F. C.

dies Ihnen zu meinem Besten anzuvertrauen, wenn etwas davon wahr wäre. Sie können Sich aber auf mein Wort verlassen, daß uns beiden nie solche Unsittlichkeiten eingefallen sind. Sie wissen, daß ich Wittwe bin, und mich, nach den eingeführten Geburtsvorurtheilen, nicht anders wieder als mit einem Prinzen vom Geblüte vermählen kann; eine Gelegenheit, die sich unter uns andern (chez nous autres) selten findet. Man kann mirs also nicht verdenken, wenn ich einen Liebsten (amant) habe, aber wie sehr ich auch seine Beleibung lieben kann, wird es mir dennoch leicht werden, sie streng bei Seite zu sezen, so bald dies Hinderniß meiner Wiederherstellung seyn könnte. (Die Beleibung wurde von mir verboten, worin die Kranke auch mir gefolgt ist.) Ich fragte weiter:

Fr. Sind Sie niemals schwanger gewesen?

Antw. Nein.

Nachdem ich diesen Unterricht erhalten hatte, versprach ich, mich den Tag darauf zur Beobachtung der Symptome ihres Paroxysmus einzustellen, und begab mich weg. *)

Einer meiner Freunde, der damalige Leibarzt der Königin und des Königs, Lassonne, hatte sich schon ziemlich ausführlich über die Krankheit der Prinzessin mit mir unterhalten; er war der einzige unter den bisher um Rath ersuchten, der sie nicht zu den verschiedenen Arten der Epilepsie zählte, dennoch aber der Meynung war, sie gehöre zu den bisher für unheilbar erkannten chronischen. Dies machte mir es also sehr wichtig, hier mit der größten Behutsamkeit zu Werke zu gehen, und die Behandlung nicht ohne die überlegteste Scheu zu übernehmen, damit ich nicht meinen Neidern Stoff in die Hände spielte, mich um meinen bisher mühsam erworbenen medicinischen Ruf zu bringen.

Mit diesem Vorsaze demnach, fand ich mich folgendes Tages um Ein Uhr bei der Kranken ein. Als Blondine war sie von Natur schon von blässerer Gesichts-Farbe. Um Ein

*) Im Texte steht: und zog mich zurük, (je me retirai). Der Verf. hat seit seinem Jünglingsalter Paris nicht verlassen. Es ist also natürlich, daß mitten unter seinem alten Deutsch auch Gallicismen zur eigentlichen Farbe seines Styls beitragen müssen.

Uhr fünf Minuten wurde sie aber todtenblaß; zehn Minuten weiterhin schlossen sich die Augenlieder mit dreymaligem Blinzen durch drei Klapfäle (mouvement de la chûte d'une soupape ou valvule); ihrem sich Schließen folgten schnelle Zukungen der Augenmuskeln nach; auf die Zukungen heftige Schütterstöße des ganzen Körpers. Die Lippen schlossen sich völlig; aber nicht der geringste Schaum oder Geifer, wie bei der fallenden Sucht, wurde von mir bemerkt. Die Gegend um die Leber zog sich ein und bildete eine Grube; die um die Milz wurde herausgetrieben und schnell aufgeblasen; beim Befühlen ihres Unterleibes spürte ich an der innern Seite des Zwölffingerdarmes eine bei gesunden nicht vorhandene Verhärtung, von der Grösse eines Gänseeyes, aus deren Lage ich schloß, daß sie nichts als eine stockfäftig (obstruirt) gewordene Gallendrüse (grosse Gekrösdrüse, la glande bilifère, pancréas) seyn könnte. Ich weiß nun genug, sagte ich sogleich zu mir selbst. Diese Verstopfung kann noch geschmelzt und aufgelöst werden. Mein Gefühl lehrt mich, daß er noch nicht verkreidet (skierös) ist, denn er ist noch glatt, und ohne Höker auf seiner Oberfläche. Daß er, und nur Er die ganze Ursache der Krankheit wäre, wurde mir dadurch mehr als nur glaublich, daß alle Zuckungen der Kranken, nicht Eine ausgenommen, von dieser Härte ausgiengen; überall zeigte sich hier eine schnelle wurmförmige Bewegung; die Fähe (Gebährmutter) war aufgeblasen, und wie bei schwangern Frauen im sechsten bis siebenten Monate ihrer Schwangerschaft anzufühlen. Die Zukungen waren nur topisch, und ich bemerkte keine merkliche Ausdünstung an der Kranken. Die Schütterstösse dauerten zwei Stunden und zwanzig Minuten; als sie aufhörten, erfolgte eine völlige Schlafsucht; die Gliedmassen der Kranken wurden so steif, daß sie durchaus in der Lage blieben, in die sie von mir gewendet und geborgen wurden; ihr Puls that, während der Zukungen, zwey bis fünf und sechzig mehr oder weniger hüpfende Schläge; und sank, als jene ein Ende nahmen, schleunig zu sechs und fünfzig kaum fühlbaren herunter.

Dieser Schlafsuchts-Zustand dauerte sieben Stunden weniger zwanzig Minuten; kurz vor deren Verlauf fand ich bei

ihr die Fabe (Gebährmutter) sehr wenig grösser als bei jungen Mädchen. Die Gegend um die Leber erhob sich wieder; die um die Milz sank in ihren natürlichen Zustand zurük. Die Verhärtung in der Gegend des Zwölffinger-Darms schien mir fast ein Viertel ihrer Grösse verlohren zu haben, und die Kranke kam, während ich sie untersuchte, mit einem pfeifenden Schall aus dem Halse, und mit dreimaligem blinzenden Aufgehen der Augenlieder wieder zu sich. Der Blutwalz (Blutsumlauf) stieg während einer Viertelstunde, in welchem die Kranke sich wie in einem Trunkenheitszustande zu befinden schien, bis zu sechs und siebenzig Pulsschlägen, und sie war nun wieder völlig bei Besinnung, klagte aber über Zerschlagenheit in allen Gliedern.

Nach dieser Beobachtung des Paroxysmus sagte ich zur Prinzessin, es wäre für mich, noch genauer die Krankheitsursache zu erforschen, nöthig, den folgenden Morgen ihren Unterleib im noch nüchternen Zustande zu befühlen; sie bat mich, dazu mich gegen zehn Uhr einzustellen. Ich fand bei der Befühlung ihre Gebährmutter wie beim Ende des vortägigen Zufalles; nur schien mir die Härte in der Gegend des Zwölffinger-Darmes noch kleiner geworden zu seyn. Sie beklagte sich, während meines Betastens derselben, über eine ihr sehr unangenehme und fast schmerzliche Empfindung.

Ich verließ sie, mit dem Versprechen, ihr nach einer nochmaligen Beobachtung des nächsten Paroxysmus meine ärztliche Vorschrift mitzutheilen. Was mir unter meinen verschiedenen Ausfragen über den Lauf dieser Krankheit besonders aufgefallen war, war die von mir gemachte Berechnung, daß die Paroxysmen, seit zwei Monaten, jedesmal genau von fünfzehn bis fünfzehn Minuten zugenommen hatten; der zweite, wie versprochen, von mir beobachtete, der sonst in allen Stüken dem erstern glich, nahm in den Schütterstössen fünf, und in dem Schlafsuchtszustande zehn Minuten zu. Diese Bemerkung gab mir also Vorvermeldungslicht (lumière du prognostic) und nach langer Ueberlegung wurde folgende Vorschrift, den Tag darauf, von mir der Kranken gegeben.

„Die Krankheit der Prinzessin, die bisher zu den ep-

leptischen gerechnet worden ist, gehört nach meiner genauen Beobachtung von zwey Paroxysmen, zu den Schlafsuchten, und kann, mich meinen Mitärzten durch ein Kunstwort, das reine und bestimmte Begriffe mittheilt, verständlich zu machen, zu den fristfälligen vorstürmischen Schlaf- und Bugsuchten (aux léthargies chronico-périodiques, précédées de convulsions orageuses et cataleptiques) gerechnet werden."

„Daß sie, weil sie bisher, auch nach dem strengsten Gebrauche der dafür verordneten Mittel nicht ab-, sondern zugenommen hat, zu den unheilbaren chronischen Krankheiten gehöre, ist eine Meynung, der ich durchaus nicht beypflichte; die Krankheit ist noch heilbar."

„Die Herstellung der Kranken hängt von der strengsten Ausführung der Vorschrift ihres Arztes ab; die Verordnung, die ich geben würde, muß keinen Tag ausgesezt, und in keinem Stüke überschritten werden."

„Diese Krankheit kann und wird selbst bei der Anwendung der Cur, noch einige Wochen zunehmen; ein angesezter Krankheitsstoff läßt sich nicht in einigen Tagen auflösen und wegschaffen; die Wirkung muß vorbereitet werden, und verlangt Zeit; der Arzt muß Geduld und Vertrauen von der Kranken verlangen."

„Was ich aber nach meiner der Sache Einsicht vorvermelden kann, ist dieses: daß diese Krankheit aufs späteste nach zweymonatlicher Behandlung, so wie sie stufenweise zugenommen hat, auch stufenweise wieder abnehmen wird; und zwar so, daß der Arzt den Tag ihres Aufhörens im Voraus berechnen, und der Kranken zum Troste vorbemelden können wird."

„Diese Gesundheitsherstellung aber nach meiner Vorvermeldung zu bewirken, muß der gewöhnliche Leibarzt der Prinzessin über der strengsten Befolgung folgender Diätsvorschrift und den richtigen Gebrauch der verordneten Arzneymittel wachen; das Wenige, was ich in der Folge dieser Behandlung an den Mitteln noch zu verändern haben werde, soll zur gehörigen Zeit von mir angegeben werden."

Diätvorschrift.

Die ganze Nahrung muß, während der Behandlung, aus unfettem sogenannten weißen Fleische, und aus unfeisten sogenannten weißen Fischen, in Zugemüsen (Kopf- Weiskohl und Sauerampfer ausgenommen), aus wässericht süssen vollreifen Früchten, und aus versüßten, nicht sauren Fruchtmussen (Compottes) bestehen.

„Alle fettigen, ölichten, schleimigten, in der Pfanne geschmörten, gesalzenen, geräucherten, gewürzten und sauren Speisen müssen gänzlich bei Seite gesezt werden."

„Von Mehlspeisen werden nur Sago, Salep, Erdbirnen und Gerstengraupen erlaubt."

„Linsen werden erlaubt, aber durchaus keine Arten von Pilzen."

„Was unter den erlaubten Speisen kalt mit Wohlschmak genossen werden kann, muß gewöhnlich den Vorzug vor warmen bekommen."

„Das tägliche Tischgetränk muß leichter Champagnerwein seyn, mit kaltem Wasser über die Hälfte vermischt."

„Alle warmen, geistigen und sauren Getränke sind durchaus verboten."

„Kalter Braten und obiges Tischgetränk muß das Frühstük ausmachen."

„Ueberhaupt müssen stets die verdaulichen Speisen vorgezogen werden.

Arzneymittel.

Zucker, zwölf Loth.

Arabischer Gummi, drey Loth.

Gereinigtes spanisches Seifenpulver, zwey Quentchen.

Gereinigtes Salpeterholz; gereinigtes Laugensalz (alcalisch Salz) von jedem ein Quentchen.

Dies werde fein gepülvert und in sechs Dosen abgetheilt.

In Quellwasser verdekte Kalbsgalle drey Quentchen und Valeriana-Wurzel-Extrakt, ein Quentchen.

Dies alles werde wohl vermischt, und drey Gran wiegende Pillen daraus gemacht."

„Abends wird eine Kanne heisses nicht siedendes Wasser

auf eine Dosis des Pulvers gegossen, um Alles Morgens früh zum Gebrauche durch ein leinenes Tuch zu seihen."

„Von dieser Auflösung muß nüchtern halbstündlich ein Glas warm mit einem halben Löffel voll Capillairsirop, oder kalt mit einem Löffel Orgeade getrunken werden."

„Das Frühstük kann anderthalb Stunden nach dem lezten Glase genossen werden."

„Von den Pillen müssen zu Anfange jeder Mahlzeit achtzehn genommen werden."

„Wenn bei dieser Diät, und durch den Gebrauch der verordneten Mittel, eine Aufgedunsenheit des Unterleibes oder eine Verschleimung der Zunge entstehen sollte, so wird folgendes Tränkchen genommen:

Englische Magnesia, drey Loth.

Diacrydium sulphuratum, vierzehn Gran.

Gereinigtes Salpeterholz, zehn Gran.

Orgeade-Sirop, zwey Loth.

Wasser, acht Loth.

Alles wohl vermengt.

„Dies Tränkchen wird wohl geschüttelt, daß nichts auf dem Grunde bleibe, und sogleich darauf kalt getrunken. Nach jedem Stuhlgange (Abflatung) die er zuwegebringt, wird eine mit Küchenkräutern abgekochte schwache Kalbsbrühe getrunken, und den Tag der auflösende Trank ausgesezt."

„Die Prinzessin wird, wenn sie diese Vorschrift genau beobachtet, in eilf Monaten aufs späteste von ihrer Krankheit befreit seyn." Mit dieser Versicherung schloß mein Aufsaz.

Die Kranke nahm diese Vorschrift freudigst auf, indem sie mich dabei ihres gänzlichsten Vertrauens in meine Wissenschaft versicherte, und bat mich inständig, künftig ihr Leibarzt zu seyn. — „Nein! erwiederte ich, behalten Sie, Prinzessin! den, den Sie bisher gehabt haben. Sie können sich übrigens bis zur gänzlichen Hebung Ihrer Krankheit auf meinen sorgfältigsten Beystand verlassen; aufrichtig und freymüthig gestehe ich Ihnen, daß die Menge der übrigen practischen Arbeiten, womit ich überhäuft bin, mir nicht verstatten würde, Ihnen alle die kleinen Aufmerksamkeiten zu widmen, an die Kranke von Ihrem Range so sehr gewöhnt sind. Folgen

Sie nur streng meiner Vorschrift; so werden Sie mir das Vergnügen bereiten, Sie binnen Jahresfrist ganz hergestellt zu sehen."—

Am folgenden Tage nach dieser ertheilten Vorschrift, ließ mich der Schwiegervater der Kranken, der Herzog von Penthievre, einladen, schleunigst möglich zu ihm zu kommen. Ich glaubte, er ließe mich auch seiner Gesundheit wegen rufen, allein ich irrte mich, und ich hatte mit diesem wohlthätigen, aber mit allen Vorurtheilen seines Standes behafteten, und den Priestern ergebenen Fürsten eine Unterredung, die hier weitläuftiger erzählt zu werden verdient.

Mein Herr! sagte er zu mir, das was Sie in Absicht meiner Schwiegertochter unternommen haben, sezt mich in Schreken. Sie verwerfen allen Rath unserer berühmtesten Aerzte. Bedenken Sie wohl, daß meine Schwiegertochter eine französische Prinzessin vom Geblüte ist? Sie sind hier in unserm Lande ein Fremder, und nicht unseres Glaubens. Was bleibt mir also hierbey für Bürgschaft, daß Sie nicht einen Versuch mit ihr anstellen, der für uns vielleicht auf Zeitlebens traurig wird, und für den Sie doch nachher unverantwortlich bleiben? Erfahrne Männer in Ihrer Wissenschaft versichern, die Krankheit meiner Tochter sey unheilbar; aber sie kann, das Leiden in ihren Zufällen abgerechnet, noch übrigens lange wohlauf leben. Sie, mein Herr, sind vermessen genug, weiter hier sehen zu wollen, als alle diese Männer. Noch Einmal: Ihre Mittel können das Leben meiner Schwiegertochter verkürzen. Vaterspflicht dringt mich also, mich diesem Unternehmen zu widersezen: ich wiederhole Ihnen; es scheint mir vermessen, und sezt mich in Schreken."

Monseigneur! antwortete ich dem, in diesen Worten mir fast lächerlich vorkommenden Herzoge, der Ehrgeiz, den ich haben muß, den mir bisher unter einem Publico, in welchem ich ein Fremder bin, erworbenen Ruf zu erhalten, kann Ihnen, dünkt mich, als hinlängliche Bürgschaft dienen. Was den Einwurf übrigens betrifft, daß ich von einem andern Glaubensbekenntniße als Sie bin, so kann der Glaube, denke ich, im gegenwärtigen Falle, in keine Betrachtung kommen. Der rechtschaffene Arzt behandelt einen jeden Kranken

nach seinem Gewissen; ist er dabey ein aufgeklärter Mann, so wird er stolz seyn, sich zu dem Glauben dererjenigen zu bekennen, die den wahren Gottesdienst darin bestehen lassen, ihren Nebenmenschen Gutes zu thun, und die besondern Formen denen zu überlassen, welche in ihrer Geisteseingeschränktheit der Meinung sind, das höchste Wesen finde ein besonderes Wohlgefallen am Lippengeplärre und an der Art und Weise äusserer Demonstrationen der religiösen Gesinnungen gegen dasselbe. Mit etwas mehr Schein von Recht, das gebe ich zu, könnte es Sie befremden, daß ich in meiner Heilmethode gänzlich für mich allein verfahre, ohne den Beyrath berühmter Mitärzte annehmen zu wollen; aber Monseigneur! Aerzte, von denen ich, ihr College, überzeugt bin, daß sie sich über die Ursache einer Krankheit, und folglich auch über die Mittel dagegen täuschen, können mir alsdann, in einer ihnen unbekannten Heilweise, nicht anders als hinderlich werden. Der Rang der hohen Kranken übrigens, liegt gleichfalls ausserhalb der Frage. Der Arzt sieht in einer Patientin weiter nichts, als eine Patientin; Rang im Staate und Vorzüge der Geburt, geben keine Vorzüge für die Gesundheit; der Arzt, der sich durch sie zu einem unzeitigen und gewissenlosen Nachgeben verführen ließe, wäre des Zutrauens gänzlich unwürdig, welches Höhere in ihn sezen; noch einmal! im Auge des wahrhaftigen Arztes erscheint der Mensch, der seine Berufshülfe verlangt, nicht anders als ein kranker Mensch, und, verzeihen Sie mir, daß ich es sage, Sie selber, und nicht ich, scheinen mir in dem, was den Gegenstand unsers Gesprächs betrift, der verwegene Theil zu seyn, oder glauben Sie etwa durch Ihre Geburt medicinische Kenntnisse genug zu besizen, einen Krankheitsfall beurtheilen, und darüber Richter seyn zu können? Nein! seyn Sie versichert, Ihre Vaterliebe, die Sie dahin bestimmt, sich meiner Behandlung widersezen zu wollen, würde in Kurzem für Sie die Quelle der traurigsten Gewissensvorwürfe werden, und Sie selbst, aus unaufgeklärter Gewissenhaftigkeit der Mitverkürzer des Lebens Ihrer Schwiegertochter geworden seyn. — Jezt Monseigneur! habe ich in meiner Freymüthigkeit meine Pflicht erfüllt. Ihre Schwiegertochter hat meinen, von mir unaufgedrungenen,

Hülfsrath verlangt; der Rettungsweg ihres Lebens und der Wiederherstellung ihrer Gesundheit ist in meinem ihr überlieferten Auffaze in ihren Händen; es mag nun geschehen, was beliebt wird, ich wasche mir, wie der jüdische Landpfleger, die Hände, erkläre aber im Voraus, daß ich die Schuld einer unvermeidlichen und nicht mehr weit entfernten Trauer, die Sie betreffen wird, in meiner Ueberzeugung niemand anders, als Ihnen, und ihren „berühmten Aerzten" zuschreiben werde.

„Sie scheinen mir, antwortete mir der Herzog hierauf, ein zwar gewissenhafter, aber sehr decidirter und etwas frey redender Mann zu seyn. Sie haben in mir weder den Vater noch den Fürsten verschont, und mir freylich sehr stark ans Gewissen gesprochen. Die Drohungen, die ich von Ihnen habe hören müssen, zwingen mich nun freylich bey dieser ganzen Sache mich als ein zitternder und verstummender Zuschauer eines Unternehmens zu verhalten, das mir noch immer, ich läugne es Ihnen nicht, als verwegen vorkommt."

„Ihr Zittern, Monseigneur! wurde von mir erwiedert, wird sich, sobald meine gegebene Rathschrift nur streng befolgt wird, binnen wenigen Wochen in Hoffnung, Vertrauen und Vorfreude verwandeln, und Ihre Gewissenhaftigkeit alsdann meiner Ihnen jezt als Verwegenheit vorkommenden Entschlossenheit einigen verdienten Dank zukommen lassen. —" Das wolle Gott! schloß der Herzog, wie herzlich wünsche ich es! — und wir schieden von einander.

Ich begab mich sogleich nach dieser Unterredung zu der Kranken, der ich im Wesentlichen das unter dem Herzoge und mir vorgefallene Gespräch erzählte. O! vergeben Sie, sagte sie zu mir, vergeben Sie meinem guten lieben Schwiegervater; in dem, was Ihnen in seiner Rede anstößig gewesen seyn kann, sehe ich blos einen Beweis seiner herzlichen Theilnahme an mir, und ich bin ihm Dank dafür schuldig. Uebrigens bleibt mein Vertrauen in Ihre Kenntnisse unwandelbar. Indem sie dies sagte, reichte sie mir einen vor ein paar Stunden von der Königin erhaltenen Brief hin, den sie mich bey meinem Nachmittagsbesuche ihr wieder zurük zu bringen bat. Er lautete folgendermassen:

„Ich erhielt Ihren Brief, Herzensfreundin! gestern Abends „etwas spät, und habe Lassonnen sogleich zu mir rufen lassen. „Ich habe ihm das medicinische Gutachten und das Ihnen „darinnen gegebene Versprechen Ihres neuen Arztes übergeben. „Lassonne hat mir mit viel Heiterkeit geantwortet: ich kenne die„sen deutschen Kopf genau; er verspricht nichts, als was er „halten kann; hat er der Prinzessin Hülfe versprochen, so kann „sie sich darauf verlassen und wir andern beiden Aerzte haben „hierbey weiter nichts zu thun als zurükzutreten. Es ist nicht „das erste Mal, daß er uns solche aber der Ehre der Arz„neykunst nicht unnachtheilige Ohrfeigen giebt. Sie können „Sich, liebste Freundin, das Vergnügen nicht genug vorstel„len, das durch dies Zeugniß von Lassonne in meinem für Ih„re Krankheit so innig bekümmerten Herzen entstanden ist."

Glauben Sie, sagte die Prinzessin zu mir, als ich ihr den Brief wieder zurük brachte, daß jezt noch irgend Jemand mein Vertrauen in Sie schwächen könnte? Ich habe Beweise davon, daß Lassonne den herzlichsten Antheil an mir nimmt; er ist selbst Arzt, und besizt Kenntnisse genug, über die eines andern Arztes richten zu können. Das Gespräch der Layen in der Kunst kann, wie Lassonne gleichfalls sagt, auf meinen Geist nichts mehr vermögen."

Es war gerade um die Zeit, wo ihr Paroxysmus eintreten sollte; kaum hatte sie jene Worte ausgesprochen, so meldete er sich. Ich beobachtete ihn wieder genau; er nahm mit allen den nämlichen Symptomen, gerade wie der vorhergehende, fünfzehn Minuten zu.

Am folgenden Tage wurde, unter Versprechen sie strenge zu befolgen, mit meiner Verordnung der Anfang gemacht. Die Prinzessin drang aufs neue in mich, ich möchte mich entschliessen, der einzige Arzt, den sie sähe, zu seyn; ich wiederholte ihr meine leztigen Vorstellungen und Einwendungen, und bat abermals, wäre es auch nur um meinetwillen, selbst ihren gewöhnlichen Leibarzt zur Beobachtung ihrer Krankheit und der Wirkung der Mittel dagegen, zu behalten; ihn wegen seiner Nichtkenntniß einer unter vielen, ausser sehr erleuchteten, Aerzten unbekannten Krankheitsbehandlung, nicht zurükzusezen."

Die Kranke brach hierbey in Thränen aus. Ich bat

sie, mir die Ursache ihres Kummers zu sagen: „wenn Sie es denn wissen wollen, antwortete sie mir" wie können Sie verlangen, daß ich den Arzt in meiner Krankheit vor mir sehen solle, der mich so lange am Hoffnungsseile herumgezogen; der mich zulezt vor meinem Schwiegervater und meinen besten Freunden als unheilbar epileptisch erklärt hat; der noch vorgestern hinterrüks den Vorschlag that, und darauf drang, man möchte mich, wenn ich noch mein Leben verlängert zu sehen wünschte, doch bereden, von Ihren Mitteln nichts zu gebrauchen, und mich lieber mit meiner zwar unheilbaren aber nicht tödtlichen Krankheit fortzuschleppen." — Hat er das gethan, Prinzessin, gab ich zur Antwort, so hat ers, weil er in seiner Unkenntniß Ihrer Krankheit, seine Meinung für die wahre hält; es ist ein Beweis, daß er herzlichen Antheil an der Verlängerung Ihres Lebens nimmt; meine Behandlung aber wird ihn, wenn er ein täglicher Augenzeuge davon seyn wird, nach einigen Wochen von seinem wohlmeinenden Irrthum zurükbringen, und seine Furcht der Freude darüber Plaz machen — „Nein! nein! rief die Prinzessin, ich kann ihn nicht vor mir sehen; ich bin vielleicht augenbliklichs ungerecht gegen ihn; aber nicht undankbar. Lesen Sie diesen Brief, den ich ihm geschrieben habe. Sie werden daraus ersehen, daß ich nicht nur seiner Eigenliebe zu schonen, sondern auch den übereilten Schritten, die sie nach sich ziehen können, vorzubauen gesucht habe. —"

Dieser Brief enthielt Banknoten, zwölf tausend Livres an Werth; er ließ ihm dabey die Hoffnung, wenn die Krankheit gehoben seyn würde, noch immer Leibarzt der Prinzessin zu bleiben; nach diesem guten Verfahren der Prinzessin versprach ich ihr denn, bis zu ihrer völligen Wiederherstellung alle nothwendigen Besuche bei ihr zu übernehmen und abzustatten.

Am folgenden Tage nach dieser Unterredung besuchte mich ein gewisser Herzog, mit einem grossen Orden umgethan; ich glaubte bei seinem Hereintreten, er wollte mich als Arzt consultiren, man urtheile aber über meine Verwunderung und Bestürzung, als er mir folgenden schändlichen Antrag that:

„Mein Herr! sagte er zu mir, Sie haben sich in Ihrer Wissenschaft zu hinlänglichen Ruhm erworben, als daß Sie

noch, ihn zu vermehren, nöthig hätten, sich mit der Behandlung einer Krankheit zu befassen, durch die Sie nicht anders, als sich sehr mächtige Feinde machen können, und von der Sie nur Unannehmlichkeiten und Undank zu erwarten haben werden. Folgen Sie daher meinem Rathe, ich will Ihnen hohe Freunde versichern, und Ihnen einen jährlichen Antheil an einer Generalpächterstelle verschaffen, wenn Sie (das einzige, was man von Ihnen dafür verlangt) nur einige Zeilen mir geben wollen, in denen Sie die Krankheit der Prinzessin von Lamballe, Ihrer Ueberzeugung nach, für unheilbar und der Gegenwart schwangerer Frauen gefährlich erklären. Sie dürfen mir nur einen Tag einer Zusammenkunft zur Austauschung dieser von Ihnen verlangten Zeilen gegen den Schein, welchen ich Ihnen über das Zugesagte anbiete, bestimmen. — „Mein Herr! gab ich dem mir sogleich aufs höchste verächtlich gewordenen Herzoge, mit dem erbittertsten Unwillen, zur Antwort, mein Herr! wofür halten Sie mich? — „Für einen Mann, versezte dieser Lästerling ganz gelassen, von Verstand, von Klugheit und für einen berühmten Arzt". — Ich bat ihn sogleich mein Zimmer zu verlassen; er wollte mir etwas antworten und noch mehrere Worte machen. — Nein! nein! rufte ich, ihm die Thür zeigend; darauf stand er auf, und sagte im Weggehen spöttisch noch: „Ich hätte mehr sagesse in Ihnen gesucht." — „Rechtschaffenheit hätten Sie bei mir suchen sollen", waren, indem ich die Thüre hinter ihm zuschlug, meine lezten Worte.

Den folgenden Tag nach diesem Vorfalle, wurden mir, zufolge eines Auftrags von der Königin, folgende Fragen schriftlich vorgelegt, die ich auf nächststehende Weise beantwortete.

Fr. Kann die Krankheit der Prinzessin von Lamballe, falls man nur nicht bei dem Paroxysmus gegenwärtig ist, sich auf die Frucht einer sich ihr nähernden schwangern Frau fortpflanzen?

Antw. Nein! — nein! nein!

Fr. Könnte dies geschehen, wenn man bei den Paroxysmen zugegen wäre?

Antw. Wenn die Schwangere sich versichert wüßte, daß sie nicht vor den Zufällen erschreken würde — nein! Nur ein

Erschreken, das die Convulsionen erregen könnten, wär im Stande, der Schwangern nnd ihrer Frucht nachtheilig zu werden.

Fr. Ist es möglich, daß die besagten Paroxysmen bisweilen unerwartet, unvorhergesehen, und ausser ihren gewöhnlichen periodischen Stunden eintreten könnten?

Antw. In dieser Krankheit nie. Sie ist keine Epilepsie, sondern eine periodische vorstürmische Schlafsucht. Die Paroxysmen können also, so wie ich die Krankheit kenne, nicht anders als zu gewissen bestimmten Stunden eintreten.

Fr. Ist man gewiß, daß diese Krankheit kann gehoben werden?

Antw. Sehr gewiß, und zwar in der vorausbestimmten Zeit; sobald nur die Prinzessin, wie sie es versprochen hat, aufs strengste nach der Verordnung des Arztes lebt.

Nachher bekam ich durch den Oberleibarzt Lassonne über die Ursache, welche diese Fragen der Königin an mich veranlasset hatte, eine Aufklärung. Sie verdient hier erzählt zu werden, weil der Leser ein sehr lebhaftes Bild der an dem damaligen Hofe mit der grösten Unverschämtheit im Schwange gehenden Intrigue darinn aufgestellt sehen wird.

Es hatte nämlich schon längst eine nach Herrschaft und Gunst trachtende Hofparthei gesucht, die Königin mit der Prinzessin von Lamballe, ihrer dermaligen Oberhofmeisterin zu verzwisten, und, damit sie der Tochter eines an der Spize dieser Hofparthei stehenden Prinzen vom Geblüte, einen grössern Einfluß bei ihr verschaffen möchte, diese an die Oberhofmeisterstelle bringen wollen. In der Krankheit der Prinzessin nun glaubte diese Parthei die Gelegenheit zu sehen, alle Kniffe ihrer Ränkerei anbringen zu können; es wurden Schandschriften gegen die arme Kranke verfertigt, und in Menge ausgestreut; jede erdenkbare Lüge und Verläumdung öffentlich in Gang gebracht, und diese nachher, als in ganz Paris bekannte Wahrheiten, wieder nach Versailles zurükgeschleudert; insbesondere aber der Königin Tag vor Tag zugeflüstert: die Krankheit ihrer Oberhofmeisterin sey unheilbar und einer Schwangern höchst gefährlich. Das beifallende Gutachten der Aerzte hatte diesen Einflüsterungen grosses Ansehen und Kraft ertheilt; einige die Königin umgebenden Freun-

binnen und Mitglieder jener Parthei stellten ihr vor, es streite mit der Würde einer Königin von Frankreich, gar keine Oberhofmeisterin um sich zu haben; die Stelle selber würde dadurch den Anschein, überflüssig zu seyn, erhalten; die Prinzessin aber suchte man zu überreden, wenn sie der Königin wirklich ergeben wäre, müßte sie, falls sie auch nicht um ihren Abschied ansuchen wollte, doch wenigstens eine Nachfolgerin in ihrer Stelle verlangen. — Die Königin hatte sichs auch wirklich, aus Furcht vor der Krankheit, seit einiger Zeit untersagt, die Prinzessin zu besuchen, aber, um sie nicht zu kränken, sich noch nicht entschliessen können, eine andere an ihre Stelle zu ernennen.

Ich erfuhr das Besagte, und hatte nun deutlich den Schlüssel zu dieser ganzen Intrigue. Der an mich gesandte vornehme Herr und Herzog war, wie jedermann bekannt, ein Vertrauter des an der Spize dieser Parthei befindlichen Prinzen vom Geblüte.

Auf jene meine Beantwortung der mir vorgelegten Fragen verlangte die Königin jezt von mir, ich sollte alle zwey Tage das Bulletin des Krankheitsverlaufs überschiken. Dies gab mir Gelegenheit, im Vertrauen ihr mitzutheilen, was in dem bei mir abgelegten Besuche des vorerwähnten Herrn vorgefallen war. „Ich danke Ihnen, sagte die Königin zu mir, für den Dienst, den Sie mir durch diese Eröffnung leisten. Sie reissen mir dadurch den Schleyer von den Augen; die Intriguanten sollen erfahren, daß Alles, was sie hinterlistig zu bewirken gesucht haben, fruchtlos bleiben wird, und ich mache mir ein Vergnügen daraus, Sie bald bei der Prinzessin zu sehen."

Zwey Tage nach jenem Besuche bekam ich folgenden anonymischen Brief.

„Glaubst du, Deutscher! wohl, daß wir französische Aerzte ruhig zusehen werden, uns durch die Hebung einer von uns für unheilbar erklärten Krankheit entehren zu lassen? Ich gebe dir Deutscher! aus Antriebe von Menschlichkeit, den wohlmeinenden Rath, um der Sicherheit deines Lebens willen, von deinem Unternehmen abzustehen. Folgst du nicht schnell und klug diesem Rathe, so bist du mit aller deiner Wissen-

schaft, mit der du hingeben, und deinen eigenen Landesleuten dienen kannst, unter den Franzosen ein verlohrner Mensch; von dem Schreiber dieses Briefes hast du zwar nichts zu fürchten; alle Aerzte aber haben dir Rache geschworen, und du kannst dich darauf verlassen, daß sie Wort halten werden."

Ich verachtete diesen nahmenlosen Drohbrief, so wie die Drohungen des bebänderten Abgesandten, und fuhr ruhig in meiner Krankheitsbehandlung fort.

Die den 17. Juni angefangenen Mittel brachten gegen den 13. August, täglich drey bis viermalige Stuhlgänge hervor, in welchen der Kranken viel Schleim abgieng; ihre Zunge verschleimte sich gleichfalls; gegen den 19. fand ich ihren Unterleib sehr aufgeblasen, und verordnete den 21., das von mir oben angeführte Tränkchen zu nehmen; eine Menge schwarzer Schleim wurde dadurch abgeführt; ich ließ es den 25. wiederhohlen, und es erfolgte die nämliche Wirkung.

Der Paroxysm am 22. August hatte nicht mehr an Zeit zugenommen; er dauerte eilf Stunden wie der vorhergehende. Die Freude über dies Aufhören des Zunehmens war sehr groß; es wurde am ganzen Hofe und in Paris bekannt.

Den 24, 25, und 27. bekam ich wieder fünf ununterschriebene Drohbriefe; jeder dieser Briefe schwor mir den Tod zu; sie wurden verächtlich von mir bei Seite gelegt.

Am 29. Abends wurden mir die Spiegelgläser der Kutsche im Fahren mit Steinen eingeworfen, so daß die Scherben um mich herumsprangen. Ich verbot meinem Kutscher etwas davon zu sagen, und ließ mir neue von dünnerem Glase wieder an ihre Stelle einsezen, damit sie bei einem ähnlichen zu besorgenden Wiederholungsfalle weniger Schaden zufügen könnten.

Am folgenden Abend, als ich nach Mitternacht von der Kranken zurükkam, sprangen, da ich eben aus dem Thore des Pallastes der Prinzessin trat, drey Kerle auf mich zu, mich, ich weiß nicht mit was für einem Mordgewehre, anzugreifen; indeß war ich glüklich genug mich ihnen, da Leute unverzüglich dazu kamen, durch schnelle Flucht zu entziehen, und

kam mit einem zwar schmerzhaften, aber mich doch nicht verwundenden erhaltenen Streiche ab; meinen Kutscher fand mein Bedienter auf dem Boke schlafend; ich verschwieg beyden, was mir widerfahren war.

Den 1. September Abends um zehn Uhr wurden mir die Kutschengläser abermals mit Steinen eingeschlagen.

Am achten September ließ ich die Zinkblumen aus den Pillen aus, und ersezte sie durch zwanzig Gran Campher und dreißig Gran syrischen geschwefelten Windensaft (diacrodium sulphuratum). Der Paroxysm blieb, ohne ab- oder zuzunehmen, mit allen übrigen Symptomen wie bisher.

Am 11. wurde wieder nach mir mit Steinen geworfen, und mir eines meiner Kutschenfenster zerbrochen. Allein dieß war nur, wie alle bisherigen Gewaltthätigkeiten, die ich hatte erfahren müssen, der Vorläufer eines noch viel ernsthaftern Angriffes auf mein Leben.

Ich war am 17. September Abends eine meiner Patientinnen, eine Gräfin M * * * zu besuchen gegangen, und da ich sie am Tische fand, und Abends nicht zu essen pflegte, bat ich mir, meiner alten deutschen Sitte getreu, statt alles andern Genusses, eine Flasche Bier aus. Eine junge Marquisin, die ich in diesem Hause hatte kennen lernen, und deren Nahmen ich hier verschweige, sezte sich, indem sie dieß hörte, zu mir, und sagte heiter scherzend: auch sie wäre von dieser meiner Liebhaberey, sie wolle mir daher selber einschenken und gleichfalls Bier mit mir trinken. Es wurde nach zwey Gläsern gerufen; wir trinken beide das unsrige, aber ich merkte augenblicklich einen gewissen so unangenehmen bleyartigen Geschmak in dem von mir geleerten, daß ich das zweyte, so mir gleich darauf gebracht werden sollte, mir verbat. Das Nöthigen der besagten Marquisin war also umsonst. Ich merkte schon sich einstellende Uebelkeiten und Aufstossen des Getränks; indeß gieng ich nach Hause und legte mich schlafen nieder. Gegen vier Uhr Morgens wekt mich ein krampfhaftiger Magenschmerz auf, den sogleich ein heftiges Erbrechen begleitet. Ich klingle eiligst nach meinem Bedienten; als er erscheint, findet er mich ohne Selbstbewußtseyn in den heftig-

sten Krämpfen und Verzukungen liegen; er wekt darauf einen in dem nehmlichen Hause wohnenden Freund von mir, und hohlt sogleich ein paar Aerzte herbey. Sie kommen; da sie in meinem Erbrechen weiter nichts als klaren Dausaft bemerken, ohne auf die übrigen begleitenden Symptome zu achten, verordnen sie, nachdem sie anfangs einen Aderlaß vornehmen gewollt, der jedoch unterblieb, Auflegung von spanischem Fliegen-Pflaster. Einer meiner Freunde, der Apotheker Costel, hatte sich sogleich selbst mit dem Pflaster bei mir eingestellt, der Oberchirurgus des Orleanischen Hauses, Nahmens Imbert, war auch den Aderlaß zu besorgen gerufen worden, und rieb mir, nachdem man ihn verworfen, die Waden mit Weinessig, schnellere Wirkung des Zugpflasters hervorzubringen. Ich lag in meinem Erbrechen sinnlos da; glüklicher Weise brachte (wie mir nachher die dabei Gegenwärtigen gesagt, denn mir selber war späterhin nichts mehr davon bewußt) dies Reiben mich auf einen Augenblik zu einer Besinnung, die licht genug dazu war, daß ich den Umstehenden zurufen konnte: Man gebe mir alle Viertelstunden eine Pille aus zwey Gran gereinigtem Laugensalze, (Alcali) einem Gran gummöses Opiumextract mit genugsam versüßtem arabischen Gummisyrop, und lasse mich dabey Essigsyrop mit Wasser versezt, und weiter nichts trinken." Auf dies mein Wort, da die Aerzte sich über meinen Zufall nicht deutlich hatten erklären können, und mir von ihnen des ausgeworfenen Dausaftes wegen, bereits das Leben abgesprochen worden war, ward von dem Apotheker Costel und dem Wundarzte einstimmig das Zugpflaster verworfen und mir weiter nichts, als das von mir, gleichsam im Traume, angezeigte Mittel beygebracht. Nach einigen Stunden dieses Gebrauches hatten die heftigsten mir alle Glieder verrenkenden Zufälle schon merklich nachgelassen; die Zukungen waren verschwunden, und nach sechs und zwanzig Stunden befand ich mich wieder völlig bei Verstande.

Einige Schmerzen im Unterleibe jedoch, eine grosse Zerschlagenheit in allen meinen Gliedern, und eine sehr geschwollene Zunge mit sich durchkreuzenden schwärzlichen und schmerzhaften Rissen darinn, blieben mir noch als Folgen des Zu-

falls übrig; sie wurden in neun Tagen durch ein Gurgelwasser, aus alcalischen Mitteln bestehend, und den Genuß vieler schleimigen Speisen und Getränke, völlig gehoben.

Damit ich die Wut meiner Verfolger nicht noch mehr gegen mich aufreizen möchte, hielt ich es für nöthig, die Geschichte dieser Vergiftung völlig zu verschweigen, und meinem, viel Aufsehen zwar erregenden, Zufalle, der aber nun glüklicher Weise gehoben war, jeden auf die ihm beliebige Weise auslegen zu lassen. Ich selber schrieb mir nur eine grössere Vorsicht gegen alle künftige ähnliche Bewirthungen vor. Ob obige Marquisin, die sich zu einem so schändlichen Werkzeuge der gegen mich aufgebrachten Hofparthey hergegeben hatte, und in der Folge der Revolution ausgewandert ist, sich späterhin Vorwürfe über die Unternehmung oder über die nicht gelungene Ausführung ihrer Unthat gemacht, weiß ich nicht. Das einzige weiß ich, daß, bei einem vorwurfsfreien Gewissen, die Gelassenheit, die ich in dieser Verfolgung beizubehalten das Glük gehabt, mich auch nachher unter denen von der robespierrischen Schrekensherrschaft über mich verhängten, begleitet hat; daß ich mich alle Abend im Gefängnisse selbst ruhig niedergelegt, ruhig geschlafen, und durch ruhige Vertheidigung meiner Unschuld, mein der Guillotine bestimmtes Leben davon getragen habe.

Am ersten October war ich wieder im Stande, meine Krankenbesuche wie vorher vorzunehmen; die freundschaftlichsten und dringendsten Fragen indeß über jenen Zufall, der mich, mitten im Genusse der vollkommensten Gesundheit so schnell zu Boden zu werfen gedrohet hatte, waren nicht vermögend, mir mein Geheimniß zu entreissen. Die Prinzessin Lamballe, die mich inständig und oft bat, mich doch um Gotteswillen vor meinen Neidern in Acht zu nehmen, schien mir mit alledem die Vergiftung zu vermuthen; „Sorgen Sie nicht für mich, Prinzessin!" sagte ich zu ihr, „wer seine Neider und Feinde kennt, kann sich, mit etwas Behutsamkeit, vor ihren Anfällen hüten. Nehmen Sie sich nur selber in Acht; es ist meine Pflicht, für Ihr Leben, das Sie mir anvertrauet haben, auf jede Weise zu sorgen."

Ihre Zufälle blieben noch immer die nehmlichen, sie dauer-

ten eilf Stunden; nur brachten meine Mittel täglich einige schleimabführende Stuhlgänge zuwege; ein Zustand, der bei ihr bis zum zweyten November, ohne die geringste Veränderung, fortdauerte.

Am besagten Tage trat ihre monatliche Reinigung ein; sie war sehr schwarzbraun und schleimig, dauerte aber nur, und nur schwach fliessend, zwey Tage lang. Es erfolgte hierauf, fünf Tage lang, eine sehr schleimige und stinkende Abführung; der nach diesen Auswürfen sich einstellende Paroxysm, nahm fünfzehn Minuten ab, und der zweyte eben so viele.

Unmittelbar nach dieser Verminderung wurde der Prinzessin und ihren Freunden von mir gesagt, daß, sobald sie ungestört mit den Mitteln fortfahren könnte, jeder künftige Zufall fünf Minuten von seinen Zukungen, und zehn Minuten von dem Zustande der Schlafsucht verlieren würde; der zwey und vierzigste Paroxysm, von heute an gerechnet, sezte ich hinzu, muß also, wenn die Mittel nicht ausgesezt werden, der lezte seyn, und wird in einem schwachen Gähnen bestehen."

Diese meine Ankündigung wurde durch ein von der Prinzessin an die Königin gerichtetes Bulletin bei Hofe bekannt gemacht, und von ihren Freunden weiter in Paris verbreitet. In allen Gesellschaften, in die ich kam, that die Neugierde Fragen darüber an mich, und meine Antworten bestätigten die von mir gemachte Vorherverkündigung.

Ich erhielt an dem darauf folgenden Tage einen höchst schmeichelhaften Brief von dem Herzoge von Penthievre; er beschloß mit der Versicherung einer Achtung gegen mich, die nicht aufhören würde. „Es freuet mich, gab ich ihm zur Antwort, Ihnen einen Beweis haben geben zu können, daß Entschlossenheit, auf Kenntnisse und Erfahrung gebauet, nichts mit der Verwegenheit der Unwissenheit gemein hat." Seitdem sind mir von diesem nachher in Gram verstorbenen Fürsten unausgesezt die ausgezeichnetsten Beweise der Zuneigung gegeben worden.

Den Tag darauf traf ich, wie ich schon verschiedene Male gethan hatte, die Königin zum Besuche bei der Prinzessin.

„Ich erwarte Sie, rief sie mir deutsch *) zu, mit einer freudigen Ungeduld. Sie geben den französischen und besonders unsern Hofärzten, von denen ich nur Lassonne ausnehme, eine Fauze (östreichisch für: Ohrfeige), die ihnen den Mund stopft, daß sie nicht mehr wissen, was sie sagen sollen; ich will mich ein wenig rächen; sie haben mich so über die Krankheit meiner Freundin in Schreken gesezt, sie haben mir so viel albernes Zeug über Ihre Behandlung derselben vorgeplaudert, daß ich wohl, halter! recht habe, meinen Verdruß über ihre Dummheit zu zeigen."

Ich bat die Königin, die Rachsucht, zu der beleidigte Eigenliebe die Franzosen so leicht bringt, um mein selbst willen, doch ja nicht zu reizen, aber sie unterbrach mich. „Ey! wir Deutschen haben alle, halter! den Fehler, den verwünschten Franzosen nur viel zu viel nachzugeben! unsere Gutherzigkeit flößt ihnen nichts als übermüthige Frechheit ein; sie zu hören, sind wir Deutschen zu nichts besserm gemacht, als Heu zu fressen. Haben mir die Schwäzer nicht zehnmal gesagt, sie hätten von uns Deutschen nichts mehr zu lernen, sie wüßten durch unsere dikleibigen Schriften alles, was wir wüßten; und Paris und Montpellier hätten Aerzte hervorgebracht, an deren Seite man keine Deutschen sezen könnte. Die Schlabberhänse wissen, fuhr sie heftig fort, daß deutsches Blut in meinen Adern fließt, und immer fliessen wird; sie haben es mehr als einmal in Wallung gesezt, und das nicht allein bei medicinischen Gelegenheiten, sondern bei gar vielen andern Vorfällen; sie sind fast alle verfluchte Kerle," schloß sie, und bat die Prinzessin um Vergebung, so lange deutsch mit mir gesprochen zu haben.

Ich suchte bei diesen beiden Damen die günstige Gelegenheit zu benuzen, hier ein gutes Wort für die Armuth einzulegen; ich schilderte ihnen die traurige Lage derselben, besonders in allen langwierigen Krankheiten; ich stellte ihnen dabei die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der endlichen Stiftung eines wahrhaftig guten Hospitals vor. Indem ich meine ei-

*) In Saifferts Original steht auf französisch, es ist aber, wie er mir selbst auf mein Befragen gesagt, und es sich aus den Worten der Königin selbst ergiebt, ein Druk- oder Schreibfehler.

genen Dienste bei einem solchen anbot, sagte ich ihnen, wie viel besser der Arzt am Krankenbette als in den Lehrsälen gebildet wird; wie Theorie zwar nöthig ist, aber ohne täglich ausübende Clinik blos Schlendrianswissenschaft bleibt; haben Sie also, schloß ich, ein wenig mehr Nachsicht mit Ihren französischen Aerzten, wenn sie so wenig bisher die Suchten haben ergründen können; es ist nicht ihre, sondern der Regierung Schuld, die nichts dafür gethan hat, und nichts dafür thut, die Arzneykunst aus ihrem herabgewürdigten Zustande herauszureissen, und das Genie aus allen Theilen des Reichs durch Aufmunterungen hervorzurufen. Der Mensch wirft sich gern und vorzüglich in die Hände, die die Regierung durch ihre Achtungsbeweise auszeichnet; was ist aber bisher in ihren Augen in Frankreich der Arzt gewesen? hat er sich nicht hinter jedem mit dem Volksschweisse bereicherten Finanzier und jedem Haudegen von Offizier zurükgesezt gesehen? Ueberall hat es bisher am nöthigen Unterrichte, so wie an Aufmunterung gefehlt; ich weiß am besten, was mich mein Erforschen dieser chronischen Krankheiten gekostet hat und noch kostet; aller mein Verdienst reicht kaum zu, daß ich mir die Mittel zur Herbeischaffung der Arzneyen für arme Kranke erschwinge; wie könnten also vollends verheirathete Aerzte solch einem kostspieligen Studio sich mit gehörigem Eifer widmen? Zu viel wäre es von Hausvätern verlangt, sich selber und ihre Familien armen Hülfsbedürftigen zum Besten aufzuopfern."

„Das ist Wahrheit! was Sie uns sagen," rief die Königin aus, „ich liebe solche Wahrheiten, und ich gebe Ihnen mein heiliges Versprechen, daß ich auf die Stiftung eines solchen Hospitals ernstlich bedacht seyn will." Die Prinzessin Lamballe gab mir gleichfalls die Versicherung, alles Mögliche, was in ihren Kräften stünde, zu einer solchen milden Stiftung beizutragen. Aber leider! kam dieser wohlthätige Vorsaz nicht in Ausübung. Die Hofschulden blieben ein stetes Hinderniß desselben, und in der Robespierrischen Schrekenszeit verschwanden vollends alle Spuren davon.

Kurz nach dieser Unterhaltung mit der Königin wurde mir abermals auf eine neue Weise mörderisch nach dem Leben gestellt. Ich saß Abends um 8 Uhr, mit einer medicinischen

Rathschrift beschäftigt, an meinem Schreibtische, dem Stubenfenster gegenüber; gerade in dem Augenblike, da ich meinen Namen unter das Papier schreibe, höre ich mit starkem Geklirr eine Fensterscheibe springen; ich eile sogleich mit dem Lichte nach dem Fenster, finde es aber zu, und nichts schien mir daran beschädigt zu seyn. Einige gefährlich darniederliegende Kranke verlangten meine Hülfe; ich vergaß also das gehörte Geklirr, stieg in meinen Wagen, stattete meine Besuche ab, und legte mich, als ich davon wieder nach Hause kam, ruhig zu Bette.

Morgens darauf, indem ich noch nicht aufgestanden bin, kömmt mein Bedienter in mein Schlafzimmer und bittet mich, in mein Studierzimmer zu kommen. Er zeigt mir hierauf eine Kugel, die noch in einem in die dem Fenster gegenüberstehende Bretterwand eingeschlagenen Loche stekte, und hierauf ein ganz genau dieser Kugel entsprechendes, und durch eine der obern Spiegelglasscheiben des Fensters gleichsam wie gebohrtes oder platt abgeschnittenes Loch. Aus der Vergleichung dessen in der Wand, und dessen in der Fensterscheibe ließ sich sehr deutlich sehen, daß die Kugel nur zwey Zoll breit vor meinem Kopfe ab vorbeigefahren war. Ich bat indeß meinen Bedienten und den Stubenpuzer, diese Begebenheit zu verschweigen, und brauchte blos die Vorsicht, ihnen zu befehlen, daß inskünftige, sobald es dunkel würde, meine Fensterläden immer zugemacht würden. Hierauf zog ich mich an, und fuhr wieder zu meinen Kranken.

Als ich Abends nach Hause zurük kam, erzählte mir mein Bedienter, es wären den Tag während meiner Abwesenheit Polizeybediente in mein Zimmer gekommen, und hätten über den Vorfall ein Protokoll aufgenommen. Sie hatten aus der Richtung des Schusses den Schluß gemacht, daß er aus dem Fenster eines Entresols-Zimmers des in der Strasse gegenüberstehenden Hauses eines Kaufmannes gekommen, und auf mich abgezielt gewesen wäre.

Den folgenden Morgen fand sich abermals ein Polizeydiener bei mir ein, der von allen meinen erfahrnen Steinigungen und mir zugeschikten Drohbriefen unterrichtet war. Er forderte mir diese Briefe ab, und ich mußte sie ihm ausliefern. Auch um die Vergiftungsgeschichte wußte er, und ich

war neugierig zu erfahren, wodurch ihm diese von mir so sorgfältig verheelte Begebenheit bekannt geworden sey? Er sagte mir, man wisse es durch den Kammerdiener eines sehr vornehmen, und gegen die Prinzessin Lamballe feindselig gesinnten Hauses; mehr dürfe und könne er mir nicht sagen. Indeß kündigte er mir dabei an, daß ich inskünftige stets von Polizeyspionen umgeben seyn, und einen derselben immer hinten auf meinen Wagentritten haben würde. Ein Zeichen, woran Sie diese erkennen können, schloß er, ist Ihnen nöthig. Er gab mir dieses Zeichen, und begab sich hierauf weg.

Dieser auf mich geschehene Meuchelschuß machte in meiner Nachbarschaft grosses Aufsehen, und viele, die in mich als Arzt ihr Zutrauen gesezt hatten, bezeugten mir lebhaften Antheil an dem Vorfalle. Die Polizey ließ, ohne daß ich mich im Mindesten dabei regte, die genauesten Untersuchungen anstellen, den Meuchelmörder auszuspüren, um ihn einzuziehen, und bestrafen zu lassen.

Nach dieser mir unangenehmen Ruchbarwerdung der von mir erlittenen Verfolgung war es nun mir nicht weiter mehr möglich, sie zu verheimlichen; damit ich meinen Feinden die Freude darüber verdürbe, und meine für mich und mein Leben besorgten Patienten beruhigte. Was die Publicität, welche die vereitelten Anschläge erhalten hatten, auf jene für Eindruk gemacht habe, ist mir unbekannt geblieben; sehr unangenehm aber war es mir, daß ich von nun an meine Kranken nicht besuchen konnte, ohne immer unter Beobachtung und Begleitung der um mein Haus aufgestellten, und, so oft ich ausfuhr, auf meine Kutsche springenden Polizeyspione zu seyn.

Was mir aber am meisten dabei auf dem Herzen lag, war, daß die kranke Prinzessin nichts von den mir widerfahrnen Nachstellungen erfahren möchte. Ich fürchtete den Eindruk, den dies auf ihr Gemüth machen könnte, die alles ihr Vertrauen in mich gesezt hatte, und mich als den einzigen Arzt, der ihre Gesundheit herstellen könnte, betrachtete; ich bat daher alle um sie Befindlichen, sie nichts von diesen Vorfällen erfahren zu lassen. Ihr Schwiegervater, dem sie nicht hatten verborgen bleiben können, nahm den herzlichsten und großmü-

thigsten Antheil an mir. „Sie beweisen mir, sagte er bei dieser Gelegenheit zu mir, täglich und stündlich, daß man auch ausser unserm Glaubensbande ein rechtschaffener und menschenfreundlicher Mann seyn kann."

Uebrigens erfuhr ich, daß er den Polizeylieutenant kommen lassen, ihn, für meine Sicherheit doch alle mögliche Vorsorge zu tragen, eifrigst gebeten, und ihm zur Aufmunterung für seine Leute hundert und fünfzig Louisd'ors eingehändigt hatte.

Man verherlte demzufolge der Prinzessin das Geschehene; ihre Paroxysmen nahmen bis gegen das Ende des Novembers, genau wie ich es vorher verkündigt, ab, und die Freude darüber in ihrer Familie war sehr groß; als diese plözlich durch einen nun auch sie betreffenden meuchelmörderischen Anschlag gestört ward. Eines Tages ward ich, kurz nach ihrem Mittagsessen, an einem ihrer Krankheit freyen Tage aufgesucht, und mir gesagt: die Prinzessin läge nach einem heftigen Erbrechen, das von Krämpfen, Ohnmachten und Zukungen begleitet gewesen wäre, in den heftigsten Coliken da. Bei meinem Eintritte in ihr Zimmer fand ich sie so, wie man es mir gesagt hatte; ich fragte sogleich nach den Speisen, die sie den Mittag zu sich genommen; sie hätten, antwortete mir der Bediente, der ihr bei Tische aufgewartet, in einigen Löffeln Suppe, ein paar gekochten Hühnerflügeln, einem Stükchen Bärsch, einem kleinen Schnittchen kalten Kalbsbraten, einigen Löffeln voll einer leichten Omelette, ein paar piemontesischen Trüffeln und einer Weintraube, nebst dem ihr von mir verordneten Getränke und einer Schaale Kaffee bestanden. Unter diesen Speisen waren nun zwar die Trüffeln von mir durchaus untersagt gewesen; unterdeß hätte doch ihr Genuß einen solchen Zustand nicht hervorbringen können. Alle Symptome zeigten mir hier gleichfalls eine Vergiftung an; ich ließ der Kranken sogleich Alcali mit Mandelöl und leichte Fleischbrühe geben, und diese alle sechs bis zehn Minuten in kleinen Dosen wiederholen. Es brachte die erwünschte Wirkung hervor; das dadurch entstandene Ausbrechen einer schleimigt wässerigten Feuchtigkeit dauerte ganzer sechs Stunden, und wurde endlich nach einem erfolgten flokigen Stuhlgange gestillt; die Ohnmachten und Zukungen hörten auf. Doch blieben noch schneidende Schmerzen und

rukweise ansezende Krämpfe übrig; in diesem lezten Zustande blieb sie bei viertelstundenweise drängenden und ziemlich leicht abgehenden Stuhlgängen ganzer zehn Stunden lang; nach deren Verlauf sie in einen ruhig scheinenden Schlaf fiel. Ich verordnete einen alcalischen mit Gummi geschleimten Trank, und begab mich, nachdem ich anbefohlen hatte, daß man ihr bei ihrem Erwachen nichts Anders, als den im Trinken reichen sollte, weg.

Als ich sie den Morgen darauf wieder besuchte, wurde mir gesagt, die Patientin sey siebenmal in der Nacht erwacht; habe jedesmal einen mit einer kurzdauernden Kolik begleiteten Stuhlgang gehabt, und nichts anders, als einen Trank zu sich genommen. Aus diesem Zustande fiel sie wiederum jezt in einen ihrer vorigen Paroxysmen, der um die nämliche Minute wieder eintrat; ich verschrieb ihr schleimige alcalische Speisen, und einen mit alcalischem Gummi geschleimten Trank, sezte aber die bisher ihr für ihre Krankheit verordneten jezo aus.

Ich machte ihr den folgenden Tag Vorwürfe über die von ihr genossenen Trüffeln. Sie sagte mir, man habe sie ihr aus Turin zum Geschenke zugeschikt, da man gewußt, daß es eine ihrer Lieblingsspeisen sey. Ein paar kleine davon zu essen, hätte sie sich wohl für erlaubt gehalten, ich könne mich aber darauf verlassen, daß sie sich nie wieder einer solchen Unvorsichtigkeit schuldig machen würde. Ich bat sie, mir den Rest davon zuzustellen, und nahm die ganze Schachtel mit den darin befindlichen noch übrigen mit mir nach Hause.

Die Vergiftung wurde dem kupfernen Casserole zugeschrieben, in welchem die Omelette bereitet worden war; und in diesem guten Glauben ließ der Herzog von Penthievre sogleich sein ganzes Kupfergeschirr mit einem aus Eisenbleche vertauschen.

Einer meiner Freunde hatte einen Hund, der lange bei einem Hundedoctor Raude halber in der Cur gewesen war, und den er jezt seiner Unheilbarkeit wegen erschiessen oder ersäufen lassen wollte. Ich bat ihn mir zu einem Versuche eines von mir noch nicht genugsam gekannten Mittels aus, und gab ihm fünfe von den mir von der Prinzessin mitgegebenen Trüffeln zu fressen. Er verschlang sie begierigst, und fiel eine Stunde dar-

auf in ein heftiges Winseln und Zukungen; fünf Stunden darauf verrekte er in den scheußlichsten Krämpfen, blieb aber ganz unaufgeblasen; die übrigen Trüffeln wurden chymisch untersucht, wir konnten aber nichts entdeken. Ein aus ihnen abgezogenes grünschleimiges Wasser, das einen Knoblauchsgeruch hatte, wurde einer Kaze beigebracht; sie verfiel gleichfalls in Verzukungen und Krämpfe, warf vielen Schaum aus dem Munde, verrekte schleunig, und blieb unaufgeblasen; bei der Oeffnung dieser beiden Thiere ließ sich nichts anders, als eine Menge kleiner braungrünlichen Fleke, sowohl auf der innern Magenhaut, als auf den Häuten der Gedärme, bemerken.

Ich wollte der Prinzessin diese Versuche und ihre Resultate verbergen, und fragte sie nur, wie von ungefähr: von wem sie denn diese Trüffeln zugeschikt bekommen? Sie antwortete mir: allem Vermuthen nach wären sie von ihrer Schwägerin, der Prinzessin de Carignan, gekommen. Nachher fand sich aber, daß diese von einem solchen Geschenke gar nichts wußte; ich bat die Prinzessin, künftig doch ja von nichts, ihr als Geschenk Uebersandtes, zu geniessen, sondern alles lieber gleich in den Abtritt werfen, oder durch Feuer verzehren zu lassen. Sie glauben also, sagte sie zu mir, daß es der Genuß von ein paar kleinen Trüffeln sey, der mich in den schmerzlichen Zustand geworfen habe? Ich wich der Frage aus, und bat sie nur, sich genauer nach dem Uebersender zu erkundigen. Die Klugheit erfordere, daß man solche Beschenker kennen lerne, damit man sich vor ihnen hüten könne, und sich nie und nirgends mit ihnen an einerley Tische befinden möge. Ich verstehe Sie! antwortete sie mir; Sie meynen, man habe mich, da man meine Liebhaberey für die Trüffeln kennt, durch diese mir zugeschikten vergiften wollen? Sagen Sie mir Alles! Sagen Sie mir Alles! ... Nun denn, erwiederte ich; man glaubt in Ihrem Hause, wie bei Hofe, Sie wären durch die Kupfersäure einer schlecht verzinnten Casserole vergiftet worden. Seyn Sie versichert, daß dieß eine falsche Meynung ist, bei der man aber izt aus Klugheit die Leute lassen muß. Hüten Sie sich also künftig nur vor solchen freundschaftlichen Geschenken, und lassen unterdessen in der Stille Nachforschungen anstellen. Es geschah, wie ich sie gebeten hatte; allein jedes Nachforschen

blieb vergebens; die Prinzessin wurde durch dasselbe nur zu meinem grossen Mißvergnügen von den von mir erfahrenen Verfolgungen unterrichtet, und überzeugte sich, daß der Anschlag auf ihr Leben aus der nämlichen Quelle hergeflossen sey. Sie hütete sich indessen jezt mit der größten und gerechtesten Sorgfalt vor den Fallstriken der sie hassenden Hofparthey; verschwieg aber, auf meine Vorstellungen, die wahre Ursache ihrer Vergiftung ihren besten und vertrautesten Freunden.

Ihre Verdauung, die sich vor diesem grausamen Vorfalle, während meiner Behandlung ihrer Krankheit, aufs merklichste verbessert hatte, verschlimmerte sich nach dem besagten Vorfalle sogleich wieder, und ward langsamer: es stellten sich Krämpfe dabei ein; sie war von Schläfrigkeit und Blähungen begleitet, und der auf die Vergiftung gefolgte, von der Kranken sogenannte, Durchfall wurde vier- fünftägig abwechselnd; dieser Zustand dauerte ganzer sieben Wochen, und die Paroxysmen während dieser Zeit nahmen weder ab noch zu.

Aber acht Tage, nachdem die Kranke wieder zu ihrer alten Lebensordnung hatte greifen und ihre Pillen nehmen können, fiengen die Paroxysmen bei guter Verdauung und schleimigen Stuhlgängen wiederum an, regelmäßig ihre fünfzehn Minuten abzunehmen, und der lezte Zufall (die durch die Vergiftung aufgehaltenen sieben Wochen abgerechnet, wo die Paroxysmen weder ab- noch zugenommen hatten) bestand, wie ich es vorausgesagt, blos in einem viermaligen Gähnen; sie würde kaum dabei blaß, und ihre Krankheit hatte ihr Ende erreicht. Ich ließ die Patientin noch einige Tage lang mit den Pillen und der vorgeschriebenen Diät fortfahren; die lezte Spur der Verhärtung in der Zwölffingerdarmsgegend verschwand einige Wochen darauf mit den schleimigen Stuhlgängen; die Pillen und die Lebensverordnung wirkten nun nichts neues weiter, die gesunden Auswürfe bewiesen die gänzliche Herstellung.

Der mir unvergeßliche Tag der Hebung dieser Krankheit war mir einer der feyerlichst- ausgezeichnetsten meines Lebens; nie hatte ich eine grössere herzlichere Freude über eine Genesung gesehen; die Dank- und Achtungsbezeugungen, mit denen man mich in diesem Hause unter den herzlichsten Umarmungen überhäufte, rührten mich mehr, als aller Geldvor-

theil, den die Cur mir hätte bringen sollen: meine Neider und Feinde, rief ich bei mir aus, sind besiegt! Geduld und Rechtschaffenheit werden sie zulezt völlig beruhigen! Diese fröhlichen Hoffnungen sind indeß leider! nicht in Erfüllung gegangen.

Damit ich jedoch in diesem Siege das Meinige nach aufrichtigem Herzen beitrüge, bat ich die Prinzessin nunmehr vor allen Dingen, ihren alten Leibarzt, der sich während meiner Behandlung ihrer Krankheit hatte entfernen müssen, wieder rufen zu lassen, und in seine vorige Stelle einzusezen. Aber alle meine Bitten waren vergeblich. Verlangen Sie, sagte sie zu mir, alles, was Sie wollen, von mir, nur dieß nicht! ich fuhr fort darauf zu bestehen; sie brach in Thränen aus, und drang in mich, ihr einziger Leibarzt zu bleiben. Der Ihrige hat sich, sagte ich zu ihr, Hoffnung gemacht, daß seine beiden Söhne durch Ihre Vorsprache befördert werden würden .... Wohl, erwiederte sie schnell, ich will für sie sorgen; aber ihr Vater kann mein Zutrauen nie wieder erhalten. —

Am folgenden Tage ließ ihm die Prinzessin sagen, er möchte seine beiden Söhne ihr vorstellen; sie versprach ihm in meiner Gegenwart, allen ihren Einfluß für sie zu verwenden, und nachdem sie abgetreten waren, sagte sie zu mir: Sie, als hinführo mein einziger Leibarzt, sollen Zeuge von der Erfüllung meines Versprechens seyn! Sie hielt ihr Wort. Allein ich gewann dadurch nichts, und dieser Arzt, wenn er sich auch keine auffallenden Feindseligkeiten gegen mich verstattete, blieb dennoch immer mein Gegner, und that oft durch Sticheleyen Ausfälle auf meinen mir mit so vieler Sorge und Muth erworbenen ärztlichen Ruf.

Die Fürstin befand sich jezt, ausser daß sie noch eine überbleibende Muskelnschwäche merkte, munter, heiter und wohl; jene Schwäche wurde ihren so lange ausgestandenen heftigen Krämpfen, Zukungen und Muskelerschütterungen zugeschrieben; ich hingegen vermuthete, daß sie aus einem Ansaze einer geronnenen Substanz in dem Zellengewebe der Muskelfibern herstammte, den ich der sich öfter zeigenden Schwinden wegen für ein Ueberbleibsel der zurükgetriebenen Grindschärfe hielt; das sicherste Mittel dagegen, dachte ich demnach, würden wohl Seebäder seyn. Ein damals von den Schlendrians-

ärzten in Frankreich ausgebreitetes Vorurtheil: diese Bäder könnten blos in Zufällen von Hirnwuth und in den aus dem Bisse toller Hunde herrührenden mit Nuzen angewendet werden, flößte der Prinzessin eine starke Abgeneigtheit gegen den Gebrauch derselben ein; aus Furcht, wenn sie sich zu einem solchen nur für diese Gattungen von Uebeln bisher anwendbar geglaubten Mittel entschlösse, in den Augen der Spottvögel bei Hofe lächerlich und ein Gegenstand ihrer höhnischen Scherzreden zu werden, bat sie mich inständigst, doch auf ein anderes für sie bedacht zu seyn. Ich wendete daher Schwefelleberbäder an, die aber ohne Wirkung blieben. Zugleich indeß unterhielt ich diejenigen bei Hofe, die ihr Vertrauen in mich gesezt hatten, von der unausbleiblichen Wirksamkeit des von mir vorgeschlagenen Seebädermittels, und machte das obengedachte Schlendriansvorurtheil nach bestem Vermögen lächerlich. Wirklich hatte ich auch die Freude, es in wenigen Monaten so ganz aus den Köpfen der Leute verschwunden zu sehen, daß nun überall der Prinzessin Vorwürfe darüber gemacht wurden, nicht schleunig nach meinen Mitteln gegriffen zu haben, und sie wurde dadurch nun zu dem Entschlusse gebracht, es in dem darauf folgenden Jahre nach meiner Verordnung wirklich zu gebrauchen.

Weil es aber in Frankreich nirgends Einrichtungen und Anstalten zu solchen Seebädern giebt, schlug ich ihr die kleine Seestadt Brighton in England vor, und das Ende des Junius 1787 wurde zur Abreise dahin von ihr bestimmt.

Drei Tage vor der angesezten Abreise reichte ich der Prinzessin ein Empfehlungsschreiben an den englischen diesen Seebädern vorstehenden Arzt ein, indem ich ihm meine Ansicht der Sache auseinandersezte, und mich unter andern noch folgender dabei darin geschriebenen Zeilen erinnere:

„Es ist möglich, daß, nach meiner Kenntniß von der Lei„besbeschaffenheit der Prinzessin und den Ursachen ihrer jezt „gehobenen Hauptkrankheit, nach einigen Tagen des Gebrauchs „der Seebäder ein Fieber und starke Hautausdünstungen ein„treten werden; da aber dergleichen Zufälle durchaus nichts, „als eine Hülfe seyn können, wodurch die Natur bei ihr einen „von mir gewünschten Ausschlag vorbereiten und bewerkstelli-

„gen wird, der die schnelle Hebung ihrer Muskelschwäche zur „Folge haben muß, so würden gelinde, Schweiß befördernde, „Tränke bei dem Genusse weniger und sehr leicht verdaulicher „Speisen alles seyn, was in solchem Falle verordnet werden „müßte."

Diese meine Zeilen aber hatten die Prinzessin in solchen Schrekken gesezt, daß sie dem Herzoge von Orleans, ihrem Schwager, mit Thränen in den Augen erklärt hatte, sie könnte sich, ohne meine Gegenwart dabei, nicht entschliessen, Mittel anzuwenden, die Fieber, heftige Ausdünstungen und einen Hautausschlag zuwege bringen könnten. Der Herzog kam des Abends darauf zu mir, und bat mich selber, seine Schwiegerin mit nach Engelland zu begleiten, sie dort nach meiner nun einmaligen Kenntniß ihrer Leibesbeschaffenheit zu besorgen. Dieser Vorschlag war mir nicht angenehm, als Oberleibarzt des Orleannischen Hauses glaubte ich mich daher durch Vorwendung dessen, was der Gesundheit des Herzogs oder der seiner Gemahlin und Kinder unterdessen zustossen könnte, davon los zu machen; der Herzog schnitt mir aber sogleich diese Einwendung dadurch ab, daß er mir sagte: durch einen in solchem Falle an Sie erlassenen Kurier könnten wir Sie in zwey, höchstens in vier Tagen wieder zurük und hier sehen, übrigens haben Sie ja noch drei Gehülfen, nennen Sie uns den darunter, dem wir uns bei einem unerwarteten Vorfalle anvertrauen können. Noch schüzte ich meine andern von mir besorgten Patienten vor, allein auch dieß fand keinen Eingang: der Herzog sagte mir, ich müßte sie seiner guten Schwester zu Liebe unterdeß der Pflege anderer überlassen; die Prinzessin, schloß er, weiß sehr wohl, daß Ihnen eine solche Abwesenheit beträchtlich Ihren Verdienst als Arzt schmälern kann, allein sie bestimmt Ihnen zwanzigtausend Livres zur Entschädigung. Ums Geld, erwiederte ich dem Herzoge, ist es mir nicht zu thun, aber an meiner Pflicht und Gewissensruhe hierbei liegt mir Alles; bedenken Sie, Prinz, ob diejenigen, die sich hier meiner Sorge anvertraut haben, nicht das allergrößte Recht haben würden, auf mich unwillig zu werden, und zu schreyen, wenn ich ohne ihre Einwilligung so plözlich mit einer nicht mehr gefährlich kranken Patientin mich nach Engelland begäbe?

Diese Vorstellung kam dem Herzoge denn doch ernsthafter vor. Nun, sagte er, so muß denn meine Schwester sichs gefallen lassen, mit ihrer Schwäche fortzuleben, ich fühle selbst, daß sie Unrecht hat, ein solches Opfer von Ihnen, und das noch dazu so unmittelbar und plözlich vor dem Augenblik ihrer Abreise, zu verlangen: ich will es ihr sagen, sehe sie aber schon im voraus darüber in Thränen zerfliessen. Das Ende vom Liede wird seyn, daß sie die Reise nicht machen wird. — Das wird mir sehr leid thun! sagte ich, und schied mit dieser Antwort von dem Herzoge.

Den darauf folgenden Tag ließ mir die Kammerfrau der Prinzessin sagen, ihre Herrschaft habe die ganze Nacht kein Auge zugethan, und, ohne daß man wußte warum, sie in lauter Thränen und Seufzern zugebracht. Ich machte ihr sogleich darauf einen Besuch, sie, wo möglich, auf andere Gedanken zu bringen, und zu sehen, ob ich ihr nicht einiges Zutrauen in den englischen Badearzt einflössen könnte, aber alle meine Bemühungen deßhalb waren vergebens. Nein! rief sie weinend, es ist mir nicht möglich, fernerhin etwas von einem andern Arzte, als von Ihnen, zu nehmen: von Ihnen besorgt, will ich lieber so mit meiner zwar unangenehmen, aber nie schmerzlichen Schwäche fortleben. Ich beklagte mich gegen sie, daß sie mich nicht früher von dieser ihrer allen andern ärztlichen Beistand ausschliessenden Gesinnung unterrichtet hätte: ach, sagte sie, ich befürchtete, was ich iezt auch erfahre, eine abschlägige Antwort von Ihnen, und glaubte nur zulezt erst, daß vielleicht die Verwendung meines Schwagers für mich noch von einigem Eindruk auf Ihre Strenge seyn könnte. Ich erwiederte ihr: sie habe sich darin in mir geirrt, eine solche Verwendung könnte wohl dem Stolze schmeicheln, eines solchen Antriebes bedürfte es bei mir aber nicht, der nie eine gerechte, erfüllbare Bitte irgend jemand abschlagen würde. Wenn das ist, so — fuhr sie fort, und wollte sich nun aufs Bitten legen, allein ich unterbrach sie im Reden, und sagte ihr, daß es für diesen Augenblik zu spät käme. Indeß, ihr Vertrauen und ihre Betrübniß rührten mich zu sehr, als daß ich nicht alles Mögliche hätte anwenden sollen, mich ihren Wünschen zu fügen. Ich bat sie also, ruhig abzureisen: ich müßte

noch einige Tage in Paris bleiben, wollte mich aber sogleich vorbereiten, so bald es nur thunlich, und ich, ohne mich einer Ungerechtigkeit gegen meine andern Patienten schuldig zu machen, abreisen könnte, ihr nach Brighton nachzufolgen. Mit diesen Worten verließ ich sie, ohne ihr Zeit zu lassen, sich in Dankworte auszuströmen.

Sie reisete daher den folgenden Tag ab, und sagte mir: daß sie in Calais auf mich warten würde, mich mit ihr nach Engelland einzuschiffen, denn ohne mich wolle sie den brittischen Boden nicht betreten. Die Königin, fügte sie hinzu, wird Ihnen einen ihrer, mit ihrem Wappen bemahlten, Reisewagen dazu geben, und ich habe den Befehl mit, die Postpferde für Sie in Bereitschaft halten zu lassen, damit Sie aufs möglichste schnell befördert werden mögen.

Drei Tage darauf war ich in Calais, zwei andere Tage darauf schiften wir uns zusammen ein, und ein sehr günstiger Wind brachte uns innerhalb drei Stunden nach Dower. Am folgenden Abend waren wir bereits in London, und begaben uns zwölf Tage darauf von dort nach Brighton.

Nach dem Gebrauche von dreizehn alle Tage genommenen Seebädern und der Wirkung der Wellenstöße trat das von mir angemeldete Fieber ein, mit einer starken am folgenden Tage sich ereignenden Ausdünstung; dieser Zustand dauerte bei gelinden Schweiß befördernden Tränken ganzer fünf Tage lang; am sechsten brach ein rother frieselartiger Ausschlag an ihrem ganzen Leibe aus, das Fieber fiel hierauf gänzlich, und machte einem drei Tage lang dauernden, sehr unangenehm riechenden, Schweisse Plaz, der Ausschlag wurde hierauf schuppicht, und fiel in fünf Tagen gänzlich ab; ich verschrieb ihr einen gelinden Abführungstrank, der dreimal jeden dritten Tag wiederholt wurde, und die Prinzessin, die vorher, wenn sie nur ein hundert Schritte machte, in die höchste Ermattung sank, gieng nunmehr drei Tage nach dieser gänzlichen Vollendung der Cur eine ganze Stunde Weges, ohne grosse Müdigkeit zu empfinden, zu Fusse; die Seebäder wurden noch fortgebraucht, aber die erschütternden Douchen der Wellen ausgesezt, und die Prinzessin befand sich sechs Wochen nachher so muskelstark, als sie sich ihrer Aussage nach vorher noch nie in ihrem Leben befunden hatte.

Während dieser Zeit hatte die Hofparthey, von der geredet worden ist, sich neue Mühe gegeben, die Prinzessin von ihrer Oberhofmeisterinstelle zu verdrängen, und, um zu ihrem Zweke zu gelangen, die von ihr erdichtete Neuigkeit ausgesprengt: die Prinzessin gienge öffentlich mit mir wie mit ihrem Vermählten um, sezte dabei alle Achtung für ihren Stand und Würde aus den Augen, und machte den ganzen französischen Hof durch eine solche Aufführung bei den Engelländern verächtlich. Die Prinzessin, deren Dankbarkeit mich allerdings als ihren besten Freund behandelte, konnte sich eine ihrem Betragen gegebene, so verhaßte Wendung nicht träumen lassen, und ich, ihr Arzt, noch weniger; allein dieser neue schöne Schwung der Hofintrigue wurde mir durch einen mir sehr zugethanen Kammerdiener des Königs nach Brighton geschrieben, und der Oberleibarzt des Königs ließ mir mündlich durch seinen Freund, der mir jenen Brief überbrachte, sie gleichfalls ins Ohr raunen. Man hatte sich zwar wohl gehütet, gegen die Königin mit dieser Verläumdung aufzutreten, aber sie dem allein an dem verderbten Hofe die Sitten noch liebenden guten Ludwig XVI. einzuflüstern gewagt. Ich verbarg die mir gewordene Nachricht der Prinzessin, damit ich sie nicht voreilig kränken möchte, und nahm mir blos vor, es sie den Tag vor ihrer Abreise von Brighton wissen zu lassen.

Wenige Tage indessen vorher kam mir ein Brief darinnen zuvor, den die Prinzessin selber von der Königin erhielt. „Mein „Herz," schrieb diese ihr, „Sie können sich leicht vorstellen, „mit welcher Freude ich vernommen habe, daß die Schwäche, „deren Hebung noch zu völliger Herstellung Ihrer Gesundheit „erforderlich war, nach dem Gebrauche der Douchen so schnell „verschwunden ist; die Furcht, die Sie davor empfanden, „kann also nun nicht mehr die Gegenwart Ihres Arztes er„forderlich machen, die Abwesenheit desselben ist für die Vie„len, die hier ihr Vertrauen in ihn gesezt haben, ein wahrer „Gegenstand von Betrübniß; ich zweifle also nicht, Sie wer„den ihn ungesäumt wieder von Brighton zu uns nach Paris „abgehen lassen; überdem ist der König entschlossen, ihn durch „eine specielle Ordre wieder zurükzuberufen; ich habe einen „Aufschub seines Vorsazes deshalb noch bewirkt, indem ich

„Ihnen diesen Brief zu schreiben versprochen, und hoffe, be-
„sonderer Ursachen halber, daß seine Zurükkunft selber die
„Antwort darauf seyn wird."

Die Prinzessin händigte mir diesen Brief ein, den ich so-
gleich abschrieb, und ihn ihr mit dem vom Kammerdiener des
Königs erhaltenen zurük gab. Man kann sich ihren Unwillen
dabei vorstellen; ich sehe wohl, rief sie aus, indem sie ihn las,
daß man auch mich gern zu einer Undankbaren machen möchte!
Aber nein! Alles sollen die Schlangenzungen eher bewundern,
als dieß! Wem in aller Welt könnte ich mehr öffentliche Ach-
tung und Freundschaftsbezeugungen als demjenigen schuldig
seyn, der mich so sorgfältig als wunderbar aus der gräßlich-
sten Krankheit gerissen und vom Grabe errettet hat? Keine
Verläumdung soll je dies Pflichtgefühl in mir schwächen, und
kein König auf Erden die Macht haben, mir den öffentlichen
Ausdruk dieser meiner Gesinnungen zu untersagen. Mein
Herr, schloß sie, man hat mich schon lange mündlich und
schriftlich verläumdet; Eine Verläumdung mehr kann, nach so
vielen andern, die ich erfahren, mir sehr gleichgültig seyn,
und blos meine Verachtung verdienen; bleiben Sie nur mein
Arzt und mein Freund, ich werde mich stets als die dankbarste
Freundin gegen Sie beweisen. Sie haben bisher nichts, als
meine leiblichen Schwachheiten und Gebrechen gekannt, allein
ich hoffe Ihnen mit der festesten Gemüthsstärke von nun an
mein gegen Sie unveränderlich erkenntliches Herz zu zeigen. —

Prinzessin! erwiederte ich ihr, Sie können sich natürlicher-
weise vorstellen, daß diese Hinterrüksverläumdung mich nicht
sowohl meinet- als Ihrentwegen äusserst unwillig machen muß.
Ich kenne die Pariser Lästermäuler schon längst, es kann in
ihre Herzen nicht kommen, daß es Männer in der Welt gebe,
die irgend anders, als aus selbstsüchtigen Absichten an dem
Schiksale eines Frauenzimmers Antheil nehmen können; sie
richten die ganze Welt nach ihren eigenen verdorbenen Sitten
und ihren schändlichen Gesinnungen; ihre tägliche Lehre ist,
daß man junge Weiber nur aus Wollust absichtlich besuchen,
und mit älteren Umgang nur unterhalten kann, um ihren Ein-
fluß zu Beförderungen oder Verschleyerung von Liebesverständ-
nissen zu benuzen; hundertmal haben meine Ohren solche

Grundsäze aus ihrem Munde vernommen; andere Quellen von Antheil, Mitleid, Hülfeeifer kennen sie nicht; Rechtschaffenheit und Tugend sind ihnen lächerliche Hirngespinste; eben so wenig als hiervon, wissen sie von Dankbarkeit; ihrer Ansicht nach kann der Arzt bloß durch einen Beutel mit Geld belohnt werden; die meisten dieser Lästerritter, die von mir als Arzt behandelt worden sind, haben es so mit mir gehalten, also ist der Schluß ihnen ganz natürlich, daß ein junges Frauenzimmer, die gegen ihren Arzt sich zu einer noch andern Art von Dankbarkeit bekennt, nicht anders als in ihn verliebt seyn könne. Der häufige Undank, den ich in Paris erfahren habe, hat mich Ihre seltene Empfindung, Prinzessin, nur doppelt schäzen gelehrt; und ich fühle sie so lebhaft, daß ich mich vielmehr selber für Ihren Schuldner betrachte, als Sie für meine Schuldnerin halten sollte.

Nach dieser meiner Antwort überlegten wir den Brief der Königin näher zusammen. Allerdings könnte er mir, sagte ich zur Prinzessin, wenn ich ihn nur obenhin betrachtete, für mich sehr schmeichelhaft scheinen. Allein was den Punkt betrift, den er abseiten des Königs enthält, so kann der mir nicht anders als höchst mißfällig seyn. Erlauben Sie mir zu sagen, daß der König sich in seiner Macht hier vergißt. Sie wissen, ich bin kein Franzose. Der König kann keinen Fremden durch Befehl in sein Reich zurükberufen; das Einzige, was er sich mit Recht oder Unrecht in einem bestimmten Falle erlauben könnte, wäre, den Fremdling aus Frankreich zu verbannen; diese Mühe aber soll er nicht nöthig haben; ich bin jezt in England, und bin entschlossen, seiner Drohung wegen, nun hier zu bleiben. Sie, Prinzessin, will ich indeß, bis Sie wieder an der französischen Küste landen werden, begleiten, und sollten Sie ferner, wider mein Wünschen, in Frankreich meines Rathes nöthig haben, so dürfen Sie mich nur unter königlicher Erlaubniß berufen lassen .... Die Prinzessin wußte es, daß man mir in England viele Anträge gethan hatte, mit in Frankreich nicht zu erwartenden Vortheilen dort zu bleiben, mein ihr mitgetheilter Entschluß machte sie aufs äusserste bestürzt, und sie fieng an, ihn mit den lebhaftesten Bitten zu bestürmen. Es ist, sagte ich, alles umsonst. Schreiben Sie der Königin unver-

fühlt, was ich Ihnen hier gesagt habe. Dieß geschah: die Prinzessin berichtete meine Worte, und begleitete sie mit dem stärksten Bedauern, daß man mich verlöhre; ihr ganzer Brief floß von den heftigsten Verwünschungen der dort so schändlich verläumderischen Hofparthey über.

Dieser Brief that seine völlige Wirkung. Der gute, aber leichtgläubige, König, dessen Gerechtigkeitsliebe nur durch die ihm von der Höflingslist gelegten Schlingen überrascht werden konnte, wurde dadurch zu Erkenntniß des von ihm begangenen Fehlers gebracht und schrieb der Prinzessin folgende Zeilen unter den Brief, den sie von der Königin als Antwort auf den ihrigen erhielt.

„Vergeben Sie mir, geliebte Cousine, ich bin hintergangen „worden, man hat mich unter den wahrscheinlichsten Vorspieg„lungen an eine Verläumdung glauben gemacht. Seyn Sie „aber ruhig. Die hinterlistigen Verläumder sollen mich nicht „wieder irren. Ihr Arzt hat Recht, sich beleidigt gefühlt zu „haben; ich hatte an den Umstand, daß er ein Fremder ist, „nicht gedacht; ich weiß, was ich ihm daher schuldig bin, und „was seine Wissenschaft und grosser Ruf von mir verlangt. „Der König hat sich einen Augenblik vergessen: Sie werden „indeß hoffentlich, liebe Cousine, leicht Vergebung für mich „erhalten. Sagen Sie diesem mit Recht beleidigten Manne, „daß es mich äusserst schmerzen würde, wenn er mit allzu „grosser Uebereilung seinen Entschluß unwiderruflich gemacht „hätte. Sie, liebste Cousine, werden, ich zweifle nicht daran „Ihre von ihm geliebte Macht mit Eifer anwenden, mei„nen Frieden mit ihm zu machen, und ihn wieder mit sich „nach Paris zurükzubringen. Ich und meine Frau rechnen, „wie bisher, im Nothfalle mit größtem Vertrauen auf seinen „Rath und Beistand."

Daß ich die englischen Hospitäler nicht nur in London, sondern auch in verschiedenen Provinzen dieses berühmten Landes, bei der jezigen Gelegenheit untersuchen wollte, um Vergleichungen zwischen ihnen und denen, die ich zu meinem Unterricht anderswo bereits geprüft hatte, anzustellen, war bei mir unwiderruflicher Vorsaz. Die Prinzessin indeß, welche dieß meiner Seits vielleicht nur als einen Vorwand be-

trachtete, zurükzubleiben und am Ende doch in Engelland mich festzusezen, entschloß sich, diese Reise in den englischen Provinzen mit mir zu machen; nach deren Vollendung ich (und ich muß es sagen, blos aus Pflichttrieb meines einmal bei dem Orleanischen Hause übernommenen medicinischen Amtes) mit ihr wieder nach Frankreich zurükkehrte. Dieser mein unveränderter Entschluß wurde natürlicher Weise der darüber erfreuten Prinzessin zum Verdienste angerechnet; mir selber gaben die Königin und der König im Beyseyn der Prinzessin und anderer der Ersten des Hofes, die ausgezeichnetsten Beweise ihrer Achtung. Die herrschsüchtige Hofbande wurde dadurch zum zweitenmale zu Schanden gemacht, und ich sah, wie natürlich, damals diese Begebenheit für etwas nicht Unwichtiges in meinem Lebenslaufe an.

Die Prinzessin war dem falschen Hofleben so gram geworden, daß sie mir oftmals das Vorhaben mittheilte, in dem sie sey, freie Landgüter durch Ersparung von ihrem Stellertrage und dem ihr ausgesezten Wittwengehalte zu kaufen, damit sie sich dann so schnell als möglich vom Hofe zurükziehen könnte. „Ich will dann, sagte sie oft zu mir, meine Tage, so glüklich wie Sie, mit Pflegung der Kranken und Nothdürftigen hinbringen."

Dieser Vorsaz beschäftigte ihre ganze Seele so sehr, daß sie mir vorschlug, ihr die mir zur Reise-Entschädigung bestimmten vier und zwanzig tausend Livres für die schnellere Erreichung ihres Plans nachzulassen; welches ihr von mir, so wohlthätige Absichten zu unterstüzen, auch sogleich willig zugestanden ward. Sie kaufte auch wirklich zwei Güter, die kurz vor ihrem Ende bezahlt worden sind.

Sie hatte mir versprochen, die Zinsen dieses Kapitals zu dem Ganzen zu schlagen; der Tag, wo ich die Summe erheben sollte, war auf das Ende Augusts 1792 unwiderruflich angesezt, als sie am 12ten desselben, mit den vielen andern unschuldigen Schlachtopfern der Gefängnisse, von den Septembermördern hingefleischt wurde; das nach ihrem Tode dem Carignanschen Hause zurükgegebene Vermögen enthält, bis auf diese Stunde, meine ihr im Vertrauen gelassene Summe.

Die gute Prinzessin hatte während ihrer Wiederherstellung

durch den Apotheker erfahren, daß ich jährlich die den Armen von mir verordneten Mittel aus meinem Beutel bezahlte; sie befahl ihm, um mit zu diesem der Dürftigkeit erzeigten Dienste beizutragen, ihr fortan am Neujahr die Hälfte dieser Posten in Rechnung zu bringen. Ich erfuhr diese ihre Wohlthätigkeitshandlung erst durch die That, nach ihrer schreklichen Hinrichtung.

Sie war eine herzliche Freundinn aller derer, die die Völker erdrükenden Mißbräuche in der Staatsverwaltung gern abgestellt und ihre schuldigen Urheber gesezlich bestraft sehen wollten; die Könige Frankreichs, sagte sie in vertrauten Unterhaltungen, können durch Einschränkungen ihrer Willensmacht vermittelst der Geseze, nicht anders als beliebt und selber glüklicher werden; ein König, in dessen Nahmen nur Gerechtigkeit geübt und nichts Böses gethan wird, hat nichts für sich und die Seinigen zu befürchten; das ganze Volk wird ihm eine Leibwache; auch hat unser König mir diese in Rüksicht auf meinen Schwiegerbruder, als seine eigene Gesinnung anvertraut. Er selber hat keinen lebhafteren Wunsch als eine solche Einschränkung aber er muß ihn, um seiner eigenen Sicherheit willen, vor der Königin und seinen nicht mit ihm gleichgesinnten Brüdern verbergen.

Die Gesundheit dieser unglüklichen Frau gelangte bis zum Anfange des von der nachher Landflüchtig gewordenen Hofparthey erregten Aufstandes, wirklich auf einen hohen Grad des Wohlbefindens. Späterhin verfiel sie indeß bei dem unablässigen Geläute der Sturmgloken und dem in der getümmelvollen Stadt so oft erschallenden Aufrufe zu den Waffen, nicht selten in Zukungen, die sie bisweilen für einen Rükfall in ihre Krankheit ansah; allein meine Versicherungen der Unmöglichkeit eines solchen Rükfalls, und wiederholte Dosen von spiritus nitri dulcis stillten diese Zukungen bald: sie zu beruhigen, brachte ich die beyden stürmischen Nächte, in denen jeder Schlaf unmöglich war, vom 12ten bis 14ten Juli bei ihr und ihren Kammerfrauen zu. Ach, rief sie mir oft zu, die herrschsüchtigen Hofbösewichter werden den besten Mann, unsern König, noch in Lebensgefahr stürzen! Nur Er allein, nur Er ist zu beklagen! Er will alles Rechtmäßige, was von ihm ver-

langt wird, nur darf er es, um der Sicherheit seines Lebens willen, nicht aufrichtig und öffentlich erklären. Als wir die Nachricht von der Zerstörung der Hofbande hörten, überließ sie sich der lebhaftesten Freude, die aber bald durch die Wendung, welche nachher alle Begebenheiten bei der Einnahme der Bastille nahmen, aufs grausamste wieder gestört wurde.

Ihre Gesundheit indeß, obbenannte seltenere Zukungen abgerechnet, erlaubte es ihr, die Verrichtungen ihrer Hofmeisterstelle wieder zu übernehmen. Kurz vor dem am 6ten Oktober von den heimlich zurükgebliebenen Ausgewanderten begünstigten Volksaufstande, und der dadurch bewirkten Verpflanzung des Hofes von Versailles nach Paris, (damit der König durch Schreken zur Flucht gezwungen, und seiner Neigung, eine eingeschränkte Staatsverfassung zu bewilligen, zuvorgekommen würde) verlangte die Königin von ihr, daß sie an ihren Schwiegerbruder einen Brief schreiben, und ihm melden sollte: er könne seiner Verbrechen wegen nicht von ihr gesehen werden. Sie weigerte sich dessen, ihrer Schwiegerin und ihrer Bruderkinder wegen; die Königin aber bestand mit Festigkeit darauf, und es fielen bei dieser Gelegenheit zwischen ihr und der Prinzessin ziemlich unangenehme Scenen vor. Diese vertraute mir den ihr widerfahrenen sehr bittern Verdruß. Ich stellte ihr vor, dies wäre die erwünschteste Gelegenheit, ihren längst gefaßten Entschluß nun auszuführen, und den von Stunde zu Stunde immer mehr in Irrwege sich stürzenden Hof gänzlich zu verlassen. Das sind, antwortete sie, allerdings auch meine Gedanken; allein mein Schwiegervater, von dem mein ganzes Schiksal abhängt, will durchaus nichts davon hören und widersezt sich der Ausführung meines geliebtesten Wunsches. Sie gab mir darauf einen von ihm erhaltenen Brief hin, worüber sie mich ersuchte, sie am folgenden Morgen schriftlich meine Meinung wissen zu lassen, und ihr meinen Rath zu ertheilen. Dieser Brief enthielt unter andern folgende Stelle, die ich sogleich mir daraus abschrieb und aufbehalten habe.

„Nein, meine geliebte Schwiegertochter, mein Herz kann „Ihren mir anvertrauten Vorsaz nicht billigen. Die Köni-

„gin ist jezt von Sorge und Kummer umgeben; so mißver„gnügt Sie auch immer mit ihr seyn mögen, ist dieses doch „der Augenblik nicht, wo Sie sie verlassen könnten. Ihr „Schritt würde nicht nur gemisbilligt, sondern aufs lieblo„seste beafterredet werden, und mir die wenigen Tage, die „mir der Himmel vielleicht noch schenket, aufs schmerzhaf„teste verbittern; sie werden also, nicht meinem Befehle, „aber meiner väterlichen Bitte Gehör geben, und den von der „Königin vielleicht mit Unrecht verlangten, aber in unserem „Zustand verzeihlichen, und für Sie, meine liebe Tochter, „ganz unschädlichen Brief schreiben; ich erwarte die Erfül„lung meiner Bitte von Ihnen u. s. w.

Am folgenden Tage gab ich der Prinzessin nebst dem Briefe des Herzogs von Penthievre meine schriftlich darüber aufgesezte Meinung und den Rath, den sie verlangt hatte. Ich wollte, daß sie ihren in seiner Andacht sehr ängstlichen Schwiegervater von der Seite des Gewissens fassen, und die Vorwürfe, die sie sich bei Schreibung eines Briefes, der wider ihre Ueberzeugung liefe, würde machen müssen, bei ihm geltend machen sollte; allein auch dies blieb ohne Wirkung; der Herzog bestand auf seinem Sinn und sagte zu ihr: er wollte denn Gott in solchem Falle für sich, für die Königin und für sie um Vergebung, wegen dieser der schwachen Menschheit sehr verzeihlichen Sünde, bitten.

Sie sehen also, sagte die Prinzessin wehmüthig darauf zu mir, daß ich leider gezwungen bin, den immer mehr auf den Hof fallenden Volkshaß zu theilen. Sie bat mich mit Thränen, den Herzog von Orleans heimlich von der Beschaffenheit des Zwanges, der ihr diesen Brief an ihn abdränge, zu unterrichten. Ich that es. Er trug mir auf, seiner Schwiegerin zu sagen, daß sie, ohne sich im mindesten zu kränken, mit größter Ruhe, der „Oestreicherinn" ihren Willen thun sollte. Ich und meine Schwiegerin, sezte er hinzu, brauchen uns nicht öffentlich zu sehen, unser gutes Einverständniß zu unterhalten. Sie würde sogar sehr unklug daran handeln, wenn sie ihre Stelle verlassen wollte, und durch ihren Abtritt unsern Feinden nur grössern Einfluß einräumte. Nein, schloß er mit Hize, Sie müssen bleiben; in Kurzem werden

wir, bei freieren und für das Ganze glüklicheren Tagen, uns in ungestörter Zufriedenheit wiedersehen! Der Herzog täuschte sich; jene listige Hofparthei hatte ihre Falle zu gut gelegt, und einige der abgesagtesten Feinde des Hofes in der konstituirenden Versammlung, waren von ihr entweder so hinter das Licht geführt, oder auch durch Geld bestochen worden, daß jener entscheidende Tag nothwendig herbei geführt werden mußte.

Die Prinzessin schrieb also den ihr von der Königin aufgedrungenen Brief, und blieb, wie es alle von ihr verlangten, in ihrer Oberhofmeisterstelle. Der Brief war sehr beleidigend für den Herzog und erbitterte ihn nur noch mehr gegen die Königin. Die Prinzessin mußte dabei die sehr unangenehme Rolle spielen, gegen ihren Schwiegerbruder äusserst aufgebracht zu scheinen. Sie brach oft gegen mich in die lebhaftesten Klagen über diese ihr so mißfälligen Ränke des Hofes, der eine Werkstätte alles Bösen sey, aus, und theilte mir, weil sie sich auf meine Verschwiegenheit verlassen konnte, Alles mit, was von den Anschlägen der Bande gegen die beabsichtigte Einschränkung der königlichen Gewalt zu ihrer Wissenschaft kam; damit ich, wie ich es gut befinden würde, den vortheilhaftesten Gebrauch für die Freunde der Freiheit davon machen könnte.

Der Herzog von Orleans ward endlich durch die feindliche Gesinnung des Hofes gegen ihn, wie man weiß, bewogen, von dem Könige den Auftrag einer politischen Sendung nach London zu übernehmen, und reisete mit der Hofnung, nun endlich in Allem, was in Paris vorgienge, für völlig fremd gehalten zu werden, freudigst und schleunigst dahin ab; allein auch diese Hofnung täuschte ihn. Einige Wochen darauf sagte mir die Prinzessin, wie sehr sie darüber betrübt und erbittert sey, zu sehen, daß man ihren Schwiegerbruder nur hintergienge. — Er glaubt, sagte sie, durch diese Fügsamkeit in den Willen des Königs, das Glük seiner Kinder zu beschaffen; und verschleudert in Engelland einen Theil seines Vermögens, indeß seinem ganzen Auftrage dort durch einen heimlichen Abgesandten entgegen gearbeitet ward, und die Königin ihn hier täglich als einen politischen DonQuixote öffentlich verspottet. Sie quälte sich ohne Unterlaß mit diesem Aerger, und dem Verlangen, dem Herzog von dem, was hinter seinem Rüken gesponnen wurde, Nachricht in die Hände zu spielen. Nicht lange nachher schrieb dieser mir, daß er meiner Gegenwart als Arzt dort für seine gestörte Gesundheit bedürfe; die Prinzessin gab mir einen Brief an ihn mit, indem sie ihn bat, mir in allem völliges Vertrauen zu schenken, was ich ihm in ihrem Nahmen mündlich von der Beschaffenheit der Zeitläufte überbringen und eröffnen würde. Zwei Monate darauf kehrte ich nach Paris zurük, und fand die Prinzessin, troz alles Kummers, den ihr der Gang der öffentlichen Angelegenheiten machte, dennoch in einem sehr guten Gesundheitszustande.

In diesem erhielt sie sich auch, bis an die so thörigterweise unternommene Flucht des Königs und seiner Familie; ich muß-

te es, so wie viele andere Personen in Paris, mehrere Tage vorher, ehe sie geschah, daß diese hohe Thorheit vor sich gehen sollte. Mirabeau lebte nicht mehr; den von ihm beabsichteten Plan, die Macht des Königs wieder zu befestigen, wollten verschiedene ander minder kraftvolle Köpfe ausführen helfen, er schlug aber durch das Anhalten und die Zurükführung des Königs nach Paris fehl, und legte, vermittelst der Verachtung, in die es ihn vollends stürzte, den hauptsächlichen Grund zu seinem nachmaligen Sturze. Die Prinzessin, der ich diese Flucht mehrere Tage vorher sagte, wollte nicht daran glauben; sie sagte mir, wie ihr der König selbst eröfnet, daß er sich mit der Königin zum Abendmahlgenuß vorbereiten, und daher einige Tage sich in die Stille und Einsamkeit zurükziehen wollte. Wüßte ich dieses nur von der Königin, sezte sie hinzu, so könnte ich vielleicht daran zweifeln; allein der König ist nicht falsch, er würde mich in der aus einem solchen Schritte entspringenden Gefahr nicht zurüklassen, es kann also nicht wahr seyn; noch einmal! schloß sie, der König ist nicht falsch! und in diesem guten Glauben begab sie sich auf ihr eine Viertelstunde von Paris gelegenes Landhaus. Indeß gieng die Flucht doch vor sich, und der König hatte sie wirklich hintergangen. Ich eilte gleich früh Morgens zu ihr, ihr diese Nachricht zu bringen, und im Nothfalle ihr Vertheidiger vor dem empörten Pöbel zu werden: allein ich traf sie nicht; sie hatte sich schon um fünf Uhr, mit einigen in der Eile mit genommenen Louisd'ors auf ein Billet wegbegeben, das ihr von der abgereiseten Königin gebracht war, das folgendermassen lautete: Mein Herz,

„Wir werden schon weit von der abscheulichen Stadt Paris „entfernt seyn, wenn Sie diese Zeilen erhalten; es war nöthig, „daß wir ein Geheimniß daraus machten: suchen Sie sich „schleunigst zu retten, denn es ist möglich, daß ein Gemezel „die Folge dieses lange vorherbedachten und zur Wiederher„stellung der Macht des Königs nothwendigen Schrittes seyn „kann."

In dieser Erwartung hatte sich denn doch die Königin getäuscht; Alles gieng äusserst ruhig ab, und, ohne daß sich irgend das Volk Ausschweifungen hätte überlassen sollen, rief es vielmehr mit großer Fröhlichkeit aus: Wir gewinnen dabei jährlich vierzig Millionen! wir brauchen keines Königs! möge der meineidige Ludwig zum Teufel fahren!

Kurze Zeit, nachdem der König gefangen nach den Thuillerien zurükgeführt worden war, erhielt ich einen Brief von der Prinzessin, in dem sie mir meldete, daß sie sich im ersten Schreken nach Dower geflüchtet, und von da, durch einen Vorschuß, den ihr ein dortiger Gastwirth gethan, nach Spaa begeben hätte, wo sie von ihrem Schwiegervater mit Geld versorgt worden sey, der ihr zugleich auf das inständigste anlage, sogleich zu der unglüklichen mit dem Könige gefangenen Königin zurükzukehren; sie bat mich ihr hierüber meinen Rath zu geben, da sie sichre Proben aus Erfahrung davon hätte, daß ich ein wenig richtiger als ihre bisherigen Rathgeber in die Zukunft blikte.

Ich schrieb Ihr folgenden Brief:

„Bleiben Sie, Prinzessin, unter dem Vorwande, daß Ihnen „der Gebrauch des Spaaer Brunnens für Ihre durch den Schre„ken gestörte Gesundheit nöthig sey, ja, wo Sie sind, und „kehren um Alles in der Welt nicht jezt wieder an den von „nun an von jeder denkbaren Gefahr bedroheten Hof zu„rük; er ist in einen so allgemeinen Haß gefallen, daß ich „keinen Tag lang für seinen Bestand mich verbürgen möchte. „Wie schmerzlich würde es nicht für alle diejenigen, die Ihre „denen des verblendeten Hofes so ganz entgegengesezten Ge„sinnungen kennen, seyn, wenn Sie mit in den Umsturz des„selben verwikelt werden sollten. Dießmal also endlich, Prin„zessin, hören Sie auf keine Bitten, keinen Befehl, keine „Drohungen Ihrer Verwandten und Freunde; schüzen Sie „nur vor, daß ich es Ihnen selber anbefohlen, den Spaaer „Brunnen zu brauchen; jedermann weiß, daß das Vertrauen „auf mich kein ungebildetes ist, sondern auf guter Erfahrung „beruht; nach meinen Beobachtungen ist Paris ein täglich und „stündlich gefahrvollerer Ort, für den mehr als halbausgewan„derten und gefangen zurükgeschleppten König; die Staat „liegt in einer sehr stürmisch gewordenen chronischen Krank„heit darnieder, und ich sehe nichts als Quaksalber mit seiner „Wiederherstellung beschäftiget, so daß man die allertraurig„sten Folgen entstehen zu sehen befürchten muß."

Dieser Brief und noch vier andere noch nachdrüklichere, hielten indeß die unglükliche Fürstin doch nicht von der ihr so dringend widerrathenen Zurukkunft ab; sie langte unvermuthet in Paris an. Man hat es gewollt! sagte sie zu mir, Thränen in den Augen, ich habe zurükkehren müssen! mein lezter Wille, den ich in Spaa aufgesezt, wird meinen Freunden einst zeigen, was für ein Schiksal ich für euch und den Hof vorhergesehen habe, allein ich muß wider meinen Willen und alle meine Neigung gehorchen, und mich mit dem von mir gehaßten Hofe ins Verderben stürzen.

Sie blieb also, vor wie nach, in ihrer traurigen Stelle, und fuhr fort, die Thuillerien mit dem von den Nationalgarden bewachten Könige zu bewohnen. Die Zeit, die von der Wiedereinsezung Ludwigs auf seinen Thron und seiner aufrichtig scheinenden Annahme der ihm vorgelegten Staatsverfassung, bis zum zehnten August 1792 verfloß, machte die lezten erträglichen Tage aus, die diese unglükliche Frau erlebte, die es mir als Arzt gelungen war, von einem zu frühzeitigen Grabe zu retten, die aber alle meine, mit der entschlossensten Wagniß meines Lebens angewandten Bemühungen leider nicht den Händen ihrer blutigen Mörder zu entreissen vermocht haben.

Drukfehler in den Europ. Annalen 1805. St. 3.

S. 271. Z. 9. st. hier wieder, l. hinwieder. S. 277. Z. 13. st. Regierungen l. Regierung. S. 278. Z. 8. st. eignet l. eigneten. Z. 12. von unten l. zahllose. Z. 6. von unten st. die eine l. die einen. S. 281. Z. 16. st. glaube l. glaubte. S. 282. Z. 15. st. Herrnstellen l. Ehrenstellen. S. 286. Z. 16. st. Rechte l. Ruhe. S. 288. Z. 12. st. Verordnungen l. Unordnungen. S. 290. Z. 15. von unten st. an, es hieße, Furcht verrathe es, l. an, es hieße Furcht verrathen. S. 292. Z. 19. st. Verstandes l. Umstandes. S. 298. Z. 5. l. colossalen. Z. 10. st. einer l. eines.

Hartleben allgemeine teutsche Justiz- und PolizeyFama.
1805. April.

Inhalt.

Polizey. Ein freymüthiges Wort zur billigen Beurtheilung der Erlanger Polizey. — Neueste Armenanstalten zu Leipzig. — Glücklicher Fortgang der Impfanstalt zu Insbruck. — Nothwendigkeit der Sorgfalt für die Schiffbarmachung und Regulirung der Flüsse, mit Rücksicht auf den Innstrom. — Schiefe Methode des gewöhnlichen Chausseebaues. Vorschläge zur Verbesserung derselben. — Einige Erinnerungen für die Vezerinär-Polizey. — Salzburger Dienstordnung für praktische Aerzte. — Wörtlicher Abdruck des Schreibens eines fränkischen Schulmeisters an einen Scharfrichter, — ein Beytrag zur Nothwendigkeit der Verbesserung der Schullehrer-Seminarien. — Zweckmäßige Maasregeln zur schnellen Verfolgung der Verbrecher, besonders in Bezug auf Tyrol. — Entfernung der Geistlichkeit in einem oberdeutschen Staate, wahrscheinlich wegen überfliessender Aufklärung. — Falsche Pässe auf den Namen der Polizey zu Donaueschingen. — Gefährlicher Gebrauch der Oblaten bey Sigillirung der öffentlichen Urkunden, und zweckmäßige Mittel zur Sicherheit derselben. — Sicheres Polizeymittel, dem unmäßigen Brandtweingenusse unter dem Volke mit einem Male Einhalt zu thun. — Wenn Schul-Inspektoren nicht Pädagogik verstehen, und die Schulen ihres Bezirks selten oder gar nie besuchen, so muß nothwendig daraus für das Schulwesen der größte Nachtheil entstehen. — Aechte Ansichten der Waldungen und Forste, samt der Geschichte des Forstwesens. — Zustand der öffentlichen Sicherheit. Verletzungen derselben durch das verdorbene Gesinde. Vorschläge zur Verbesserung. — Kurerzkanzlerische Bäckerordnung. — Denkmal außerordentlicher Verwendung für öffentliche Anstalten. — **Justizwesen.** Ueber die richtige Erklärung des Text II. Feud. 45. in Beziehung auf leztwillige Dispositionen, besonders in Preußen. — Meine Gedanken über das Glaubensbekenntniß des Herrn Assessors Weber über den obersten Grundsatz und den Maaßstab peinlicher Strafen. — **Neue Litteratur.** — **Miszellen.** — **Justiz- und PolizeyAnzeigen.**

Inhalt des oberdeutschen Justiz- und Polizey-Anzeigers als ordentlichen Beilage zur allgemeinen deutschen Justiz- und Polizey-Fama.

Neue Erfindung eines Wasser-Wagens. — Eine Maschine, womit man von einer Wiese das Wasser wegschaffen kann. — Methode, Baum-Früchte zu vergrößern, und früher zur Reife zu bringen. — Eine neue Wasch-Maschine. — Beschreibung eines neuerfundenen Butter-Fasses. — Methode, Silber kalt zu vergolden. — Nuzen des doppelten Pfropfens der Bäume. — Ersparniß der Saat-Kartoffeln. — Ueber die beste und vortheilhafteste Art, aus den Runkel-Rüben Syrup, Zuker und Brandtwein zu erzeugen. — **Justiz- und Polizey-Anzeigen.**

Cotta'sche Buchhandlung in Tübingen.